

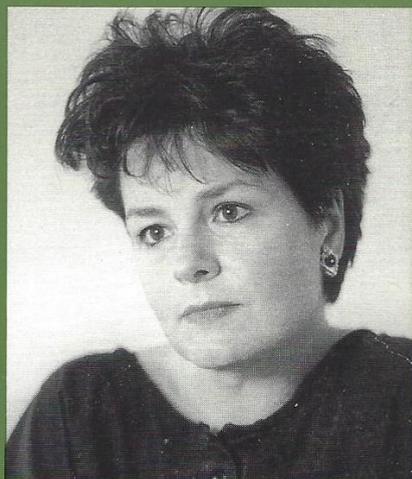


Annette Frei

Die Welt ist mein Haus. Das Leben der Anny Klawa-Morf

Limmat Verlag

Anny Klawa-Morf, geboren 1894, ist Arbeiterin und Sozialistin. Die Härte des Arbeiterlebens erfuhr sie am eigenen Leib und kämpfte seit ihrer Jugend für eine bessere Welt und für die Rechte der Frauen – geleitet von der Bereitschaft, anderen zu helfen, ohne je daraus eigenen Vorteil zu ziehen. Hautnah erlebte sie die Revolutionen nach dem Ersten Weltkrieg, und sie kannte bedeutende Zeitgenossen wie Lenin und Nadeshda Krupskaja. Eine eindrückliche Zeugin dieses Jahrhunderts.



Annette Frei ist Historikerin und Journalistin. Sie ist mit Anny Klawa-Morf seit langem eng befreundet und drehte einen Fernsehfilm über sie. Dieses Buch schrieb sie anhand von langen Gesprächen mit ihr sowie persönlichen Dokumenten.

Limmat Verlag

Annette Frei

Die Welt ist mein Haus.
Das Leben der Anny Klawa-Morf

Limmat Verlag Genossenschaft
Zürich

Die Autorin dankt folgenden Institutionen
und Organisationen für die Unterstützung:
Pro Helvetia, Zunft zu Mittellöwen Bern,
Cassinelli-Vogel-Stiftung, Stiftung zur
Erforschung der Frauenarbeit, Schweizerischer
Gewerkschaftsbund.

Das Erscheinen dieses Buches wurde
durch eine Unterstützung der Stadt Bern
ermöglicht.

2. Auflage

Umschlagbild: 1. Mai-Umzug 1912 in Zürich auf der Münsterbrücke

Foto der Autorin von Mike Frei R.

© 1991 by Limmat Verlag Genossenschaft, Zürich

ISBN 3 85791 178 6

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Trotz alledem, wen wundert's, bin ich immer noch meiner Meinung. Ich kann den Traum von einer gerechteren Gesellschaft in mir nicht auslöschen. Dieser Traum ist älter als alles, was sich Kommunismus nannte. Er ist so alt wie die Menschheit und wurde immer wieder getötet, weil er halt immer wieder auferstand.

Wolf Biermann, 1990

Inhalt

I	Wie das Buch entstand	9
II	Jugendjahre	17
	Kindheit	79
	Erwachsen werden	40
	Die junge Sozialistin	61
	Bittere Erfahrungen	109
III	Die Zeit mit Janis	139
	Ehe und Familie	141
	Ein offenes Haus	164
	Frauenbewegung	168
	Die Roten Falken	177
	Der Spanische Bürgerkrieg	191
	Faschismus und Krieg	209
IV	Lebensneige	223



I Wie das Buch entstand

Angefangen hat es vor mehr als zehn Jahren.

1980 arbeite ich an meiner Lizentiatsarbeit zum Thema «Arbeiterbewegung und Frauen in der Schweiz um die Jahrhundertwende» und komme einfach nicht vorwärts. Die Arbeiterfrauen waren bis dahin nie Gegenstand der Forschung, und dass es in der Schweiz eine sozialistische Frauenbewegung gab, ist in Vergessenheit geraten. In den traditionellen Werken zur Geschichte der Arbeiterbewegung kommen die Frauen praktisch nicht vor. Ich durchsuche Protokollbücher und Berge von alten Zeitungen, kämpfe mich durch Dutzende von Archivschachteln und stosse schliesslich auf ein paar schmale Broschüren, die kurz nach der Jahrhundertwende geschrieben wurden: Betty Farbstein, Zina Lilina, Johanna Elberskirchen und Anny Morf heissen die Autorinnen, die sicher schon längst tot sind.

Die Quellen aus Papier genügen mir aber nicht, sie bleiben seltsam blutleer. Ich will wissen, wie die Arbeiterinnen damals gelebt und gekämpft haben und mache mich auf die Suche nach Frauen, die jene Zeit erlebten. Ein Kollege in Bern macht mich aufmerksam auf Anny Klawa-Morf. Der Name macht mich stutzig. Sollte das die Tochter jener Frau sein, die die Broschüre «Gleiche Pflichten, gleiches Recht: Gleiche Arbeit, gleicher Lohn» geschrieben hat? Ich schreibe ihr und bekomme umgehend Antwort. Ich solle sie besuchen, sie würde sich freuen.

Anny Klawa-Morf wohnt an einer ruhigen Seitenstrasse im Berner Arbeiterquartier Länggasse, in einem typischen Haus der fünfziger Jahre, wo alles zu knapp ist: das Treppenhaus eng, die Küche winzig, die Zimmer klein.

Anny Klawa-Morf begrüsst mich mit einem fröhlichen Lachen. Sie hat lustige braune Augen. Ihr Gesicht ist rosig und für eine Frau in so hohem Alter erstaunlich faltenlos. Die schneeweissen Haare

hat sie im Nacken zu einem Knoten geschlungen. Sie trägt einen einfachen Rock und darüber eine Hausfrauenschürze.

In ihrer Wohnstube steht ein grosser Arbeitstisch, beladen mit Dokumenten, Briefen, Zeitungsausschnitten, neuen und alten Büchern. Eine Wand des Zimmers ist von oben bis unten mit Büchern tapeziert. Wertvolle alte Bände sind darunter, die das politische Engagement der Leserin zeigen: Werke der Väter des Sozialismus (Marx, Engels, die Frühsozialisten und August Bebel), Biographien von Lily Braun, Angelika Balabanoff und Robert Grimm, Romane von Upton Sinclair, Tolstoi, Gorki und Heinrich Mann.

Ich zeige ihr die Broschüre – sie stammt immerhin aus dem Jahr 1916 – und frage sie, ob die Verfasserin ihre Mutter gewesen sei. Sie lacht und sagt, das habe sie selber als junges Mädchen geschrieben. Ganz aufgeregt hole ich mein Tonband hervor und mache mit ihr ein erstes Interview. Sie erzählt mir, was sie und die andern Arbeiterinnen damals für Sorgen hatten, sie erzählt vom knappen Lohn, von der langen Fabrikarbeit, den engen Wohnungen und der mühsamen Hausarbeit. Sie schildert die Versammlungen der Arbeiterinnen und ihre politische Arbeit.

Vor meinen Augen entstehen farbige Bilder aus einer fernen Zeit. Ich bin glücklich. Beide können wir nicht ahnen, dass das der Anfang einer langjährigen Zusammenarbeit und Freundschaft ist.

Einige Wochen später bringe ich ihr die Abschrift des Interviews, und von da an komme ich immer wieder nach Bern und befrage sie. Langsam bekommt mein Thema Konturen. Durch ihre Berichte lerne ich die Arbeiterinnen, deren Alltag und politische Arbeit immer besser kennen. Meine Lizentiatsarbeit, die ich Jahre später zur Dissertation ausbauen und unter dem Titel «Rote Patriarchen» veröffentlichen werde, beruht in vielem auf den Gesprächen mit Anny Klawa-Morf.

Auch nach Abschluss der Arbeit besuche ich sie oft. Da ich ab und zu für das Fernsehen arbeite, ist die Idee eines Films naheliegend. Eine Kollegin, die Fernsehregisseurin Ellen Steiner, lässt sich davon begeistern, und gemeinsam verwirklichen wir 1982 den Film «Ich habe nie ufgä». Er erzählt das Leben Anny Klawa-Morfs, verwebt es mit der Geschichte der Arbeiterinnenbewegung und dem damaligen Arbeiterinnenalltag und schildert zugleich das Entstehen unserer

freundschaftlichen Beziehung, die durch die Dreharbeiten noch vertieft wird. Die Arbeit macht uns allen grossen Spass, Anny, Ellen und ich lachen sehr viel miteinander, und auch die drei Männer von der technischen Equipe lassen sich vom Charme der alten Dame bezirzen. Drei Wochen sind wir fast jeden Tag zusammen. Wir drehen in Bern und in Zürich, wo wir die Schauplätze von Annys Kindheit und Jugend besuchen. Sie ist zum ersten Mal wieder an der Feldstrasse, im Haus, wo sie vom Vater zum Fenster hinausgeworfen wurde, und sie sieht die Fabrikhäuser in Albisrieden wieder, wo sie Abend für Abend ihre Knopflöcher machte und den grossen Streik von 1906 erlebte.

Anny hat grossen Spass an der Arbeit. Auch wenn eine Einstellung zum dritten und vierten Mal wiederholt werden muss, ist sie mit Eifer bei der Sache. Sie holt ihre Vergangenheit an den Tag. Vieles, woran sie lange nicht mehr dachte, kommt nun zum Vorschein. Sie scheut sich auch nicht, sehr offen über die Probleme in ihrer Familie zu erzählen.

Während der Dreharbeiten ist zwischen uns eine Beziehung wie zwischen Mutter und Tochter entstanden. Wir sehen uns weiterhin häufig, auch nach der Geburt meiner beiden Kinder, für die Anny die Grossmutter ist, die sie nicht mehr haben.

Aus der Arbeit am Film entsteht die Idee einer Biographie. Jahrelang bleibt es bei der Idee, obwohl Anny einige biographische Texte zusammensucht, die sie früher geschrieben hat. Die persönliche Situation von uns beiden verzögert das Projekt. Anny hat nach dem Rummel um den Film und den neunzigsten Geburtstag eine Depression, weil beides nicht nur Wohlwollen, sondern auch viel Neid ausgelöst hat, und ich muss mir nach dem Lizentiat eine Arbeit suchen, bekomme bald darauf zwei Kinder und habe keine Zeit mehr für anderes. Erst 1988, nachdem ich meine Dissertation geschrieben habe, wird mir klar, dass kostbare Zeit verstreicht. Ich setze mir einen Termin und mache mich an die Arbeit. Monatelang besuche ich sie jede Woche einmal. Wir essen, plaudern und arbeiten miteinander. Stundenlang frage ich sie aus über ihr Leben. Unzählige Kassetten werden besprochen, abgeschrieben und verarbeitet, kiloweise wird Material zwischen Bern und Zürich hin- und hergeschleppt und ausgewertet.

Mit der Zeit kenne ich ihr Leben fast so gut wie sie selber, obwohl es auch heute noch passiert, dass sie mir etwas erzählt, das mir neu ist, denn ihr fast hundertjähriges Leben ist überreich. Aber irgendwann muss das Buch abgeschlossen werden.

Das Buch setzt sich aus vielen Einzelstücken zusammen: aus Annys Artikeln und Aufzeichnungen, die meist aus den zwanziger, dreissiger und vierziger Jahren stammen, aus Fotografien aus ihrem Besitz, aus Dokumenten und aus unzähligen Versionen von Gesprächen. Meine Arbeit war es, diese Puzzleteile zusammenzufügen, wobei ich bewusst die Ich-Form beibehalten habe. Der Text wurde von mir stark bearbeitet, aber Anny hat ihn immer wieder gelesen. Sie ist mit der vorliegenden Fassung einverstanden.

Die Zeit mit Janis, ihrem Mann, war Annys glücklichste Zeit. Ihr Leben ist bestimmt durch zwei Zäsuren: den Tag, als Janis in Annys Leben trat, und seinen Tod. Dem entspricht auch die Einteilung des Buches. Gegenstand des ersten Teils sind die Jahre der Kindheit, Jugend und des politischen Suchens, der zweite Teil schildert die Jahre der Ehe und des fruchtbaren politischen Wirkens. Das letzte Drittel von Annys Leben, das seit der Aufnahme der Berufsarbeit und im hohen Alter ruhiger geworden ist, wurde im dritten Teil zusammengefasst.

Der Schlüssel zu Annys Leben, ihrem sozialen Engagement und ihrem ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl ist in ihrer schweren, traurigen Kindheit und in der Beziehung zu ihren Eltern zu finden.

Anny hatte ein sehr gutes Verhältnis zur Mutter. Die Mutter stand schon als Kind auf der Schattenseite des Lebens und hatte sich früh in ihr Schicksal gefügt. Sie war eine stille Frau, die ihren Kindern nie ein böses Wort gab. Anny stand ihr von klein auf sehr nahe. Abend für Abend sass sie neben ihr auf dem Schemel und arbeitete, und die Mutter erzählte ihr aus dem Leben oder weihte sie ein in ihre Probleme, wenn sie wieder einmal kein Geld hatte. Dass Anny der Mutter half, die Familie zu ernähren, gab ihr ein starkes Gefühl von Verantwortung und Solidarität, was ein Kind heute kaum mehr nachempfinden kann. Sie wurde von der Mutter schon früh als ebenbürtig, fast als Erwachsene behandelt. Viel von Annys lebenslangem Engagement ist im Verhältnis zur Mutter zu suchen.

Die Beziehung zum Vater war ebenfalls prägend für Anny. Sie war schon als Kind Zielscheibe seiner Angriffe, vielleicht erkannte er unbewusst ihre rebellische und gerechtigkeitsuchende Art. Als einzige bot sie ihm die Stirn und führte ihm sein Versagen vor Augen. So wie sie damals diese Zustände nicht hinnehmen und etwas verändern wollte, hat sie auch später immer wieder gehandelt.

Annys Vater war ein vom Leben Benachteiligter. Er hatte früh die Eltern verloren und kam zu Leuten, die sich kaum um ihn kümmerten. Er musste einen Beruf lernen, der ihm nicht zusagte und fühlte sich sein Leben lang betrogen. Seine Frustration machte ihn zum Alkoholiker, mit allen Auswirkungen, die diese Krankheit für die nächste Umgebung mit sich bringt. Seine Familie litt unter ihm, denn er brachte kein Geld heim und wurde gewalttätig. Anny war die einzige, die versuchte, etwas gegen diese Zustände zu unternehmen. Mutter und Schwestern nahmen es einfach hin. Anny versuchte es beim Fürsorgeamt, aber dort nahm man den Vater in Schutz. In der Verzweiflung wollte sie ihn sogar einmal umbringen. Schliesslich erreichte sie – wieder sie -, dass die Mutter den Vater verliess.

Anny sah ihren Vater als erwachsene Frau nur noch einmal, kurz vor seinem Tod, und auch damals konnte sie ihre Angst kaum überwinden. Aber heute, aus einem tiefen Verständnis für seine Lebenssituation, hat sie ihm verziehen.

Die Familiensituation ist der Schlüssel zu ihrem Leben als Erwachsene. Dass sie der Mutter schon als kleines Kind bei der Erwerbsarbeit helfen musste und in die Existenzprobleme der Familie eingeweiht wurde, machte sie zu einem überernsten Kind und zu einem Menschen, der überall Verantwortung übernahm. Erst in ihrer Ehe entdeckte sie, dass sie eigentlich eine fröhliche Natur war, die viel und gerne lachte. Das Beispiel des Vaters belastete lange das Verhältnis zu Männern, und sie brauchte lange, um ihre Abneigung zu überwinden. Ohne die Behutsamkeit und Feinfühligkeit ihres Mannes hätte sie es vielleicht nie geschafft.

Dass ich Anny kennenlernte und mich mit ihrem Leben beschäftigen durfte, ist für mich ein grosses Glück. Ich habe von ihr unendlich viel gelernt, und aus den Gesprächen mit ihr, ob es nun um ihr Leben, um Politik oder um meine Alltagsorgen mit den Kindern ging, habe ich immer etwas Gutes mitgetragen.

Sicher liegt das daran, dass Anny eine aussergewöhnliche Frau ist. Sie hat ein Leben lang mit grosser Selbstverständlichkeit und Beharrlichkeit für die Idee einer gerechteren Gesellschaft gekämpft, dabei Erfolge und Rückschläge erlebt, und ihre fast hundertjährige Erfahrung hat sie gelehrt, dass die Geschichte wie das Pendel einer Uhr von der einen zur andern Seite ausschlägt. Was gestern Trumpf war, ist heute vergessen, und was jetzt verdammt wird, ist morgen die Hoffnung der Jugend.

Anny ist weder verbittert noch nörgelnd wie viele alte Leute, und ich habe nie gehört, dass sie über die Jungen von heute schimpft. Sie kann zuhören und versucht, auch Neues zu verstehen. Ich habe durch sie ein heute fast verlorengangenes Stück Kultur gefunden: Das Lernen von den weisen Alten. Es wäre schön, wenn sich durch dieses Buch etwas davon auch andern vermitteln würde.

Zum Schluss ein Dank an alle, die zum Gelingen des Buches beigetragen haben:

Meinem Mann Jean-Michel Berthoud und meinen Kindern Djamilia und Selim, ferner René Berthoud, Barbara Bosshard, Guido Frei, Mike Frei R., Wolfgang Frei, Anne Gretener und Vreni Nufer.



II Jugendjahre

Kindheit

Ich war immer sehr stolz auf meine Grossmutter, eine französische Revolutionärin aus der Zeit der Revolution von 1848, und eigentlich knüpft mein Leben an ihrem an. Sie hiess Leonie Arlaud und wurde 1823 als Tochter eines Weinhändlers in der Bretagne geboren. Mit siebzehn Jahren musste sie einen Minister namens Alibert heiraten und bekam ein Kind, sie liebte aber den Mann nicht und trennte sich bald von ihm. Wegen ihrer Beteiligung an der Französischen Revolution von 1848 musste sie mit ihrem Kind flüchten. In Genf bekam sie Asyl. Dort heiratete sie meinen Grossvater Morf und bekam nochmals vier Kinder. Sie hatte vier Töchter, Léonie, Emilie, Marie und Henriette, und einen Sohn, meinen Vater Robert, der 1869 geboren wurde.

Robert war der jüngste. Als seine Eltern kurz nacheinander starben, kam er zu einem Vetter ins Neeracher Ried in Pflege. Seine Schwestern waren schon aus der Schule und konnten als Dienstmädchen ihr Brot selber verdienen. Er wäre gern Schlosser geworden, aber in Neerach gab es keine Metallfabrik, und er musste froh sein, dass ihn der Dorfbäcker in die Lehre nahm. Er liebte seinen Beruf aber nie, und nach der Lehre zog es ihn in die Fremde. Seine Wanderschaft führte ihn bis nach Norddeutschland, aber schliesslich kam er wieder nach Basel, wo seine Schwestern wohnten. Er fand Arbeit als Hilfsarbeiter und lernte bald darauf meine Mutter kennen.

Meine Mutter erzählte mir oft aus ihrer Kindheit.

Sie hiess Emma Ledermann und wurde 1865 in Schwarzhäusern im Kanton Bern geboren. Ihr Vater war bei einer Baufirma angestellt, um mit Pferd und Wagen Steine zu fahren. Meine Mutter war das neunte Kind. Wie alle ihre Geschwister konnte sie nicht daheim bleiben. Mit drei Jahren kam sie als Verdingkind zum «Bucher-Sa-

mi», einem Griesweber, der den groben blauen Stoff der Bauernhemden wob. Er lebte in einem Bauernhaus, dessen Dach fast bis zum Boden reichte. Die kleinen Fenster liessen weder Luft noch Licht herein. Es waren arme Leute, die auf die fünfzig Franken, die die Gemeinde jedes Jahr für das Kind zahlte, angewiesen waren. Meine Mutter musste ihr karges Brot mitverdienen und suchte Erdbeeren in den umliegenden Wäldern. Ein Körbchen gab drei Batzen. Oder sie schleppte Säcke voll Tannzapfen. Vor lauter Hunger stahl sie manchmal die Abfälle in der Sautränke.

Nach einigen Jahren brachte man sie auf einen grossen Bauernhof. Sie bekam ein Bett oben im «Gaden» mit einer Magd zusammen. Die Gesindestube war ihr Aufenthaltsraum. Mit acht Jahren musste sie schon um fünf Uhr aufstehen und Holz in die Küche tragen, Sommer und Winter. Hier kriegte sie zum ersten Mal ein Paar richtige Schuhe, denn ihre Strohpantoffeln waren kaputt. Aber ihre Füsse schmerzten im harten Leder, und oft trug sie die Schuhe am Arm statt an den Füssen. Sie bekam auch neue Kleider, die aus anderem Stoff waren als aus den blauen Resten des Grieswebers, und sie ass Brot statt Kartoffeln. Der Hunger der frühen Jahre war vorbei. Aber sie sah kein Mutterlächeln und bekam keine Liebe.

Meine Mutter hatte gar keinen Kontakt zu ihren Geschwistern. Als junges Mädchen arbeitete sie bei einem Zigarrenfabrikanten in Menziken als Dienstmagd. Dort stand im Gang ein Tischchen für die Wanderburschen, die früher oft unterwegs waren und in den Häusern zu essen bekamen. Einmal brachte sie einem dieser Burschen die Suppe. Als sie den Teller wieder holen wollte, war er weg. Die Suppe war unberührt und neben dem Teller lag ein Zettel: «Ich bin Dein Bruder.»

Meine Mutter erzählte mir einst, in der Schule hätten sie ihr nachgerufen, ihr Bruder sei ein Zuchthäusler. Als ich schon lange verheiratet war, ging ich einmal nach Schwarzhäusern, wo sie aufgewachsen war, und fragte auf der Gemeinde nach den Gerichtsakten. Ihr Bruder war tatsächlich in Aarwangen im Gefängnis gewesen, weil er ein Stück Brot erbettelt hatte. Das war verboten und gab einige Tage Gefängnis.

Meine Eltern verlobten sich am 14. Juni 1891. Es war ein denkwürdiger Tag. Sie wollten einen Ausflug machen ans Sängerkfest in Mün-

chenstein, aber mein Vater musste noch zu seiner Schwester Leonie. Meine Mutter wartete am Bahnhof Basel auf ihn und war ganz aufgeregt, denn er kam einfach nicht. Als der Zug gerade wegfuhr, kam er endlich angerannt. Diese Verspätung war ein Glück. Der Zug, den sie verpassten, fuhr über eine Brücke, und die krachte zusammen. Die Wagen fielen in den Fluss, fünfundsiebzig Passagiere waren tot und hundertdreissig verletzt.

Meine Eltern heirateten noch im gleichen Jahr. Kurz darauf wurde meine Schwester Emmy geboren und kaum zwei Jahre später ich. In einer der düsteren Mietskasernen an der Colmarstrasse in Basel kam ich zur Welt, am 10. Januar 1894 morgens um sieben Uhr. Der Winter war so kalt, dass die nassen Windeln auf dem Estrich drei Tage lang gefroren waren.

Die Schwestern meines Vaters – die eine hatte ein Seidengeschäft, die andere einen Schuhladen – verhalfen ihm zu einem kleinen Nudelgeschäft. Damals gab es noch keine Nudelfabriken.

Als ich ganz klein war, schaute ich gern zu, wenn mein Vater aus einem Klumpen Teig die Nudeln machte. Mit einem langen Holzstab fuhr er immer wieder darüber, bis der Teig ganz dünn war, und dann schnitt er feine Streifen. Meine Mutter wog die Nudeln ab und verpackte sie in Papiersäcke. Auf den Säcken standen Namen und Adressen der Kunden, und mein Vater fuhr mit einem Handkarren von Haus zu Haus.

Das Hausieren lag ihm aber nicht. Eines Tages liess er das Nudelgeschäft stehen und verschwand nach Zürich.

Meine Mutter wollte das Geschäft nicht weiterführen. Sie hatte Schulden, und die Tanten, die das Geld für das Geschäft geliehen hatten, waren wütend und wollten nicht einspringen. So wurden wir betrieben. Männer kamen in unsere Wohnung und nahmen alles mit, das Geschirr, unsere Betten und sogar meinen Puppenwagen mit der Puppe.

Ich war damals vier Jahre alt. Meine Puppe Meieli und mein Puppenwagen waren meine ganze Welt. Ich verstand nicht, was geschehen war und weinte tagelang.

Der Vater war in die Ostschweiz gezogen. Er wollte bei Saurer in Arbon als Handlanger arbeiten, aber es wurde nichts daraus. Trotz-

dem liess er nun meine Mutter, meine Schwester Emmy und mich nachkommen.

Zum ersten Mal in meinem Leben fuhr ich mit der Eisenbahn. Und dann sassen wir am Bodensee auf einer Bank und assen zu Mittag. Es war schon spät am Nachmittag. Vater hatte Wurst und Brot gekauft, und in einer Flasche hatte er Milch mitgebracht. Emmy wollte schlafen. Vater legte sie auf die nächste Bank, und sie schlief ein. Ich bewunderte den grossen weiten See. Nichts als Wasser und Wasser.

«Du, Mutter, was ist da drüben, über dem Wasser?» fragte ich.

«Dort sind Häuser, Dörfer und Städte», sagte sie.

«Du, Mutter, warum gehen wir nicht heim?»

«Weil wir kein Heim haben!»

«Warum haben wir kein Heim?»

«Weil Vater keine Wohnung gefunden hat.»

«Wohin gehen wir jetzt?»

Da weinte meine Mutter. Es wurde dunkel, der Mond ging auf, und im Wasser widerspiegeln sich die Bäume.

In einem Bauernhaus fanden wir schliesslich Unterkunft. Wir wohnten alle in einem Zimmer. Die Bauersfrau holte für die Mutter Arbeit und lehrte sie Spitzen ausschneiden. Ich durfte die schönen weissen Stoffstreifen halten. Stundenlang sah ich der Mutter zu und staunte, was unter ihren Fingern alles entstand. Oft, wenn ich wach wurde in der Nacht, brannte das kleine Lämpchen noch. Die Mutter sass am Tisch und hantierte mit dem Scherchen herum.

«Warum kommst du nicht ins Bett?» fragte ich.

«Ich komme gleich», war gewöhnlich die Antwort.

Tagsüber liess die Mutter manchmal den Kopf auf die Spitzen fallen und schlief ein. Wenn wir sie etwas fragten, erschrak sie, und hastig flog die Schere wieder durch den Stoff.

Frühmorgens, wenn wir Kinder noch schliefen, holte die Mutter in der Käseerei die Milch. Eine gute halbe Stunde musste sie zu Fuss gehen. Dort bekam sie die Milch billiger. Sie war zwar schon abgerahmt, aber weil wir nicht mehr Geld hatten, mussten wir zufrieden sein mit der Zentrifugmilch.

Immer noch dachte ich an mein Meieli und den Puppenwagen. Wenn Emmy und ich Familie spielten, war ich der Vater und jagte die Männer weg, die alles holen wollten. Glasscherben und Holz

waren unser Spielzeug. Die Mutter hatte uns aus Lumpen Puppen gemacht. Aber ich konnte mein Meieli nicht vergessen. Immer dachte ich darüber nach, warum wir nicht mehr in Basel waren und warum der Vater nie zu sehen war. Die Mutter sagte uns oft, er komme eben spät heim und gehe am Morgen früh zur Arbeit. Nur am Sonntag sahen wir ihn.

Wenn ich nachts durch einen Stoss von Emmy erwachte – wir schliefen im gleichen Bett -, konnte ich oft nicht wieder einschlafen, und dann tauchten viele Fragen auf. Warum hatten wir nur ein Zimmer? Warum gab es nur zweimal im Tag zu essen? Warum brannte das Licht nachts immer? Warum war die Mutter nie im Bett, seit wir hier wohnten? Warum lachte sie nie mehr, spielte nie mehr mit uns?

Dann hiess es wieder packen. Ein Korb fasste alle Habseligkeiten. Mutter weinte, als wir von der Familie Abschied nahmen. Die Frau sagte: «Der liebe Gott hilft weiter, weinen Sie nicht. Der liebe Gott hilft allen Leuten. Glauben Sie, dann ist alles gut. Betet, ihr Kinder, und nun behüte euch Gott!»

Mit der Bahn ging es weiter.

«So, jetzt habt ihr dann ein Heim», sagte der Vater.

«Gehen wir wieder nach Basel?» fragte ich.

«Ach, du mit deinem Basel», sagte er, «dorthin will ich nicht mehr.»

Da begann ich zu weinen. Ich hatte Meieli noch immer nicht vergessen.

Für kurze Zeit wohnten wir in Herisau. Die Mutter arbeitete den ganzen Tag, oft auswärts bei Bauern. Wir Kinder waren uns selber überlassen. Obwohl ich die jüngere war, spielte ich für Emmy die Mutter. Ich musste den Petroleumherd anzünden und Milch kochen. Die Mutter stellte dafür einen kleinen Schemel vor den Herd. Wir mussten ja zu essen haben, wenn die Mutter nicht heimkam.

Der Winter kam. Es gab viel Schnee, und wir wollten schlitteln wie die andern Kinder. Ein Brett wurde zum Schlitten, zwei Hölzer dienten zur Fortbewegung. Der Winter war eisig, und uns fehlte das Heizmaterial. Es war kalt in der Stube. Wenn die Mutter Strümpfe stopfte, hauchte sie immerzu in die Hände, denn die waren ganz steif vor Kälte. Oft wärmte sie sie unter der Bettdecke, wo wir Kinder schliefen.

Aber der Winter war noch nicht vorbei, als wir schon wieder fort mussten.

«So, jetzt aber das letzte Mal», meinte der Vater. «Jetzt habe ich Arbeit in einer Schuhfabrik.»

«Ja, aber Vater, du bist doch Bäcker, wie kannst du Schuhe machen?»

«Das verstehst du noch nicht.» Mein Vater war nicht dazu aufgelegt, mit mir zu reden. Aber auch diese Frage beschäftigte mich. Dass er Nudeln machen konnte, hatte ich ja gesehen, aber Schuhe waren doch etwas ganz anderes.

Wallisellen hiess der Ort. Die Eltern kauften Möbel: ein Bett, einen Tisch, vier Stühle, einen Kasten. Eine Wohnung wurde schnell gefunden. Frau Sterenberger, eine Frau aus unserem Haus, schenkte uns ein grosses breites Bett, damit wir Kinder nicht mehr auf dem Boden schlafen müssten. Das Bett musste mit Stroh gefüllt werden, war aber weich und warm.

Auch die Mutter arbeitete in der Schuhfabrik. Die Möbel mussten abbezahlt werden, und wir brauchten mehr zu essen, damit sie sich wieder erholen konnte.

«Ach, das wäre jetzt schön, wenn Meieli auch hier sein könnte», sagte ich eines Tages zu Frau Sterenberger. Sie erkundigte sich, was das für ein Meieli sei, und begriff schnell. «Du sollst wieder ein Meieli haben. Wie hat es ausgesehen?»

«Mama konnte es sagen und laufen, wenn ich es geführt habe», erzählte ich. «Es ist jetzt im Waisenhaus in Basel.»

Eines Tages kam Herr Sterenberger und brachte mir ein neues Meieli heim. Es war nicht so schön wie das alte, aber es konnte die Augen schliessen. Da tröstete ich mich und dachte: «Wenn ich einmal gross bin, gehe ich nach Basel ins Waisenhaus und schaue, was Meieli macht.»

An Ostern lud Frau Sterenberger uns zum Mittagessen ein. Es gab Gemüse, Kartoffeln und sogar Fleisch, und zwar ein grosses Stück. Wir hatten ganz selten Fleisch, und das war nur für den Vater. Die Mutter ass nie Fleisch. Wenn ich sie fragte, warum, sagte sie gewöhnlich: «Wisst ihr, Kinder, der Vater muss streng arbeiten, da braucht er etwas Kräftiges.»

«Aber du arbeitest doch auch in der Fabrik?»

«Ja, aber der Vater ist ein Mann, das ist etwas anderes.»

Ich konnte das nicht verstehen und fragte Frau Sterenberger, ob sie auch kein Fleisch esse. «Ach, du kleine Fragerin», lachte sie, «natürlich esse ich Fleisch.»

«Meine Mutter sagt, nur der Vater brauche einmal in der Woche Fleisch.»

«Ja, ja», seufzte die Frau, «deine Mutter sollte auch etwas Fleisch essen, es täte ihr gut bei der vielen Arbeit. Wenn dein Vater von der Arbeit heimkäme und nicht zuerst ins Wirtshaus ginge, stände es besser um euch.»

Als es in der Schuhfabrik in Wallisellen keine Arbeit mehr gab, wurden viele Arbeiter entlassen, unter anderem auch der Vater. Mutter hätte noch Weiterarbeiten können.

Wir zogen in den Thurgau, nach Wigoltingen. Die Mutter arbeitete tagsüber in einer Wirtschaft, und spät nachts, wenn wir schon im Bett waren, ging sie noch zum Bodenputzen dorthin. Der Vater arbeitete bald da, bald dort. Wenn die Kostgänger in der Wirtschaft nicht alles aufgegessen hatten, brachte die Mutter in einem Kessel Essen nach Hause. Manchmal gab es auch Brotresten, dann machte sie einen «Alten Mann»: Sie weichte das Brot ein, gab viel Zwiebeln dazu, streute Mehl darüber, knetete es gut durch und formte Kugeln, die sie in sprudelndem Wasser kochte. Wir assen diese Knödel sehr gerne.

Wieder einmal wurde es Weihnachten. Unsere Stube war immer kalt. Mutter konnte manchmal bei einer Familie waschen gehen und bekam zwei Franken und fünfzig Rappen für den ganzen Tag. Morgens um sieben Uhr musste sie dort sein, und am Abend kam sie selten vor acht. Emmy und ich waren den ganzen Tag allein.

Bei einem Bauernhaus liessen wir manchmal ein paar Scheiter Holz mitlaufen und nahmen sie unter die Schürze. Wir versteckten das Holz unter dem Bett, denn wir wollten der Mutter eine Freude machen und erst am Weihnachtstag sagen, dass wir etwas hätten, um die Stube zu wärmen.

Am Heiligen Abend sagte sie: «Kinder, zieht euch an, wir gehen aus!» Wir spazierten durch die dunklen Strassen. Da! Ein Tannenbaum voller Lichter, die Kerzen leuchteten durch die dunkle Nacht. «Oh», rief Emmy, «da ist noch einer!» Und nach einer Weile sahen wir, dass es aus vielen Fenstern hell leuchtete. «Warum haben wir

keinen Baum?» fragte ich. «Weil ich kein Geld habe für einen Baum, und auch nicht für Kerzen», war die Antwort. Wir gingen weiter, dem Walde zu. «Gott zum Gruss», sagte ein Mann, der an uns vorbeiging. Schneegestöber hüllte uns ein, wir froren, und die Mutter weinte. Als wir zurückgingen, leuchteten die Weihnachtsbäume immer noch, und Lieder klangen aus den Fenstern. Wir hörten es auf der Strasse ganz gut: «Oh du fröhliche, oh du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!»

Zu Hause sagte die Mutter: «Geht zu Bett, Kinder, dann bekommt ihr warm.» Am Weihnachtsmorgen fragte sie den Vater: «Hast du kein Geld, um ein Brot zu kaufen? Die Kinder haben Hunger.» Er sagte, sie solle es aufschreiben lassen: «Der Bäcker soll dir einen Vierpfünder geben, ich bezahle später.» Das war unsere Weihnacht.

Aber auch die Zeit in Wigoltingen war kurz. Vater besuchte eines Tages seine Schwester Emilie, die in Zürich einen Lokomotivführer geheiratet hatte, und Onkel Albert versprach, ihm bei der Arbeitssuche zu helfen.

Im Mai 1899 zogen wir nach Zürich. Mein Vater arbeitete bei der Bahn als Gramper. Am Abend kam er müde nach Hause. Er erzählte uns, dass er den ganzen Tag die Steine unter die Bahnschienen pickeln müsse.

Wir hatten eine gute Zeit. Und wie hatten wir Freude, als mein Vater sagte: «Wir werden eine Reise machen, als SBB-Angestellter bekomme ich Gratisfahrkarten.»

So fuhren wir eines Sonntags mit der Bahn nach Bern. Es war noch dunkel, als wir aus der Bahnhofhalle hinausfuhren. Die Sonne schlich hinter einer grossen Wolke hervor und spiegelte sich in der Limmat. Ich konnte mich nicht satt sehen. Da kam eine grosse Burg, dort verdeckten Wälder für kurze Zeit die Aussicht. Roter Mohn leuchtete aus den Kornfeldern, dazwischen tiefblaue Kornblumen. Die Dampflokomotive fuhr an buntgeschmückten Bauernhäusern mit Geranien vor den Fenstern vorbei. Am Waldrand grasten friedlich einige Rehe. Noch nie hatte ich etwas so Schönes gesehen.

«Nun fahren wir über die Aare», erklärte mein Vater. Der Zug fuhr über eine gedeckte Holzbrücke, und kurz darauf stiegen wir in Bern aus.

Im Kornhaus konnte man billig essen. Wir stiegen in einen Keller hinunter, da waren lange Bänke und Tische und viele Männer in Arbeitskleidern, die schon die Suppe vor sich hatten. Das sei aber keine Wirtschaft, sagte Mutter. Eine Frau erklärte uns, das sei eine Speiseanstalt, wir sollten uns nur hinsetzen. Aber ich wollte die Suppe nicht essen, der Blechteller und der Blechlöffel passten mir nicht, sie waren fast schwarz. Daheim hatten wir auch Blechbesteck, aber die Mutter reinigte es immer mit feinem Fegsand, so dass es hell glänzte. «Iss jetzt endlich», fuhr mich der Vater an. Beinahe hätte mir das Blechbesteck den Ausflug verdorben.

An der Josefstrasse 153 hatten wir eine Dreizimmerwohnung gefunden. Wir hatten noch einen Kostgänger, einen Halbbruder des Vaters, der als Heizer bei den SBB arbeitete. Der Onkel zahlte Miete und kam zum Essen. Meine Mutter hatte viel Arbeit. Weil der Onkel unregelmässig arbeitete, musste sie zweimal das Mittagessen kochen, einmal um halb eins, wenn der Vater heimkam, und einmal um halb elf oder um zwei Uhr, je nachdem, wann der Onkel heimkehrte.

Dieser Onkel wollte mich später, als ich etwa vierzehn Jahre alt war, missbrauchen. Ich wehrte mich aber so heftig, dass das Küchengestell umfiel. Später stieg er auf zum Lokomotivführer. Nach einigen Jahren fuhr er mit seiner Lokomotive in Luzern ins Drittklassrestaurant, da wurde er wieder zurückversetzt als Heizer.

Als ich in die Schule kam, wohnten wir an der Feldstrasse 55 in einer Zweizimmer-Dachwohnung. Wir hatten meistens die Dachwohnung, denn die war am billigsten. Mein Vater war arbeitslos geworden und hatte bald da, bald dort Arbeit als Handlanger. Die Mutter nähte Plüschborden an Finken und bekam für das Paar acht Rappen. Mit einem alten Kinderwagen lieferten wir jeweils hundert Paar ab. Sie verdiente etwa siebzig oder achtzig Rappen pro Tag. Das war sehr wenig. Ich kann mich erinnern, dass wir für einen Liter Milch sechzehn Rappen bezahlten, und für ein Kilo Brot zweiunddreissig Rappen.

Unsere Ernährung bestand aus Milch, Brot und Kartoffeln, sonst hatten wir eigentlich nicht viel. Wenn wir Fett hatten, machten wir Rösti, und wenn wir keines hatten, goss meine Mutter Milch zu den Kartoffeln, damit sie ein bisschen weicher wurden. Auch Brennholz

konnten wir uns nicht immer leisten. Die armen Leute suchten damals Holz im Wald. Meine Mutter packte uns manchmal in den Kinderwagen, obwohl wir schon gross waren, damit sie unter der Spreumatratze zwei grosse Holzscheiter verstecken konnte. Die wurden dann heimlich zersägt.

Im Jahr 1900, im ersten Schuljahr, war ich beim Glockenaufzug der St. Jakobskirche am Stauffacher dabei. Die Mutter drehte die Rüschen an meinem Kleidchen mit der Brennschere ein, denn ich musste doch schön sein. Darum kam ich zu spät. Ich stellte mich vorne an und bekam eine Wurst. Plötzlich merkte ich, dass das gar nicht meine Klasse war, und ich stellte mich hinten an bei meinem Lehrer Glattfelder. Da bekam ich noch einmal eine Wurst, die ich mit Hochgenuss verschlang.

Im gleichen Jahr sang ich mit meiner Klasse am Grab Gottfried Kellers auf dem Sihlfeldfriedhof. Sein Grabmal wurde enthüllt. Erst zehn Jahre waren seit seinem Tod vergangen.

Als ich eines Tages aus der Schule heimkehrte, sagte mir meine Mutter: «Nie mehr werde ich dich für die Ferienkolonie anmelden. Weil du so dick bist und rote Backen hast, darfst du nicht in die Ferienkolonie, hat der Lehrer gesagt.»

Ja, das stimmte, dick war ich, und rote Wangen hatte ich auch. Aber wovon? «Salz und Brot macht Wangen rot», sagt der Volksmund. Auch später wurde ich von Lehrern oft gefragt, ob ich in den Ferien gewesen sei. «Ja, ja, du hast es wirklich nicht nötig, du siehst sonst gut aus», war jeweils die Antwort auf mein Verneinen.

In jener Zeit kam der Vater oft schon mitten am Tag betrunken nach Hause. Eines Nachmittags ging ich mit dem Schulsack auf dem Rücken die Treppe hinunter. Im ersten Stock begegnete ich dem Vater. Wortlos packte er mich und warf mich zum Fenster hinaus auf das Trottoir. Mir geschah nichts, nur mein Schulsack, der aus Pappe war, ging in die Brüche. Ich ging trotzdem zur Schule, und mein Lehrer tadelte mich, weil ich zu spät kam und schmutzige Hände hatte.

Als ich von der Schule zurückkehrte, sass die Mutter am Tisch und weinte. Ihre Kleider waren zerrissen, und an den Armen hatte sie blaue Flecken. Auf dem Küchenboden lag zerbrochenes Geschirr. Den Vater hatte die Polizei mitgenommen.

Das war am 6. Juni 1901. Die polizeiliche Verfügung trägt die



*Annys Grossmutter väterlicherseits,
Léonie Morf-Arlaud*



*Annys Mutter, Emma Morf-Leder-
mann*



*Klassenfoto Gesamtschule Wigoltingen 1899. Unterste Reihe rechts aussen:
Anny Morf links aussen ihre Schwester Emmy.*

Nummer 4202. Meine Mutter bewahrte sie auf, und nach ihrem Tod fand ich sie in einer Schachtel. Mein Vater bekam «wegen Tätlichkeiten gegen Ihr Kind Anna» eine Busse von fünf Franken und zwei Tage Arrest.

Am andern Morgen suchte meine Mutter ein Zimmer und zog mit uns und ein paar Habseligkeiten an die Amtierstrasse.

Sie kaufte eine Singer-Nähmaschine auf Abzahlung – sie kostete zwei Franken im Monat – und lernte Herrenhemden nähen. Sie arbeitete für das Konfektionsgeschäft Guggenheim an der Löwenstrasse.

So lebten wir zu dritt in einem Zimmer, meine Mutter, meine Schwester Emmy und ich. Emmy zählte damals acht Jahre, ich sieben. Emmy sollte für die Mutter die Knöpfe an die Hemden nähen, konnte das aber nicht gut. So musste ich es probieren, und Mutter war zufrieden. Eines Tages lehrte sie mich an einem Stoffresten Knopflöcher nähen. Ich war geschickt und brachte ein schönes Knopfloch zustande. Von nun an sass ich nach der Schule auf einem Schemel und nähte Knopflöcher und Knöpfe an die Herrenhemden. Ich war sehr stolz darauf. Emmy musste dafür im Haushalt helfen, einkaufen und aufräumen.

An einem Abend wurde es der Mutter schlecht. Sie legte sich aufs Bett. Ich holte unsere Nachbarin, die der Mutter Tee brachte und fragte, was wir zum Nachtessen kochen wollten. Es war aber nichts zu finden. Die Hemden waren nicht fertig, Mutter hatte deshalb kein Geld, und Emmy konnte nicht einkaufen gehen. Nach einer Weile rief uns die gute Frau in ihre Küche. Auf dem Tisch standen dampfende Kartoffeln und feiner Gerstenkaffee. Wir konnten es fast nicht glauben, es kam uns vor wie vom Himmel geschneit.

Als ich eines Tages von der Schule nach Hause kam, stand der Vater im Zimmer und sprach mit der Mutter. Ich erschrak furchtbar und weinte gleich los. «Musst nicht heulen, weisst du, ich wollte nur schauen, wie es euch geht», sagte der Vater. Die Mutter legte den Arm um mich, und ich trocknete die Tränen an ihrer Schürze ab.

Mein Vater versprach, alles werde nun besser. Er war jetzt bei den Abstinenten und in der Gewerkschaft. Meine Mutter glaubte ihm, und wir zogen wieder zu ihm.

An Weihnachten sagte der Vater, wir bekämen bald ein Geschwisterchen. «Ich will aber keines», protestierte ich gleich.

Am 6. Januar 1902 kam ich von der Schule heim, und da hielt mir eine Frau mein Schwesterchen entgegen, das Röseli. Es sei mit dem Storch zum Fenster hereingeflogen, sagte man mir. Ich war aber gar nicht erfreut. Wir hatten ja immer Hunger, und nun sollte dieses Wesen noch von unserer Milch bekommen. Das kleine Fläschchen stand schon auf dem Tisch.

Die Hebamme sagte dem Vater, er solle den Eimer mit den nassen Windeln auf den Estrich bringen. Der Vater nahm den Eimer und ging auf den Estrich, aber statt die Windeln aufzuhängen, liess er den vollen Eimer stehen. Wie alle Männer machte er nichts im Haushalt. Als er eines Tages in der Küche war, begann die Milch zu kochen. Der Vater rief: «Emma, Emma, die Milch kommt!» statt die Pfanne vom Herd zu nehmen.

Nach der Geburt holte der Vater für die Mutter die Arbeit bei Guggenheim ab, und schon bald ratterte die Nähmaschine wieder. Die Hebamme sagte: «Das ist ja unvernünftig, dass Ihr Mann Ihnen zumutet, am fünften Tag nach der Geburt wieder an der Maschine zu sitzen.» «Er hat ja keine Arbeit», war die Antwort meiner Mutter, «wir müssen doch essen, was bleibt mir da anderes übrig.»

So sass ich wieder auf dem Schemel und war glücklich, der Mutter zu helfen. Von dem kleinen Wesen nahm ich wenig Notiz. Meine Schwester Emmy nahm es aus dem Bettchen und reichte ihm die Flasche, wenn es schrie. Dann wurde es still und schlief ein.

Und dann kam der Vater eines Tages nach Hause und sagte: «So, jetzt wird es anders, ich habe eine Stelle in Albisrieden bei ‚Schäppi-Schweizer‘ in der Maschinenfabrik.» «Gott sei Dank!» Der Ausruf meiner Mutter, die in die Hände klatschte, liess mich ahnen, dass es bei uns besser werden sollte. Arbeit, Zahltag und ein ruhiger Vater waren ein Glück für uns alle.

Wir zügelten an die Dennlerstrasse in Albisrieden. Da standen zwei schöne Häuser, die der Fabrik gehörten. Sie hiessen «Gmeumli», und sie stehen heute noch. Eine Dachwohnung war frei für uns. Rings um die beiden Häuser lagen Gemüsegärten, Wiesen, eine Gärtnerei und ein Bauernhof, das «Meierisli». Es sah alles sehr schön aus. Mein Schulweg dauerte allerdings länger, eine halbe Stunde war es zu Fuss bis ins Dorf.

Uns ging es gut. Vater kam über Mittag nach Hause, es waren ja

keine hundert Schritte von der Fabrik bis zu uns. Wir erhielten auch ein Stück Land, das so gross war, dass wir Kartoffeln und viel Gemüse anpflanzen konnten.

Die meisten Frauen in unserem Haus mussten Heimarbeit machen. Eine flocht Männerhüte aus Stroh, sogenannte «Kreissägen*», die damals modern waren. Auf einem speziellen Ständer, den sie zwischen ihre Knie spannte, knüpfte sie Halm um Halm, bis der Hut seine Form hatte. Jeden Sonntagmorgen lieferte ihr Mann die Hüte in der Fabrik in Bremgarten im Aargau ab. Die Strohflechtereier war dort weit verbreitet. Es war ein schönes Bündel, das er trug, gross, aber leicht. Mit einem Franken zwanzig bis einem Franken fünfzig Rappen kam er heim, das war der Lohn für eine Woche Heimarbeit. Für einen Hut bekam die Frau zehn Rappen.

Auch wir Kinder machten alles Mögliche, um ein paar Rappen zu verdienen. Jeden Herbst wanderten wir auf den «Stadtmist». Es gab damals noch keine Kehrlichtverbrennung. Der Abfall wurde aufgeschichtet und im Spätherbst mit grossen Wagen auf die Felder geführt. Die Bauern pflügten dann den Stadtmist unter die Erde. Wenn der Mist auf den Feldern ausgebreitet war, gingen wir Kinder mit Säcken und Körben, manchmal mit dem Wagen, auf die Suche nach Brauchbarem. Da fanden wir Knochen, Eisenabfälle oder Blech, und das konnten wir dann in der «Lumpi» verkaufen. Für ein Kilo Knochen bekamen wir zwei Rappen, für das Metall anderthalb Rappen. Und das ergab dann manchmal doch etwa fünfzig Rappen, für uns ein Vermögen. In der kalten Jahreszeit hatte es im Stadtmist auch Kohlen. Die sammelten wir, damit wir wenigstens am Sonntag eine warme Stube hatten.

Hinter der Fabrik lag immer ein Haufen Eisenabfälle vom Fräsen. Auch den durchsuchten wir, aber das war eigentlich verboten. Am meisten brauchbare Abfälle fanden wir bei Schlechtwetter. Die Arbeiter wollten nicht so lange draussen stehen, leerten die Karren schneller aus, und kein Vorarbeiter kam nachschauen. Dann lag manchmal ein Extrastück im Abfall, und ich merkte wohl, dass das uns galt. Ein mitleidiger Arbeiter hatte es für uns hingelgt.

Unsere Wohnung gehörte der Fabrik. Jedem Bewohner der Fabrikhäuser stand so viel Land zur Verfügung, als er bebauen konnte. Wir pflanzten Kartoffeln und Gemüse. Ich setzte Hyazinthen in ein kleines Beet.

Auch im Frühling 1906 blühten meine Hyazinthen. «In vier Wochen können wir die ersten Erbsen essen», meinte meine Mutter. Bevor aber die erste Woche vorbei war, kam mein Vater heim und sagte: «Der Streik ist beschlossen! Morgen muss ich schon um fünf Uhr Streikposten stehen.»

«Was ist das, Vater?» fragten wir.

«Wir müssen sehen, dass keine anderen Arbeiter in die Fabrik hineingehen. Wir wollen mehr Lohn, damit wir euch Schuhe kaufen können, wenn der Winter kommt.»

Das leuchtete mir ein. Den ganzen Sommer trug ich keine Schuhe, und wenn der erste Schnee fiel, rannte ich meist barfuss von der Schule heim. Ein paar Tage konnte ich dann nicht in die Schule. Meine Mutter musste mir zuerst ein Paar Schuhe kaufen. Die taten immer sehr weh, und meine Füsse schwollen an. Wenn der Frühling kam, waren die Schuhe schon durchlöchert.

Die Streikenden forderten den Neunstundentag und wollten zwei Rappen mehr Stundenlohn. Das hätte gerade einen Liter mehr Milch im Tag gegeben. Achtzehn Rappen mussten wir den Bauern bezahlen. Mein Vater verdiente damals zwei Franken fünfundsiebzig im Tag.

Die Fabrikherren wollten aber den Lohn nicht erhöhen, darum traten die Arbeiter in den Streik. Der grösste Teil der Belegschaft ging nicht arbeiten. Streikposten standen schon frühmorgens vor dem Fabriktor von «Schäppi-Schweizer». Wenn einer doch hinein wollte, wurde ihm der Weg versperrt.

Wenig später streikten auch die Arbeiter der Automobilfabrik «Arbenz», die nur einige Meter von uns entfernt war. Die Polizei kontrollierte die Strasse. Erst da erfuhren wir, dass unsere Strasse eine Privatstrasse sei, und wer nichts zu tun hatte dort, durfte weder stehenbleiben noch durchfahren. So wurde unserem Bäcker verboten, mit seinem Wagen vor unsere Häuser zu fahren. Erst als wir an jenem Tag kein Brot bekamen, hörten wir von dieser Massnahme der Fabrikleitung. In der Nähe des Restaurants «Hubertus» holten wir dann das Brot ab.

Bei «Arbenz» wurden Streikbrecher eingesetzt. Die riefen Emmy und mich manchmal zu sich. Wir mussten für sie Bier und Cervelats holen und bekamen einen Fünfer dafür. Eines Tages kam ein Korporal und sagte: «Kinder, streikt euer Vater auch?»

«Ja», antworteten wir.

«Dann müsst ihr für diese Männer kein Bier holen, das sind Streikbrecher, die sind gegen euren Vater.»

Von da an mussten sie ihr Bier selber holen. Der Korporal war, wie ich Jahre danach erfuhr, Jacques Schmid, der spätere sozialdemokratische Regierungsrat von Solothurn.

Die Bauern des Dorfes konnten nicht begreifen, dass die Arbeiter einfach so nicht mehr arbeiteten, und gingen mit Heugabeln auf sie los. Meine Mutter musste manchen verletzten Arbeiter pflegen, bis Fritz Brupbacher, der Arbeiterarzt aus Aussersihl, kam.

Polizisten und Militär wurden eingesetzt. Die Dragoner überquerten hoch zu Ross die Gemüsegärten. Die Hufe der Pferde schleuderten die Setzlinge weit in die Luft. Der Rest wurde in den Boden gestampft. An unseren Häusern kamen sie nicht vorbei, und unser Garten blieb verschont.

Eines Morgens kam der Fabrikdirektor und sagte meiner Mutter, dass sie bis Mittag die Wohnung räumen müsse.

«Da haben Sie es schriftlich. Unterzeichnen Sie hier! Die Wohnung gehört der Fabrik, und Arbeiter, die streiken, können wir nicht in unserer Wohnung dulden.»

Dann ging er die Treppe hinunter, und zu einem Streikbrecher sagte er: «Dort, jener Garten gehört Ihnen.»

Wir Kinder weinten. Meine Mutter nahm uns bei den Händen und ging mit uns in den Garten.

«So, zieht alles schön heraus, was im Boden ist, und legt alles in den Karren.»

Da waren Karotten und Erbsen, die wir in vier Wochen hätten essen können, Kartoffelstauden, Bohnen, Lauch, Kohl und Randen. «Warum machst du das, Mutter?» fragte ich.

«Wer nicht gesät hat, soll auch nicht ernten. Das ist ein Streikbrecher, der in unsere Wohnung kommen soll. Wäre das gerecht, wenn der Vater ihm hülfe, einen besseren Lohn und kürzere Arbeitszeit zu bekommen, und ich ihm einen Garten anpflanzen würde, damit er nur nehmen könnte?»

«Sind Sie verrückt geworden?» schrie der Fabrikdirektor meine Mutter an. «Machen Sie, dass Sie aus dem Garten kommen!»

«Schnell, schnell, Kinder», feuerte uns die Mutter an. «Alles, alles muss aus dem Boden!»

Ich stand an meinem Blumenbeet und weinte. «Nimm die Hyazinthen zu dir, die blühen auch in einem Topf, wenn wir keinen Garten mehr haben.»

Dann schleppten Männer unsere Möbel aus dem Haus. Vier Tage wohnten wir auf der Strasse. Zum Glück waren es heisse Sommernächte. Arbeiter von der Gewerkschaft suchten uns eine neue Wohnung, und so kamen wir nach Altstetten in die Arbeitersiedlung «Wehrlschloss». Der Vater war danach fast ein Jahr arbeitslos.

Ich arbeitete auch in Altstetten jeden Tag zusammen mit der Mutter an den Hemden, machte die Knopflöcher und nähte die Knöpfe an. Am nächsten Morgen war ich oft sehr müde in der Schule.

Ich hatte aber einen wunderbaren Lehrer. Meine Haare waren ziemlich lang, die Mutter kämmte mich jeden Tag und flocht mir Zöpfe. Mein Lehrer band manchmal meine Zöpfe um die Lehne der Schulbank. Während des Unterrichts nickte ich vor lauter Müdigkeit manchmal ein und wäre mit dem Kopf auf dem Tisch gelandet, aber die Zöpfe hielten mich fest, und ich wachte wieder auf. Da musste ich oft die andern fragen: «Du, was hat jetzt der Lehrer gesagt?» und darum hiess es in meinen Zeugnissen beim Betragen oft «schwatzhaft».

Vielen Kindern aus meiner Klasse ging es ähnlich, die meisten Mütter mussten arbeiten, und die Kinder halfen mit. Der Lehrer kannte meine Familienverhältnisse gut. Er hatte selbst fünf Kinder, und auch seine Frau musste Heimarbeit machen. Damals waren die Lehrer in den Aussengemeinden nicht gut bezahlt.

Ich war klein und dick, die Kinder nannten mich das «Bummerli». Im ersten Schuljahr half mir der Lehrer oft beim Heraufklettern auf die Schulbank. Viel besser wurde es nicht bis ins vierte, und das gab viel zu lachen unter den Kindern.

Meine Arbeitsschullehrerin hiess Fräulein Frick. Sie zeigte uns, wie wir Knopflöcher nähen mussten: von unten nach oben. Ich fing aber zu Hause immer oben an und konnte nicht plötzlich umlernen. Manches Knopfloch musste ich deshalb auftrennen, bis ich wütend wurde und sagte: «Fräulein Frick, ich habe schon viel mehr Knopflöcher gemacht als Sie!» Da bekam ich eine Strafaufgabe und musste hundertmal schreiben «Ich habe gelogen».

Nach der sechsten Klasse kam ich in die Sekundarschule, obwohl

ich zuerst nicht wollte, weil ich fand, ich sei zuwenig gescheit. Aber mein Lehrer sagte: «Du gehörst nicht in die Primarschule, du musst in die Sekundarschule.» Ich war eine gute Schülerin, vor allem im Rechnen, weil mir meine Mutter das früh beigebracht hatte.

Allwöchentlich musste ich die Hemden, die die Mutter genäht hatte, in die Stadt zu Guggenheim tragen. Es war ein weiter Weg von Altstetten bis an die Löwenstrasse.

Ich schnürte mein Bündel zu einem Rucksack. Zwei Dutzend Arbeiterhemden waren darin. Die Leute lachten, wenn sie mich sahen, aber ich konnte das Bündel so besser tragen. Früher war ich immer müde geworden, wenn ich die schweren Hemden vor mir her trug.

Die Mutter legte mir das Bündel jeweils sorgfältig in die Arme und sagte: «Gib acht, damit sie schön bleiben, bis du sie abgeliefert hast.» Aber kaum war ich aus der Sichtweite des «Wehrlichsschlosses», legte ich die Schnüre um, und das Bündel war auf meinem Rücken.

Der Weg zwischen Altstetten und Zürich war einsam. Auf der einen Seite waren Wiesen so weit man sah, auf der anderen unergründlich tiefe Kiesgruben. Oft piffte und sang ich ein Lied nach dem andern. Manchmal fing ich an zu rennen bis zur Stadtgrenze, bis ich äusser Atem war. Von dort an gab es schon häufiger Häuser und viele Menschen und Wagen. Da fuhr das «Rössliträm», vor das ein schönes weisses Pony gespannt war. Ich lief oft mit ihm um die Wette und wäre gern mitgefahren, aber ich wusste, dass das nicht für Leute meiner Herkunft war. Ich sah Frauen mit schönen Kleidern und wünschte, meine Mutter möchte auch einmal so schön angezogen sein. Die Blusen, die sie von der Tante bekam, waren ja ganz nett, aber sie mussten immer geflickt werden, und das sah man gut, weil die Flicker immer ganz anders waren. Auch die Hüte passten nicht recht zu ihr, aber weil sie von der Tante waren, mussten sie in Ehren gehalten werden. Kaufen konnte sie ja keinen.

Um halb sechs Uhr abends war ich bei Guggenheim an der Löwenstrasse. Im Treppenhaus nahm ich das Bündel auf den Arm. Eine Küche diente als Warteraum. Da sassen oft schon zehn und mehr Frauen und Kinder, und manchmal wartete ich mehr als eine Stunde, bis ich an der Reihe war.

Wenn Zahltag war, durfte ich von der Pferdemetzgerei an der

Militärstrasse vier Cervelats heimbringen. Das Fleisch war viel dunkler als bei gewöhnlichen Cervelats, aber sie waren billiger. Vier Stück kosteten dreissig Rappen.

Auch auf dem Heimweg hatte ich schwer zu tragen, denn ich brachte der Mutter den Stoff für die neuen Hemden. Einmal war der Rucksack besonders schwer, die Schnur schnitt mir tief ins Fleisch ein, und ich musste das Bündel immer wieder vor mir her tragen. So dauerte der Heimweg viel länger als sonst. Es war eine finstere Nacht. Als ich bei den Kiesgruben vorbeiging, schlug es gerade zehn Uhr. Jemand schrie ganz fürchterlich. Ein Mann lag mit dem Kopf am Rand der Kiesgrube und rief: «Kind, komm zu mir, ich habe Schokolade.» Ich war schweissgebadet, als ich heimkam. Noch im Schlaf trug ich immer das schwere Bündel vor mir her, und am nächsten Morgen war ich wie gelähmt.

«Du musst keine Angst mehr haben», sagte meine Mutter, als ich von der Schule nach Hause kam. «Der Mann, der dich gerufen hat, war betrunken. Man hat ihn am Morgen tot in der Kiesgrube gefunden. Er hat wahrscheinlich gerufen, weil er nicht mehr aufstehen konnte, und du hättest ihm helfen sollen.»

Den ganzen Winter über ging meine Mutter mir dann bis zu den Kiesgruben entgegen. Wenn ich aber später dort vorbeiging, hörte ich immer jemanden rufen. Dann pfiß ich, und der Spuk war vorbei. Mit neun Jahren bekam ich zum ersten Mal weisses Garn und eine Häkelnadel, und unter meinen Händen entstanden Spitzen mit Rosen, Blättern und sogar Worten.

Ein Meter fünfundsiebzig mussten die Spitzen sein, damit man etwas damit anfangen konnte. Drüben hängte die Frau Werkmeister immer Leintücher mit Spitzen aus dem Fenster, und solche wollte ich auch haben. Meine Mutter versprach, sie würde mir ein neues Leintuch kaufen, wenn sie genug Geld hätte.

Die Nachbarinnen bewunderten mich, wenn ich auf der Stein-
treppe vor dem Haus sass und häkelte. Bald hatte ich Kameradinnen, die mit mir wetteiferten. Jeden Rappen legte ich auf die Seite, um Garn zu kaufen. Ich konnte oft für die Arbeiter im Hof Bier holen gehen, und dann bekam ich hin und wieder einen Fünfer. Für zwanzig Rappen gab es einen Knäuel Garn, und zweieinhalb Knäuel gaben eine Leintuchspitze.

Bald hatte ich sechs Spitzen fertig. Zwei besonders schöne schenkte ich meiner Mutter. «Behüt Dich Gott, es wär so schön gewesen» stand auf der einen, «Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein» auf der andern. Die Mutter aber konnte vorläufig keine Leintücher kaufen, sie hatte kein Geld. Da legte ich die Spitzen in eine Schachtel und versorgte sie unter dem Bett. Niemand durfte sie anfassen. Nur wenn Besuch kam, erzählte die Mutter, wie schön ich handarbeiten könne, und dann holte ich die Spitzen hervor. Gerade weiss waren sie nicht mehr, aber sie sollten erst gewaschen werden vor dem Annähen.

So vergingen Monate, und noch immer lagen meine Spitzen in der Schachtel. Die Mutter konnte mit dem besten Willen keine Leintücher kaufen. Die Schachtel war voll geworden. Ich hatte viele Meter feine Spitzen gehäkelt, die für neue Hemden bestimmt waren, denn ich wollte endlich einmal weisse Tuchhemden haben statt der alten aus gestreiftem Barchent.

Eines Tages weinte die Mutter: «Wenn wir heute den Hauszins nicht bezahlen können, müssen wir aus der Wohnung. Was sollen wir nur tun? Anneli, du könntest zum Gärtner hinüber und fragen, ob er nicht diesen Spaten und den Rechen brauchen könne. Er kann dir geben, was es noch wert ist.»

Der Gärtner konnte Spaten und Rechen brauchen, aber mehr als drei Franken fünfzig konnte er nicht geben.

Da fragte ich die Mutter: «Und meine Spitzen?» «Ja, deine Spitzen könntest du auch verkaufen. Geh zu Frau Meyer-Wespi, die kauft dir vielleicht etwas ab.»

Schweren Herzens ging ich. Noch nie war ich in einem so grossen Haus gewesen. Dann stand ich vor einer weisshaarigen Frau und brachte mein Anliegen vor. Die Frau bestaunte die Spitzen und fragte, wieviel ich dafür wolle. Das konnte ich nicht sagen. Sie fragte, ob ich Zuckerzeug kaufen wolle, und ich verneinte energisch. Ob ich die Spitzen irgendwo gestohlen hätte? Da brach ich in Tränen aus: «Nein, ich habe die Spitzen ja selber gehäkelt.»

«Wozu brauchst du denn das Geld?»

«Um den Mietzins zu zahlen, wir sind schon drei Monate im Rückstand.»

«Also, ich nehme diese beiden für vier Franken.» Die alte Frau griff nach den Spitzen mit dem Rosenmuster.

Aber noch reichte das Geld nicht. Die Mutter schickte mich zu einer andern Frau: «Nimm auch die kleinen Spitzen mit!»

«Wer schickt dich her?» fragte die Frau. «Meine Mutter, wir haben kein Geld, um den Hauszins zu bezahlen.»

«Ja, ja, schweig nur! Aber dein Vater kann jeden Abend ins Wirtshaus. Dazu hat er Geld.»

Ich schwieg und hielt meine Spitzen hin. Was konnte ich dafür, dass der Vater trank und immer so spät heimkehrte.

«Ich will dir die zwei mit den Sternen abnehmen. Schön sind sie, sonst würde ich keine kaufen. Geh zu der Frau drüben, beim Pfarrhaus. Vielleicht nimmt sie dir von den kleinen Spitzen ab.»

Fünf Franken hatte ich bekommen. Das gab mir Mut, auch die kleinen Spitzen herzugeben. Schon war ich im Garten. Drei Mädchen spielten vor dem Haus mit einer Puppe. «Mutter, ein Mädchen will zu dir!» Ich brachte der Frau mein Anliegen vor. «Ja», sagte sie, «Spitzen kann man immer brauchen, wenn sie nicht zu teuer sind. Da schau her, Marili, die kannst du grad in die Schule nehmen für dein weisses Hemdchen.»

Zwölfeinhalb Meter weisse Spitzen hatte ich verkauft. Der Erlös: zwei Franken und fünfzig Rappen.

Beim Nachhausegehen zählte ich zusammen: Drei Franken fünfzig vom Gärtner, vier Franken von den Spitzen mit dem Rosenmuster, fünf Franken von der Sternenspitze und zwei Franken fünfzig von den kleinen Spitzen. Das machte zusammen fünfzehn Franken. Es fehlten also noch drei Franken für die Miete. Wo aber sollte ich noch hingehen, um die letzten zwei zu verkaufen? Zu Hause breitete ich meine beiden schönsten Spitzen aus: «Behüt Dich Gott, es wär so schön gewesen», «Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein». Ich starrte die Buchstaben an. Auf einmal hatten sie einen andern Sinn. Mochte diese Spitzen haben, wer wollte, ich wollte sie nicht mehr.

Meine Mutter weinte. Drei Franken fehlten ihr für die Miete, und wir mussten aus dem «Wehrlichschloss» ausziehen.

Erwachsen werden

Wir waren von Altstetten nach Wipkingen gezogen. Mein Vater hatte mit Hilfe einiger Gewerkschaftskollegen eine Stelle als Hilfsarbeiter in der Automobilfabrik «Orion» im Industriequartier gefunden. In dieser Fabrik gehörten fast alle Arbeiter der Gewerkschaft an. Sie hielten fest zusammen und konnten so manches erreichen, das anderswo kaum möglich war, zum Beispiel eine Znünpause. Mein Vater schrieb die Bestellungen für eine Flasche Bier, eine heisse Wurst, ein Brötchen, eine Flasche Milch oder Tee auf und brachte sie der Abwartfrau. Sie machte die Sachen zurecht, und mein Vater brachte zur Znüzeit allen das Bestellte. Die Kollegen konnten ihn gut leiden und achteten ihn wegen seiner Haltung im Albisriederstreik. Er hielt fest zur Gewerkschaft und war Vertrauensmann.

Wer aber fragte, wie seine Familie lebte? Es kam keinem beim Abendtrunk am Biertisch in den Sinn, diese Frage zu stellen. Es war ganz selbstverständlich, nach der Arbeit einen Abstecher ins Wirtshaus zu machen. «Komm, Röbi, ich zahl dir ein Bier», hiess es dann. Oft sasssen sie da bis spät in die Nacht, aus einem Glas wurden drei oder vier. Die grosse Müdigkeit nach dem Arbeitstag kam erst beim Aufstehen. Vater kam unzufrieden heim und betrat ohne Gruss die Stube. Er sah die Mutter an der Nähmaschine sitzen, und dann packte ihn die Wut über dieses armselige Leben. Wenn die Mutter um Geld bat, flog ihr manchmal das leere Portemonnaie an den Kopf.

Meine Schulzeit ging zu Ende. Ich war vierzehn Jahre alt und musste Geld verdienen. Ich versuchte es auf Inserate in der Zeitung. In einer Druckerei beim Stadelhofen stellte man mich probeweise an. Der Arbeitsweg dauerte dreiviertel Stunden am Morgen und ebensoviel am Abend. Nach Hause konnte ich über Mittag nicht. Um zwölf läutete es für die Mittagszeit und um halb zwei fing die Arbeit

wieder an. Mein Mittagessen bestand aus einem Doppelstück Brot mit etwas Schweinefett und Salz darauf. Abends kam ich erst um sieben Uhr heim.

Nach ein paar Wochen konnte ich im Geschäft die Druckplatten, die ich herumtragen musste, nicht mehr heben. Die Arme schmerzten mich, und die Schultern waren bis zum Rücken hin geschwollen. Der Werkmeister sagte, ich solle mir eine leichtere Arbeit suchen.

So versuchte ich es in der Seidenweberei «Baumann und Aelter» in Höngg. Ich konnte gleich am andern Tag als Postmädchen anfangen. Der Meister teilte mir die Arbeit zu. In der Zettlerei holte ich eine Schachtel voll Spulen ab, brachte eine Karte in die Weberei, musste irgendwo den Boden aufwischen oder helfen, das Webchor aufzuhängen. Bei dieser Arbeit, mit dem Hin und Her und Auf und Ab in den Fabrikräumen, kam ich mit viel Volk zusammen. Die Männer scherzten: «So ein flottes neues Postmeitli!» und trieben Unfug mit mir, zum Beispiel gaben sie mir einen widersinnigen Auftrag, den ich gutgläubig dem Meister überbrachte, und der lachte mich aus.

Nach zwei Wochen brachte ich meinen ersten Lohn heim, es waren acht Franken fünfundsechzig Rappen.

Im Saal, wo ich als Postmädchen arbeiten musste, drehten Frauen die feinen Seidenfäden zusammen. Nach drei Wochen erklärte ich meinem Meister: «Die Arbeit als Postmädchen gefällt mir nicht. Ich möchte das Andrehen lernen, sonst gehe ich weg und suche eine andere Arbeit.»

Der Meister sah das auch ein: «Ja, das habe ich gleich am Anfang gesehen. Dein Gesicht ist nicht von der Art, einen Spass zu verstehen.»

So begann ich als Andreherin zu arbeiten. Um die Seidenfäden zusammenzudrehen, braucht es sehr feine Finger, und darum arbeiteten in der Andreherei fast nur junge Frauen, die daheim keinen Haushalt machen mussten. Ich rieb mir die Hände immer mit Vaseline ein.

Ein Stück Seide von neunzig Zentimetern Breite im Webstuhl hat bis zu zehntausend Fäden, und wir wurden im Akkord pro tausend Fäden bezahlt. Als ich das Andrehen gut gelernt hatte, machte ich die Arbeit fast automatisch und las oft ein Buch dazu.

Später arbeitete ich auch in der Weberei. Ich lernte schnell, weil

ich sehr geschickt war im Handarbeiten und es von Kindesbeinen an gewöhnt war. Ich arbeitete am Jacquard-Webstuhl. Da werden farbige Muster eingewoben. Es ist eine sehr anspruchsvolle Arbeit, und die Weberin am Jacquard-Stuhl muss alles genau beobachten.

Wir mussten für den Buckingham-Palast die Tapeten weben. Da gab es Jagdszenen mit Pferden, Hunden, Kaminfeuern und Jagdhütten. Gold- und Silberfäden wurden verwoben, zum Beispiel für die Zügel der Pferde. Manche hundert Meter Seide woben wir für London. Dann sagten wir manchmal: «Die haben solche Tapeten, und wir verdienen so wenig...» Ich brauchte das oft als Beispiel, wenn ich bei Arbeiterinnen für die Textilarbeitergewerkschaft agitierte.

Wir Frauen hatten eine diffizilere Arbeit als die Männer. Uns gab man die feinen und brechbaren Fäden. Ich hatte neben mir einen jungen Weber, den Josef Lukas, der später viele Bücher über die Textilindustrie schrieb. Er war so alt wie ich, und wir sprachen oft miteinander. Er bekam die bessere Ware als ich, und weil der Faden weniger riss, musste er die Maschine weniger abstellen. Seidenstoff ist ja so fein, und es durfte nicht der kleinste Schatten zu sehen oder irgendwo dicker oder dünner sein. So mussten wir Frauen halt oft abstellen und wieder auftrennen, und wir verloren manchmal mehr als eine Stunde damit, während die Männer mit dem besseren Material die Maschine laufen lassen konnten und vielleicht zehn oder fünfzehn Meter mehr hatten am Abend. Weil wir im Akkord arbeiteten, verdienten die Frauen dadurch weniger. Natürlich war das eine Ungerechtigkeit, aber wir konnten uns nicht wehren, denn der Meister teilte die Ware zu.

Was ich erlebt hatte im Albisriederstreik und danach, machte mir einen tiefen Eindruck. Ich las schon während der Schulzeit die sozialdemokratische Zeitung «Volksrecht», die mein Vater abonniert hatte, und schnitt ganze Artikel aus. Am Sonntag schlich ich auf den Estrich und las alles durch, was ich aus der Zeitung ausgeschnitten hatte. Darüber sprach ich dann mit Amalie, meiner Schulfreundin, die im gleichen Haus wohnte. Aus der Zeitung erfuhr ich, dass überall Not herrschte. Da hatte sich zum Beispiel ein Mann erhängt, der seine Familie nicht mehr ernähren konnte. Er liess einen Brief zurück: «Ich will nicht auf die Armenfürsorge. Das ist mein letzter Ausweg, verzeiht mir.»

Ich wollte in die Textilarbeitergewerkschaft eintreten und meldete mich auf dem Sekretariat.

Der Mann, der mich anhörte – es war der Sekretär der Textilarbeiter, Casimir Nussbaumer senior -, sah mich lange an: «Wie alt bist du eigentlich?»

«Ich arbeite bei ‚Baumann und Aelter‘ in Höngg», sagte ich.

«Ich möchte wissen, wie alt du bist», wiederholte er.

«Ich werde im nächsten Januar fünfzehnjährig.»

«Das ist alles schön und gut von dir, aber du musst von deinem Vater ein Schreiben bringen. Du brauchst seine Erlaubnis, weil du noch minderjährig bist. Es kostet eben auch Geld.»

«Ich weiss», sagte ich, «aber mein Vater ist auch organisiert.»

«Und was macht deine Mutter?»

«Sie ist Heimarbeiterin und macht seit vielen Jahren Herrenhemden für Guggenheim an der Löwenstrasse.»

«Wieviel bekommt sie für ein Hemd?» fragte er.

«Für ein gewöhnliches Arbeiterhemd zwölfteinalb Rappen. Für ein Hemd mit Kragen und Lätzchen siebzehn Rappen. Ich mache immer die Knopflöcher.»

«Aber doch jetzt nicht, wenn du in der Weberei arbeitest?»

«Doch, doch, nur nicht mehr so viele wie früher. Ich komme ja erst um halb sieben nach Hause.»

«Wann gehst du denn zu Bett?»

«Es ist nicht immer gleich. Manchmal schon um elf Uhr, aber oft wird es zwölf oder eins.»

«Armes Kind», sagte der Sekretär. «Ja, glaubst du, dein Vater schimpft nicht, wenn du bei uns mitmachst?»

«Ach, der fragt auch nicht, er kommt vor Wirtshausschluss nicht heim, und dann tobt und schimpft er nur, oft zerschlägt er noch Geschirr. Und am Morgen hat meine Mutter Mühe, ihn zu wecken. Dann steht er auf, schlüpft in Hose und Schuhe, und schon ist er weg. Er will nie zu spät sein. Oft schimpft er mit meiner Mutter, dass sie ihn zu spät wecke. Aber das ist nicht wahr. Sie ruft und rüttelt ihn lange, bis er wach wird.»

Der Sekretär hielt mir ein Blatt hin und sagte: «Da, lies es gut durch und unterschreibe dann.»

So wurde ich im Herbst 1908 Mitglied des Textilarbeiterverbandes.

Unser Haus an der Breitensteinstrasse 3 – man nannte es «das gelbe Haus» – war eine alte Textilfabrik, in der nun viele Arbeiterfamilien wohnten. Es lag direkt an der Limmat, und ich kann mich noch gut erinnern, dass 1910 der Fluss über die Ufer trat und das Parterre und den ersten Stock überschwemmte. Wir sahen tote Hühner, Ziegen und sogar einen toten Feuerwehrmann.

Insgesamt waren wir sechsundsiebzig Kinder im gelben Haus. Wir wohnten zuoberst. Wir hatten eine Küche, eine Stube und ein Schlafzimmer, in das man nur durch die Stube gelangte. Zusammen mit zwei andern Familien teilten wir eine Toilette. Unter uns im Parterre wohnte die Familie Brunner mit fünf Kindern. Der älteste Sohn, Ernst, war damals siebzehn Jahre alt.

Als wir uns einmal beim Nachhausekommen begegneten, erzählte Ernst, dass er beim Jungburschenverein Wipkingen im Schulhaus Rosengarten einen Vortrag gehört habe. Das interessierte mich brennend, und ich sprach sofort mit meiner Freundin Amalie. Wir beschlossen, das nächste Mal hinzugehen.

Am letzten Septembertag des Jahres 1908 sagte Ernst: «Morgen hält Herr Bommeli einen Vortrag über Naturkunde.»

Wir gingen also hin und fragten die Burschen, ob wir auch teilnehmen könnten. Der Präsident fand, er müsse zuerst die Mitglieder fragen. Bis jetzt seien nur Burschen dabei, darum heisse es ja auch «Jungburschenverein». Wir wollten den Vortrag aber unbedingt auch hören. So kam es, dass wir auf der Treppe des Rosengarten-Schulhauses sassen, während im Schulzimmer drin darüber beraten wurde, ob auch Mädchen an der Versammlung teilnehmen dürften.

Wir hörten, dass die einen dafür waren und die andern dagegen. Mit der Zeit wurde ich wütend: «Ich kann es einfach nicht begreifen, warum da ein Unterschied gemacht werden soll. In meiner Fabrik arbeiten auch Buben, die so alt sind wie ich. Wir haben jetzt einen Postbuben, der das macht, was ich gemacht habe. Wir müssen auch arbeiten wie die da drinnen. Wir waren doch in der Schule auch mit Buben zusammen, warum nun dieses Geschwätz?»

Ein Mann kam die Treppe hoch und fragte, was wir da machten. «Wir möchten auch an den Vortrag von Herrn Bommeli», erklärten wir. «Aber sie beraten noch, ob wir teilnehmen dürfen.» Der Mann lachte. «So, so, kommt nur mit, ich spreche mit ihnen.» Es war Herr Bommeli selber, der Referent.



*Anny Morf mit geborgtem Hut,
aufgenommen von Julius Mimiola,
1911*



Amalie Glöckler, 1914



Minni Winkler, 1910



Marie Heissel, 1913

Drinne hatten die Burschen inzwischen beschlossen, dass Amalie und ich auf Zusehen hin dabeisein dürften.

Mit einigen von diesen Burschen musste ich in den Konfirmandenunterricht. Noch ein Jahr gingen wir ins alte Kirchlein Wipkingen, dann wurde es abgerissen. Auf dem Friedhof räumten die Arbeiter auf und spielten mit den Totenschädeln Fussball.

Auch im Konfirmandenunterricht machte ich Opposition. Ich konnte mit so vielem, was der Pfarrer sagte, nicht einverstanden sein. Ich erlebte ja von früher Kindheit an, was Leben hiess. Hunger, keine Kohlen, kein Holz, eine Kälte zum Erbarmen. Was war Weihnachten für uns? Nie vergass ich jene Winternacht in Wigoltingen mit all den Christbäumen hinter den Fenstern, aber nicht einem Bissen Brot zum Essen. Nie vergass ich das Elend, wenn der Vater heimkam und schimpfte und tobte, weil die Miete nicht bezahlt werden konnte, oder wenn der Milchmann keine Milch mehr auf Kredit gab und der Bäcker kein Brot, weil zu lange nicht mehr bezahlt worden war. «Warum nur dieses Leben?» fragte ich mich. Die Religion konnte mir keine Antwort geben.

Der Pfarrer von Wipkingen war ein toleranter Mensch. Als er einmal krank war, besuchte ich ihn mit meinen Freundinnen Amalie und Minni, und er sagte zu mir: «Hör, Anny, geh ruhig deinen Weg.»

Ich wollte nicht konfirmiert werden. Mein Vater aber befahl es, und das hiess, dass ich ein schwarzes Kleid haben musste. Er kaufte den Stoff bei Uebersax am Limmatquai auf Abzahlung.

«Sind deine Eltern auch da?» fragte mich der Pfarrer am Palmsonntag, als ich konfirmiert wurde. «Nein», antwortete ich beschämt, und er fragte nicht weiter. Er wohnte ganz in der Nähe von uns, und es konnte ihm nicht verborgen bleiben, dass er meine Eltern nie in der Kirche sah.

An einem herrlich schönen Sonntag kam ein Jungbursche zu meiner Mutter und fragte, ob ich mit auf einen Ausflug kommen dürfe. Amalie käme auch mit.

Ich wusste wohl, dass ich noch eine Menge Knopflöcher hätte machen sollen. Am Montag war für Mutter Zahntag, und die Miete war schon seit zehn Tagen fällig.

«Wie viele gehen mit?» fragte meine Mutter.

«So an die zwanzig», sagte der Bursche.

«Nun, ich will nicht nein sagen, aber vergiss nicht, Kind, morgen muss ich zu Guggenheim.»

So machte ich meinen ersten Ausflug ins Reppischtal. Alles war wunderbar, der Tannenduft, das Zirpen der Grillen und die Tautropfen, die wie Perlen an den Grashalmen schimmerten. Wir wanderten über den Uetliberg hinunter ins Tal. An einer Halde gab es eine Ruhepause. Ein Jungbursche las uns eine Geschichte aus einem Buch vor. Ein anderer erzählte aus seinem Alltag: «An Samstagen wird es bei mir immer neun bis zehn Uhr. Um fünf Uhr ist Feierabend, da gehen alle Arbeiter heim. Wir Lehrlinge müssen aber noch die ganze Werkstatt reinigen. Am Montag, wenn die Arbeiter kommen, müssen alle Späne bei den Drehbänken fortgeräumt sein. Der Boden wird gewischt, und wir müssen auch die Fenster und das Treppenhaus putzen.»

Nachher sangen wir noch das «Lied der Arbeitslosen». Ich sang nicht mit, denn ich kannte es nicht. Ein Genosse, er war Maurer auf dem Bau, erklärte mir: «Wir haben das Lied erst neu gelernt. Gegenwärtig gibt es viele Arbeitslose, und wir singen das Lied, weil es uns Mut macht.» Dann sangen alle:

Dumpf dröhnt der Ruf aus Zorn und Qual
Aus Rippen hohl, von Lippen fahl
Und vor uns grünt das Erdental
Arbeit, Brot und Frieden

Wir wollen nicht länger müssig gehn
Nicht unserer Kinder Hunger sehn
Wir wollen neue Mühlen drehn
Arbeit, Brot und Frieden

Dann ging es heimwärts. Im Westen erschien ein herrliches Abendrot. Noch nie hatte ich es so schön gesehen. Ich war ergriffen und konnte die Tränen nicht unterdrücken. «Hast du Schmerzen an den Füßen?» fragte ein Genosse. «Geht doch nicht so schnell», rief ein anderer. Aber es war nicht der Marsch, es waren die Worte des Liedes und die Erlebnisse dieses schönen Tages, die mich aufrüttelten. Ganz neue Gefühle durchdrangen mich. In der Gemeinschaft dieser Jungen und in den Zielen ihrer Bewegung hatte ich endlich etwas gefunden, wofür es sich zu leben lohnte.



Die Sozialistische Mädchengruppe Zürich, 1912. In der obersten Reihe die dritte von links: Anny Morf. Sitzend die erste von links ihre Schwester Rösy.



Am Egelsee 1911. Rechts neben Anny Morf Botsche Scheidegger.

Viele, viele Ausflüge machten wir in den nächsten Jahren. Wir gingen auf den Üetliberg, an den Egelsee, auf den Zürichberg.

Auf unseren Ausflügen trugen wir Mädchen Hosenröcke aus Lodenstoff. Wir konnten sie zu Hosen schliessen, und wenn wir wieder in der Stadt waren, machten wir sie auf, dass sie zu Röcken wurden. Die Kinder riefen uns nach: «Hoseröck, Hoseröck!»

Der Herbst hielt Einzug. Fast jede Woche war eine Zusammenkunft. Amalie und ich hatten grosses Interesse an den Vorträgen und versäumten keinen. Tiefen Eindruck machte mir zum Beispiel der Vortrag des Arztes Fritz Brupbacher aus Aussersihl über die Pariser Commune von 1870.

Damit Amalie und ich nicht immer allein waren bei den Jungburschen, fragten wir andere Mädchen, die wir kannten, und so war schon eine ganze Anzahl beisammen. Auch meine Schulfreundin Minni Winkler, die Wirtstochter der «Habsburg», war dabei.

Unser Präsident sorgte immer dafür, dass die Versammlungen interessant waren. Aber weil nun oft einzelne Mädchen und Jungen fehlten, die zusammen spazierengingen, kam ich auf den Gedanken, dass die Mädchen eine eigene Gruppe haben sollten. So gründeten wir 1911 die «Sozialistische Mädchengruppe». Ich führte zuerst das Protokoll, dann war ich eine Zeitlang Präsidentin. Auch hier organisierten wir viele Vorträge. Einmal hielt Frau Kahane, eine Ärztin, ein Referat über die Sexualorgane von Mann und Frau. Einige Genossen wollten sich den Vortrag anhören, aber Frau Kahane schickte sie fort, der Vortrag sei nur für Mädchen. Die Genossen waren wütend, und es gab eine grosse Diskussion bei den Jungburschen, bis sich Frau Kahane bereit erklärte, den Vortrag bei den Burschen nochmals zu halten. Auch die Ärztin Betty Ostersetzer hielt Vorträge bei uns. Sie forderte uns auf, mehr an die frische Luft zu gehen und vor allem den Sonntag im Freien zu verbringen. Nun war es an den Sonntagen oft so, dass wir Mädchen für die Burschen kochten. Frau Ostersetzer meinte, das sei reine Ausbeutung, und die Burschen könnten doch ins Volkshaus zum Essen gehen. Wir waren einverstanden und brachten das an der Versammlung der Jungburschen vor. Diese waren sehr empört, wir liessen uns schliesslich erweichen und kochten weiterhin für die Burschen.

Eines Tages fragte mich Casi Nussbaumer, unser Textilarbeitersekretär, ob ich an einem Abend mit ihm auf Hausagitation käme. Er wolle ein paar Frauen persönlich einladen an den nächsten Vortragsabend. Frau Marie Walter-Hüni, Sekretärin des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, sei Referentin und wolle zu den Frauen sprechen. Ich sagte sofort zu. Überall wurden wir freundlich empfangen, und Casi Nussbaumer stellte mich als Arbeiterin vor. Wenn die Hausfrau uns in die Stube bat, wehrte er immer ab. «Nein», sagte er, «wir wollen Sie nicht aufhalten, Sie haben in der Küche zu tun, wir kommen mit Ihnen.» Dort sasscn dann der Mann und vier, fünf Kinder um den Tisch.

Ich freute mich, wenn der Mann sagte: «Ja, unterschreib den Beitritt zur Gewerkschaft ruhig, ich bin ja auch dabei. Wir müssen schon etwas tun.»

Ich schaute mich in der Küche um. Auf dem Tisch lagen noch ein paar Brotkrumen und einige Tropfen Kaffee. Keine Butter, kein Käse, auch keine Schüssel, in der etwas Essbares hätte sein können. Am Boden stand ein Zuber mit eingedrückter Wäsche. Eine Nähschachtel entdeckte ich auch, und daneben lag ein Paar Kinderstrümpfe.

Wir verabschiedeten uns. Wir wussten, nach zehnstündiger Fabrikarbeit mussten noch der Strumpf geflickt und die Wäsche gewaschen werden. Es war inzwischen acht Uhr abends. Der Sekretär war aber zufrieden. «Siehst Du, Anny», sagte er, «so spricht man mit den Arbeiterinnen. Dort, wo sie den Abend verbringen, muss man mit ihnen reden. Da weicht die Scheu.»

Bei mir zu Hause wurde es immer schlimmer. Der Vater kam erst spät abends nach Hause. Wenn er die Holztreppe hinaufpolterte, zitterte ich am ganzen Körper. «Geh auf den Estrich, bis er im Bett ist», sagte meine Mutter oft. Unsere zwei Zimmer gingen ineinander. Man kam in die Stube und erst dann ins Schlafzimmer. Dort standen zwei Stühle und zwei Betten. Im einen schliefen Vater und Mutter und in dem ganz breiten meine zwei Schwestern und ich. Weil ich immer die letzte war, schlief ich ganz vorn.

Ich war oft Zielscheibe seiner Wut. Einmal zerschlug er im Rausch einen Küchenstuhl. Als ich dazukam, packte er mich an den Brüsten, stemmte mich an die Decke und liess mich fallen. Meine Mutter schrie: «Robert, was machst du da!» Da begann er sie zu

schlagen. Alle im Haus hörten den Lärm und wussten, dass er wieder betrunken war, aber niemand kam. Am andern Tag hatte ich grosse Schmerzen. Die Brustränder waren blutunterlaufen. Meine Mutter weinte und bat mich, Amalie nichts zu erzählen: «Du kannst auch nicht zum Arzt. Ich mache dir Alkoholumschläge, dann vergeht das schnell wieder. Sag auch den Frauen in der Fabrik nichts. Wenn das die Polizei erfahren würde, würde er sicher bestraft!»

Ich fragte Casi Nussbaumer, ob man gegen meinen Vater nicht etwas unternehmen könnte. «Du kannst auf das Fürsorgeamt gehen und dort alles erzählen», meinte er. «Sie könnten deinen Vater verpflichten, einem Abstinentenbund beizutreten.»

Schon am nächsten Tag nahm ich nachmittags um vier Uhr frei und ging mit klopfendem Herzen an die Selnaustrasse ins Fürsorgeamt. Vor dem Büro blieb ich stehen und war unschlüssig: Soll ich, oder soll ich nicht? Dann klopfte ich. Eine rauhe Stimme rief mich herein. Ich war ganz verdattert und stotterte heraus, was ich mir vorgenommen hatte. Ich musste Namen, Adresse und Alter angeben. «Es ist bald Feierabend, ich kann nichts mehr machen. Komm nächste Woche vorbei, wir wollen dann sehen.»

Mit schwerem Herzen ging ich nach Hause. Ich wollte meiner Mutter aber nichts erzählen, weil ich wohl wusste, dass sie nicht einverstanden gewesen wäre. Bald zwanzig Jahre war sie verheiratet. Was hatten wir nicht alles schon erlebt.

Ich hatte grosse Angst, man würde meinen Vater kommen lassen und ihm sagen, dass ich ihn verklagt habe. Mit dieser Angst lebte und arbeitete ich eine Woche lang. Ich wollte aber nicht aufgeben, und so ging ich nach einer Woche wieder an die Selnaustrasse. Der Beamte holte ein kleines Mäppchen aus dem Schrank.

«So, so, du kommst wegen deinem Vater. Wir wissen aber mehr. Es wäre gescheiter, du würdest deinem Vater gehorchen statt dich mit den Buben herumzutreiben. Was hast du zu tun an Zusammenkünften, wo nur Männer oder Buben anwesend sind? Schämst du dich nicht? Wir wissen, dass du oft erst nachts um zehn und sogar halb elf heimkehrst. Ein anständiges Kind ist um diese Zeit zu Hause und nicht auf der Strasse!»

Ich wehrte mich gegen die Art, wie der Beamte mich behandelte. Es nützte aber nichts. «So, du Saugoof, gang hei und folg!» fuhr er mich an.

Es war also nichts zu machen. Ich war ein «Saugoof». Ich, die ich zehn Stunden in der Fabrik arbeitete, kaum Zeit hatte, ein Stück Brot zu essen, wenn ich heimkam und dann an die Arbeit ging und Knopflöcher machte. Nur weil ich einmal in der Woche zu den Jungburschen ging, um einen Vortrag anzuhören!

Der Vater hatte regelrechte Tobsuchtsanfälle: «Dir Fabriklerin werde ich zeigen, wer hier der Meister ist!» Er drohte mit Versorgung in einer Anstalt. Frau Brunner aus dem Parterre erzählte meiner Mutter, dass sich gestern ein Polizist bei ihr über unsere Familie erkundigt habe. «Ich habe dem Mann gesagt, wie das Leben bei euch aussieht, dass Sie bis spät in die Nacht arbeiten und Anny Ihnen trotz Fabrikarbeit hilft. Ja, das Mädchen geht zu den Jungburschen, habe ich gesagt, aber mein Sohn Ernst auch, und sie kommen zusammen nach Hause. Es sind rechte Jugendliche, die etwas lernen wollen.»

Als meine Mutter davon erzählte, wurde mir ganz bange. Was würde alles noch kommen?

Meine ältere Schwester Emmy war nach dem Schulaustritt bei einer Familie im Seefeldquartier als Dienstmädchen eingetreten. Alle drei bis vier Wochen kam sie heim. Man hatte sie sehr gern dort, sie war hilfsbereit, und putzen konnte sie auch. Auch unser Haushalt lag ganz auf ihren Schultern. Unser monatliches Einkommen setzte sich zusammen aus neun Franken von Emmy, knapp vierzig Franken von meiner Akkordarbeit und etwa fünfundzwanzig Franken von den Hemden, die meine Mutter nähte. Sie konnte nicht mehr so viele machen wie früher, da sie nun fast alle Knopflöcher selber nähen musste.

Einige Monate nach meiner Konfirmation flog ein Zahlungsbeehl ins Haus. Er kam vom Geschäft Uebersax. Mein Konfirmandenrock! Vater hatte versprochen, jeden Monat zwei Franken abzuführen, aber darum kümmerte er sich nicht mehr. Meine Mutter bat mich, zu Uebersax zu gehen und ihn zu ersuchen, den Zahlungsbeehl zurückzunehmen. Wir würden die zwei Franken selbst bezahlen.

Mich ergriff eine ohnmächtige Wut. Von Vaters Zahltag sahen wir nichts. Den brauchte er für sich. Die vierundsiebzig Franken Verdienst von uns drei Frauen reichten nicht aus, um Miete und Essen zu bezahlen.

So machte ich meinem Vater eines Samstags Vorwürfe, das sei kein Leben. Er sagte kein Wort und verliess die Stube, aber an jenem Abend kam er völlig betrunken nach Hause und wütete und tobte. Er schlug auf meine Mutter ein, nahm einen Stuhl und riss ihn in Stücke. Mich verfolgte er um den Tisch, bis er hinfiel. Mutter und ich brachten ihn zu Bett. Meine kleine Schwester Rosy erwachte und weinte. In jener Nacht nahm ich mir vor, allem Elend ein Ende zu machen. Ich konnte einfach nicht mehr.

Es war Sonntagmorgen geworden. Rosy war vor dem Haus und spielte, und Mutter sagte: «Ich gehe schnell zu Frau Brunner, ich muss mit ihr reden.»

Wie ein Blitz schlug es bei mir ein: Jetzt soll er es büssen. Er schlief noch tief. Ich holte auf dem Estrich eine Axt, die die Mutter zum Spalten des grossen Holzes brauchte, stellte sie an die Bettkante und überlegte eine Weile, ob ich ihn so auf den Kopf treffen würde. Nein, so ging es nicht. Ich holte einen Schemel, um höher zu stehen. Ich holte aus zum Schlag, die Axt war schon in der Luft, da hörte ich meine Mutter schreien: «Was machst du, Kind!»

Wie gelähmt liess ich die Axt fallen.

Weshalb meine Mutter zurückkam, wusste sie nicht mehr. Der Vater stand auf, zog sich an und ging fort. Am Abend kam er spät zurück. Kein Wort kam über seine Lippen.

«Mutter, geh doch vom Vater weg», drängte ich. «Lass dich scheiden!»

«Du hast gut reden», sagte sie, «man ist nun mal verheiratet und kann nicht so schnell davonlaufen. Wohin sollte ich denn gehen?»

Emmy arbeitete nun in der gleichen Seidenweberei wie ich. So schliefen wir zwei schon halb erwachsenen Töchter und die kleine Schwester im gleichen Schlafzimmer wie die Eltern.

Eines Tages rückten zwei Jungburschen an und brachten eine Matratze zu uns: «So, Anny, nun kannst du in der Stube auf dem Boden schlafen, dann haben die zwei andern mehr Platz.»

Aber als mein Vater nachts um zwei Uhr heimkam, weckte er mich und schickte mich ins Bett der Mutter. Dann zog er die Mutter auf die Matratze. Sie wehrte sich und schrie: «Ich bin doch keine Dirne!» Da schlug er sie wieder.

Am nächsten Tag erklärte ich meiner Mutter: «Entweder Du gehst vom Vater weg, oder ich gehe fort von euch.»

«Aber wohin soll ich denn mit Rosy gehen?» klagte sie.

Ich ging zu einer Familie, die in der Nähe wohnte. Ich kannte den Genossen Furrer, denn oft hatte ich ihm den Stimmzettel meines Vaters gebracht, den die Mutter ausgefüllt hatte. Sie schaute jeweils im «Volksrecht» nach und folgte den Beschlüssen der Sozialdemokraten und Gewerkschafter. Vater schlief jeden Sonntag bis mittags. Genosse Furrer sorgte dann dafür, dass ein anderer für ihn stimmen ging.

Ich erzählte dem Genossen, was in den letzten Tagen geschehen war. «Wart mal ab», meinte er, «ich will sehen, was zu machen ist.»

Nach einer Woche ging ich nach der Arbeit nicht nach Hause, sondern ins Niederdorf und kaufte mir einen kleinen Weidenkorb mit ovalem Deckel. Daheim packte ich meine Sachen. Ich hatte ja nicht viel, den Rock, den ich auf dem Leib trug und noch einen alten, der ein bisschen kaputt war. Der wanderte in den Korb, und ein paar Hefte und Bücher aus der Bibliothek kamen dazu.

Als meine Mutter das sah, brach sie in Tränen aus: «Nein, Anny, geh nicht weg. Wo soll ich hin, dableiben kann ich ja nicht, wenn Du weggehst, sonst schlägt Vater mich tot!»

So ging ich nochmals zu Furrers und bat um Hilfe. Genosse Furrer hatte inzwischen eine Familie gefunden, die bereit war, meine Mutter und meine kleine Schwester aufzunehmen. Am Montag verliess meine Mutter unsere Wohnung. Meine Schwester Emmy war in jenen Tagen bei einer kranken Tante. Ich entschuldigte mich in der Fabrik wegen Unwohlsein und blieb zu Hause.

Vater kam zum Mittagessen. «Wo ist Mutti?» fragte er.

«Ich weiss es nicht», war meine Antwort. «Sie ist einfach fort, ich weiss nicht, wohin.»

Er sah auf den Tisch. Ungewaschene Kartoffeln standen da. «Was soll das?»

«Ich habe kein Petrol», sagte ich, «und kein Geld, um welches zu kaufen. Du hast uns seit Wochen nichts heimgebracht.»

Wortlos verliess er die Stube und ging die Treppe hinunter. Ich erzählte meiner Freundin Amalie, was geschehen war. Am Abend brachte sie mir eine Bierflasche voll Kaffee und ein Stück Brot.

Drei Tage verbrachte ich so. Jeden Abend hatte ich Angst, dass er heimkomme. Am vierten Tag kam er gegen Mitternacht nach Hause. «Ist die Mutter da?» Ich sah sein grimmiges Gesicht und mir wurde

angst und bange. Er kam auf mich zu und gab mir einen Stoss. Ich fiel zu Boden. Er holte eine Säge. «Wenn die Emma nicht zurückkommen will, brauchen wir auch kein Bett mehr!» Er zersägte das ganze Bett. Dann riss er die Stuhlbeine auseinander und zersägte den Tisch in der Mitte. Ich hatte grosse Angst, er würde die Nähmaschine auch zerstören. Mutter hatte sie noch nicht lange. Als die alte fast abbezahlt war, war ein Vertreter der Firma erschienen und hatte meiner Mutter die neue Rundschiffmaschine empfohlen. Auf die Rundspule ging dreimal so viel Faden wie auf die Langspule, und das bedeutete eine grosse Zeitersparnis.

Ich wollte die Maschine in Sicherheit bringen, schlüpfte mit dem Kopf in das eiserne Fussgestell der Maschine und hob sie auf die Schultern. Ich war schon auf dem langen Gang zur Treppe, als Vater es bemerkte und mir nachkam. Auf der zweiten Treppenstufe gab er mir einen Fusstritt in den Rücken, und mitsamt der Maschine polterte ich die Stufen hinunter. Im Hausgang unten schlug die Maschine an die Wand.

Herr Müller aus dem unteren Stock stürzte aus der Wohnung und befreite mich aus der schlimmen Lage. Frau Müller wusch mir das Blut vom Rücken und verband mich mit einem Stück Leinen.

Herr Müller trug die Nähmaschine wieder in die Wohnung hinauf. Mein Vater wollte die Maschine nicht mehr herausgeben. Ich aber ging zur Firma Singer, und der Vater erhielt einen Zettel mit der Bemerkung: «Ersuche Sie unbedingt sofort Ihrer Frau die Maschine heraus zu geben. Ansonst die Comp. Singer darüber verfügte. Achtungsvoll, Compagnie Singer.» Dieser Zettel, datiert vom 20. März 1911, befindet sich immer noch in meinem Besitz, ebenso wie eine Quittung über die Abzahlung der Maschine. Sie hatte zweihundertfünfzig Franken gekostet, und ich zahlte während Jahren jeweils zwei Franken. Als ich 1919 nach München ging, war die Maschine bezahlt.

Am nächsten Morgen ging ich zur Arbeit. Am Abend kam Vater wieder. Er nahm die Lampe vom Fenstersims, holte in der Küche eine Kupferpfanne und ein «Gätzi», eine grosse Kupferkelle, und trug alles fort. Er ging bis zur Mitte der Wipkingerbrücke, und dort warf er ein Stück nach dem andern in hohem Bogen in die Limmat. Das war das Ende, von nun an blieb er weg.

Nach etwa vier Wochen kam die Mutter mit der kleinen Rosy

zurück. Wir schliefen auf dem Boden. An einem Samstag kamen fünf Jungburschen mit Werkzeug, Latten und Schmirgelpapier und flickten unsere kaputten Möbel zusammen, so gut es ging. Die zerfaserten Stellen wurden mit Schmirgelpapier weggerieben, damit sich niemand die Hand verletzte. Auf jeden Fall hatten wir wieder einen Tisch und zwei Betten.

Der Vater blieb weg. Später vernahmen wir von Arbeitern aus der «Orion», er habe bei einer Frau ein Zimmer genommen. Da wussten wir, dass es endgültig war.

Nur einmal kam er zurück. Eines Abends schneiderten wir Blusen für den 1. Mai, und ich ging heim mit Mutters Schere, die ich in Packpapier eingewickelt hatte. Ich weiss noch, dass ich so zum Spass sagte: «Wenn jetzt einer kommt, kann ich ihn grad ‚morixeln‘». Als ich die Treppe hochkam – die Mutter stellte mir jeweils nachts ein Petrollämpchen hin, damit ich Licht hatte –, hörte ich die Stimme des Vaters: «So, du Chaib, jetzt habe ich dich.» Er hatte auf mich gewartet und sass auf der Treppe. Ich wehrte mich, und wahrscheinlich war die Schere ein bisschen offen, jedenfalls schrie er laut auf. Ich hatte nur gemerkt, dass ich irgendwo hängenblieb.

Am andern Tag kam der Furrer zu uns und fragte: «Was war denn los? Der Morf musste sich nähern lassen.» Ich hatte tatsächlich meinem Vater mit der Schere den Arm aufgeschlitzt.

Einst hielt Fritz Brupbacher im sozialistischen Arbeiterverein «Eintracht» einen Vortrag über die russische Revolution von 1905. Mich interessierte das sehr. Ganz allein besuchte ich diesen Vortrag, und am Schluss fragte ich ihn, wo man denn diese Bücher bekomme. Brupbacher gab mir ein Buch und sagte: «Hier, das kannst du lesen. Es handelt von der russischen Gesellschaft, von der ich gesprochen habe.» Es war «Anna Karenina» von Tolstoi, und das Buch begeisterte mich so, dass ich es in einer Nacht durchlas. Ich entdeckte, dass man in der Bibliothek der «Eintracht», im Parteilokal, aber auch im Volkshaus Bücher ausleihen konnte. Nun widmete ich jede freie Minute dem Lesen.

In der Mädchengruppe und im Jungburschenverein, der sich nun SJO, Sozialistische Jugendorganisation, nannte, hatte ich alle Hände voll zu tun. Bald wurde ich in den Zentralvorstand gewählt. Dort war ich verantwortlich für die Mädchengruppen in der ganzen

Deutschschweiz. Auch dem Arbeiterinnenverein trat ich bei. Daneben besuchte ich noch einen Samariterkurs. Was ich dort lernte, gab ich den andern weiter und sprach darüber bei unseren Zusammenkünften. Ich wollte einfach lernen, lernen, so viel ich konnte.

Ich gab mir alle Mühe, die Arbeiterinnen zum Eintritt in die Gewerkschaft zu bewegen. Vor der Fabrik durfte man keine Flugblätter verteilen. Meine Mutter brachte mir die Einladungen zu einer Versammlung in den Hausgang der Fabrik hinein, unter dem Vorwand, mich dringend sprechen zu müssen. Dort nahm ich die Flugblätter schnell aus dem Beutel, den meine Mutter unter ihrem langen Rock versteckt hatte, und das dringende Gespräch war zu Ende.

Meine Mutter half mir viel, und wir waren sehr verbunden miteinander, wie Schwestern oder Freundinnen. Sie fragte mich nie, wo ich gewesen sei, sie wusste, wo ich war, und die Jungburschen konnten auch immer zu mir kommen. Ich las ihr viel aus dem «Volksrecht» vor, wenn sie arbeitete. Und einmal kam sie sogar mit in den Arbeiterinnenverein. Ich sagte ihr, sie müsse keine Angst haben, es habe nur Frauen dabei, keine Männer, denn sie wäre sonst nicht gekommen. Die Frauen gingen damals nicht ins Wirtshaus einen Kaffee trinken, das hätte sich keine Frau, auch keine junge, getraut. Die Frauen gingen höchstens in die alkoholfreien Wirtschaften des Frauenvereins. Meine Mutter kam aber nur wenige Male in den Arbeiterinnenverein. «Geh du nur», sagte sie, «ich flicke dir unterdessen schnell den Rock.»

Im Jahr 1911 beriefen wir eine Versammlung nach der andern ein. Ich verteilte die Einladungen an eine mir gutgesinnte Arbeiterin in der Zettlerei und an eine andere in der Andreherei. Im Webereisaal besorgte ich es mit zwei andern selber. An den Versammlungen sprachen der Textilarbeitersekretär Casimir Nussbaumer und Genossin Marie Walter-Hüni, die Arbeiterinnensekretärin. Sie sprachen über das Leben, das eine Frau und Mutter als Arbeiterin führen muss. Sie gaben einen Einblick in das Leben der Arbeiterschaft. Familien, in denen Mann und Frau strenge Arbeit leisteten, waren nicht in der Lage, bei Krankheiten den Arzt und die Medikamente zu bezahlen. Letzter Ausweg blieb die Armenbehörde. Nur wer diesen Weg gehen musste, kann begreifen, was es heisst, betteln zu müssen.

In Zürich war die Lage der Arbeiter wegen der Arbeitslosigkeit nicht rosig. Die Teuerung stieg, und eine grosse Unzufriedenheit machte sich breit. Man sprach von Generalstreik. 1910 war noch Vollbeschäftigung, da waren Bauarbeiter aus dem Süden gekommen, zum grössten Teil aus Italien. Die arbeiteten billiger und gehörten den Gewerkschaften nicht an. Unter den Organisierten wuchs die Unzufriedenheit darüber. «Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht», hörte man ständig. Ein Streik bei den Metallarbeitern, bei dem ein Arbeiter von einem Streikbrecher erschossen wurde, gab den Ausschlag. Im Sommer 1912 beschloss die Delegiertenversammlung der Arbeiterunion den Generalstreik. Ich war auch Delegierter und stimmte ebenfalls für den Generalstreik. Das Streikkomitee hatte beschlossen, dass sämtliche Wirtschaften geschlossen bleiben sollten. In der Nacht vor dem Streik mussten wir Jugendlichen Flugblätter verteilen. Meine Freundin Marie Heissel und ich legten im ganzen Industriequartier unter die Rolladen der Wirtschaften Zettel mit der Aufforderung, die Wirtschaft am nächsten Tag geschlossen zu halten, sonst würde sie boykottiert. Ich war erst gegen ein Uhr nachts zu Hause.

Der Morgen kam. Es war ein strahlend schöner Tag, der 12. Juli 1912. Mein Herz schlug heftig, als ich die vielen sonntäglich gekleideten Arbeiter sah. Wir Jungen beschlossen, die Trams nicht aus den Depots ausfahren zu lassen. Es waren schon Arbeiter da, die mit den Tramführern sprachen, denn einige waren trotzdem zur Arbeit gekommen. Wir riefen ihnen zu: «Lasst sie doch ausfahren, aber nur über uns!» Und dann legten wir uns quer über die Tramschienen. Ein Tramwagen fuhr ganz nahe an uns heran, wir hielten aber stand und lagen am Boden, ohne uns zu rühren. Das Tram fuhr wieder ins Depot zurück.

Auch die Bauern, die mit Gemüse und Kirschen in die Stadt wollten, liessen wir nicht über die Wipkingerbrücke fahren und sagten ihnen, sie sollten heimkehren. Ein Bauer widersetzte sich der Forderung der Streikposten und knallte mit der Peitsche gegen die Arbeiter. Da flogen die Körbe auf dem Wagen in hohem Bogen auf die Strasse, und die Kinder, die auf dem Schulweg waren, lasen die Kirschen auf. Der Bauer musste einsehen, dass es besser war, ins Wehntal zurückzufahren.

Am Nachmittag bildete sich ein Demonstrationszug zur Sihl-

hölzliwiese. Dort standen grosse Büten voll Wasser und Biergläser mit Henkel bereit. Das Streikkomitee hatte sie von der Brauerei Hürli-mann bereitstellen lassen.

Ich machte bei der Streikleitung mit. Wir stellten auch die Fabrik ab, in der ich arbeitete, und ich fand Leute, die dort Streikposten standen. Es waren Arbeiter von der «Neumühle» und von der «Orion», denen hatte ich gesagt: «Geht zum ‚Baumann und Aelter‘ und sagt den Arbeiterinnen, die Fabrik werde abgestellt. Es kommt nicht in Frage, dass die Seidenfabrik Höngg arbeitet.»

Marie Heissel und ich hatten dem Arbeitersekretär Max Bock versprochen, am Streiktag auf das Sekretariat ins Volkshaus zu kommen. Das taten wir denn auch, und Genosse Bock gab uns die Protokollbücher mit. Wir steckten sie in unsere selbstgemachten Taschen unter die Röcke. Als wir das Treppenhaus hinunterstiegen, begegneten uns Polizisten, wir lachten einander zu und gingen unseren Weg. Vor dem Volkshaus stand in weitem Bogen aufgestellt das Militär. Wir gingen an den Soldaten vorbei, und niemand hatte eine Ahnung, was wir mit uns trugen. Kein Mensch durfte ins Volkshaus, aber wir gingen ja hinaus. Bei mir zu Hause befreiten wir uns von der Last. Ich war mir aber bewusst, dass ich diese Protokollbücher auf keinen Fall bei mir behalten durfte, denn ich war schon lange bekannt als Sozialistin und «Aufwieglerin». Ich fragte eine Textilarbeiterin – es war die Schwester von Josef Lukas, der damals in der gleichen Fabrik wie ich arbeitete -, ob ich ihr zwei Bücher zur Aufbewahrung geben dürfe. Sie war einverstanden, kam mit ihrem Säugling zu mir, und wir verstaute die Bücher im Kinderwagen. Sie war eine überzeugte Genossin, war aber unbekannt und wohnte in einem Aussenquartier. So gerieten diese Protokollbücher nicht in die Hände der Polizei.

Nach dem Generalstreik wurde Arbeitersekretär Max Bock, der Deutscher war, des Landes verwiesen.

Durch die Erlebnisse im Generalstreik hatte ich mehr Mut bekommen, und nun stellte ich in der Fabrik Forderungen auf.

Wir wollten Schutzvorrichtungen für die Webstühle. Oft geriet eine Schürze oder ein Rock in die Räder. Die Nebenarbeiterin musste dann die Maschine abstellen, aber niemand vergütete den Schaden an der Kleidung. «Kannst ja aufpassen», war die Antwort.

Wir hatten keine Putzfrau für die Aborte in der Fabrik. Weil sie

so schmutzig waren, hatte ich ständig Verstopfung und nahm Mittel aus der Apotheke, wenn Tee nicht half. Wie ich litt, viele andere Arbeiterinnen darunter, aber aus Schamgefühl wurde geschwiegen. Ich hatte viele Referate über Hygiene gehört und fand es nun an der Zeit, etwas zu tun. An einer Versammlung wurde beschlossen, mit dem Direktor Spengler zu sprechen. Ich wurde dafür bestimmt. Schliesslich hatte das Reklamieren Erfolg. Durch die Gewerkschaft wurde eine Putzfrau angestellt und dazu ein Markensystem eingeführt. Jede Arbeiterin bekam einige Münzen mit einer eingepprägten Nummer. Nur durch den Einwurf dieser Münze liess sich der Abort öffnen. Wenn er nun nicht sauber war, meldeten wir es der Putzfrau. Sie holte dann die oberste Marke heraus und reklamierte bei der Arbeiterin, die daran schuld war.

Ich beschwerte mich auch wegen des Lohns. Wir hatten Akkordarbeit. Tausend Fäden aneinander drehen oder einziehen ergab einen Tagesverdienst von zwei Franken zwanzig bis zwei Franken fünfzig für eine tüchtige Arbeiterin. Die Akkordarbeit war so bemessen, dass keine Minute verlorengelassen durfte. Als ich einmal wegen des Akkordlohns beim Direktor vorsprach, sagte er: «Du bist ja ein hübsches Mädchen, hast doch sicher einen Freund. Oder sonst such dir einen!» Mit der grössten Wut ging ich aus dem Büro. Was hiess das? Sich am Abend verkaufen, weil der Lohn nicht ausreichte zum Leben!

Die Fabrikleitung wollte mich loswerden. In einem Brief wurde mir mitgeteilt, man könne auf meine Arbeit verzichten, in vierzehn Tagen sei das Arbeitsverhältnis aufgelöst. Meine Schwester Emmy konnte bleiben. Sie war am Tag des Generalstreiks gegen meinen Willen zur Arbeit gegangen.

In dieser Zeit fand meine Mutter, die inzwischen geschieden war, wir sollten jetzt unser eigenes Leben führen, Emmy und ich. Eines Tages erklärte sie uns, sie habe einen Mann gefunden und ziehe zu ihm nach Winterthur. Ich sah den Mann und sagte zu meiner Mutter: «Aber hör einmal, Mutter, wie kannst du nur, siehst du nicht, dass das wieder ein Trinker ist?» Sie sagte: «Nein, das meinst du nur. Ihr seid jetzt schon so gross, und ich sollte doch auch wieder heiraten.» Sie nahm die jüngste Schwester mit sich, und Emmy und ich blieben allein in der alten Wohnung.

Die junge Sozialistin

Nun war ich also arbeitslos. Wegen meiner Tätigkeit war ich auf die schwarze Liste gekommen, und keine Textilfabrik behielt mich. In den folgenden Jahren, 1912 bis 1917, nahm ich jede Arbeit an, die mir geboten wurde. Ich ging überall hin, wo es Seidenfabriken hatte, zum Beispiel auch in die «Rote Fabrik» nach Wollishofen, die damals eine Seidenweberei war. Einmal arbeitete ich in einer Wirkerei, wo man an Rundmaschinen Stoffe für Strümpfe herstellte. Nach zwei Wochen bekam ich einen Brief, man könne auf meine Hilfe verzichten, den Rest des Lohnes könne ich auf dem Personalbüro abholen. Damit gab ich mich nicht zufrieden, denn ich gab mir die grösste Mühe, meine Arbeit exakt zu machen. Casi Nussbaumer holte den Lohn ab und wollte mit dem Leiter sprechen, ohne Erfolg.

Dann fand ich Arbeit in der Weberei Wollishofen. Nach acht Tagen musste ich aufs Lohnbüro, und da lag schon die kleine orangefarbene Zahltagsstüte. Einfach so, es gab keine Diskussion. Bei der Arbeitssuche in kleinen Betrieben war es gleich. In der Posamentenfabrik Grieder im Niederdorf wurden Zotteln für Polstermöbel, Vorhänge und vieles andere hergestellt. Dort dauerte es vier Monate. Ich arbeitete an der Webmaschine, und die Bandweberei machte mir grosse Freude. Der Vorarbeiter lobte mich, und dabei entschlüpfte ihm der Satz: «Schade, dass eine so nette junge Tochter sich bei den Sozis herumtreibt.»

Ich ging ständig aufs Arbeitsamt. Ich brachte mich immer selber durch und lebte von dem, was ich zwischendurch verdiente, ging waschen in die Haushaltungen und putzte Treppen. Die Stadt Zürich hatte sehr viele Parkettbodentreppen. Manchmal arbeitete ich sogar auf dem Bau und trug mit einem Räf Backsteine hinauf. Damals arbeiteten hin und wieder Frauen auf dem Bau. Das war nicht ungefährlich, denn die Frauen trugen lange Röcke, über die sie leicht stolperten.

Emmy und ich blieben nicht lange zusammen. Mein Charakter war ganz anders. Ich trug zum Beispiel nie ein Korsett, während Emmy sich einmal sogar eines aus Paris kommen liess. Sie war tanzlustig und ging oft ins Velodrom. Dabei musste ich sie begleiten. Weil ich nicht gerne tanzte, ging ich in der Zwischenzeit an den See ins Zürichhorn und dachte über Strindberg und Gorki nach, die damals aufkamen und von denen ich alles gelesen hatte. Ich ging ab und zu ins Zürcher Stadttheater, wo ich sechzig Rappen für den Stehplatz zahlte.

Um elf Uhr wollte ich Emmy wieder abholen, aber sie wollte immer noch einen Tanz und noch einen. Und die Tänzer sagten zu mir: «Sitzen Sie doch noch ein bisschen.» Nachher schimpfte ich mit ihr.

Sie hatte einen Freund, und ich konnte das nicht leiden. Es störte mich, wenn ich zu Hause ein Buch las und der Mann sich einmischte. «Was lesen Sie da für dummes Zeug? Das verstehen Sie doch nicht.»

Die Reibereien mit Emmy führten zur Trennung, und im Februar 1915 zog ich aus. Ich nahm mir ein Zimmer an der Josefstrasse im Industriequartier, und im Juni zog ich in die Familie meines Jugendgenossen Julius Mimiola an die Krummgasse 2 beim Stauffacher. Der Vater Gedeone Mimiola war Streckenarbeiter, ein sehr lieber Mensch. Er hatte fünf Kinder und zog sie ganz allein auf.

Eines Abends ging ich mit einigen Jungburschen zu einer Veranstaltung der Heilsarmee auf der Anwandwiese. Wir wollten hören und sehen, was dort geredet wurde und später an einer Versammlung darüber diskutieren.

Wir kamen zu spät, und jedes suchte sich einen Platz. Ich sass zwei Bänke vor Julius Mimiola. Die Musik spielte, und auf dem Podium sangen die Salutistinnen. In diesem Moment drückte mir jemand von hinten den Hals zu. Ich konnte weder schreien noch atmen. Julius sah meinen Vater hinter mir und vernahm nur einige laute Flüche. Er kannte meine Jugendzeit und begriff sofort, dass dies ein Angriff war. Die andern sahen, dass Julius meinen Vater von mir wegriss und kamen aus den Reihen. Es gab eine Schlägerei, und das Singen hörte auf. Ich weinte. Eine Frau neben mir fragte, wer denn der Mann sei. Ich gab keine Antwort, stand auf und ging

hinaus. Draussen standen meine Genossen beisammen, und ich hörte, wie Heiri Frisch sagte: «Wo ist Anny?» Aber ich wollte allein sein und stahl mich davon.

Die ganze Zeit überlegte ich, warum mein Vater an einer Veranstaltung der Heilsarmee gewesen war. Erst nachträglich erfuhr ich, dass er wieder eine Weile bei den Abstinenteu gewesen war.

Kurze Zeit später erhielt ich einen Brief von der Einwohnergemeinde Illnau. Ich wurde eingeladen zu einer Besprechung mit der Gemeindebehörde in ein Gasthaus bei Illnau. Warum? Ich besprach mich mit meinen Genossen Edy Meyer und Julius Mimiola. Keiner konnte mir sagen, was das sein könnte. Ich war Illnauer Bürgerin, hatte den Ort aber noch nie gesehen. «Geh hin», sagten die beiden, «dann siehst du es.»

Um vier Uhr nachmittags stieg ich in Effretikon aus dem Zug und ging zu Fuss nach Illnau. Plötzlich rief mir ein vorbeifahrender Velofahrer zu, ich solle nicht so schnell gehen, hinter mir komme mein Vater. Ich sah zurück, und wirklich, er war es. Er hatte also im selben Zug gesessen und zuerst noch ein Bier getrunken, darum hatte ich einen rechten Vorsprung. Vor Schreck begann ich zu laufen. Als ich das Gasthaus erreicht hatte, ging ich sofort in die Küche. Ich zeigte einer Frau die Einladung und bat, bleiben zu dürfen, bis der Gemeinderat da sei.

«Geh, hol einen Stuhl für das Fräulein», sagte sie zu einem Mädchen. «Was ist passiert, dass Sie so zittern?»

«Mein Vater kommt und schlägt mich zusammen!»

«Aber nein! Beruhigen Sie sich, Sie sind hier ja in der Küche. Ich werde es dem Gemeindepräsidenten sagen, dass Sie hier sind.»

Als die Tür zum Gang geöffnet wurde, hörte ich Vaters Stimme aus der Gaststube. Nach einer Weile kam die Frau mit einem Mann in die Küche und sagte: «Das ist unser Gemeineweibel und Dorfpolizist.»

«Fräulein Morf», sagte er, «ich soll Sie holen, der Gemeinderat ist beisammen.»

Er führte mich in den ersten Stock des Gasthauses und öffnete die Tür: «Herr Präsident, das ist Fräulein Morf.»

Ein Mann stand auf und bot mir einen Stuhl an. Ich sollte also gerade neben der Tür Platz nehmen?

«Herr Präsident», fragte ich, «darf ich mich nicht hinter den

Tisch setzen? Ich habe Angst, dass mein Vater gleich auf mich losschlägt, wenn er kommt!»

«Oho», sagte einer der Männer, «dann wissen Sie also, dass Ordnung in Ihr Leben kommen soll!»

Der Präsident eröffnete die Sitzung und gab bekannt, warum sie einberufen worden sei.

«Herr Robert Morf führt Klage, dass seine Tochter Anna sich ungebührlich benimmt und einen schlechten Lebenswandel führt. Er begründet es damit, dass sie eine grosse internationale Veranstaltung der Heilsarmee mit ihrer Anwesenheit gestört habe. Jugendliche, die mit ihr zusammen gewesen seien, hätten ihn als Vater belästigt. Auch würde die Tochter bis in alle Nacht hinein im Restaurant ‚Eintracht‘ ihre Abende verbringen. Herr Morf möchte die Heimatgemeinde bitten, seine Tochter in einer Erziehungsanstalt unterzubringen.

Nun habe ich als Gemeindepräsident mir erlaubt, Vater und Tochter zu einer Aussprache einzuladen. Sie sind Bürger unseres Dorfes. Fräulein Morf, was sagen Sie zu diesem Brief? Ich nehme an, dass wir darüber sprechen müssen.»

Ein Mitglied des Rates erhob die Hand.

«Liebe Mitbürger», sagte er, «ich komme durch meine Arbeit viel in den Dörfern herum und spreche mit den Leuten oft über Tagesprobleme. Ich habe diesen Namen oft gehört. Es soll sich um eine Sozi handeln, die in Weisslingen bei den Textilern gesprochen hat. Geht das dieses Fräulein an, das hier sitzt?»

Der Präsident bejahte die Frage. Es entstand eine Diskussion.

«Gehören Sie zu den Jungburschen?» fragte man mich.

«Ja.»

«Dann haben Sie in Winterthur die Frauen aufgestachelt, dem Textilarbeiterverband beizutreten?»

Ich verlangte das Wort. Man winkte ab. Der Präsident sagte: «Ihr Vater schreibt hier, dass Sie in einem Wirtshaus mit Männern den Abend verbringen. Das stimmt, wir haben uns in Zürich erkundigt.»

Ich war empört und verlangte mit Nachdruck das Wort.

«Ach so, so ein junges Weibsbild will hier reden! Aber zuerst hören wir den Vater an.»

Der Präsident sagte zum Gemeindefrauenrat, der auf einem Stuhl neben der Tür sass: «Holen Sie Herrn Morf zu uns hinauf.»

Mein Herz klopfte, und ich begann zu zittern. Einer neben mir meinte: «Man muss eben dem Vater gegenüber folgsam sein, dann braucht man keine Angst zu haben.»

Die Tür ging auf, und Vater trat ein. Er sah den Stuhl vor sich, hob ihn schnell auf und schritt mit den Worten «So, Du Chaib, jetzt hab ich dich!» auf mich zu.

Der Gemeindeweibel packte den Stuhl und sagte: «Ich bin der Polizist, passen Sie auf, was Sie da machen!»

Der Präsident sagte zum Polizisten: «Gehen Sie mit Herrn Morf ins Stübli.» Dann wandte er sich an mich: «So, Fräulein Morf, jetzt erzählen Sie einmal!»

Nun schilderte ich mein Leben. Ich erzählte von der Nacharbeit als Kind und dass der Vater nie Geld gab für die Familie. Ich erzählte, wie er meine Mutter und mich mehr als einmal geschlagen hatte. Das ganze Elend meiner Kindheit breitete ich aus.

Ein Raunen ging durch den Raum. Ein Mann hob die Hand. «Der Herr Pfarrer hat das Wort!» Es wurde still. Der Pfarrer sagte: «Liebe Mitbürger, wir haben von der Tochter Anna Morf gehört, wie das Leben in dieser Familie war. Es ist kein Ruhmesblatt. Ich glaube zu verstehen, dass sie diese Welt ändern wollte. Hier ist nicht der Platz, darüber zu sprechen. Ich schlage Ihnen vor, Fräulein Morf zu entlassen, damit sie den Sechsuhrzug erreichen kann.»

Erleichtert fuhr ich nach Zürich zurück.

Meine Tätigkeit in der Gewerkschaft hatte ich nicht aufgegeben. Im Gegenteil, die Arbeit dort schien mir wichtiger denn je. Ich lernte durch die vielen Stellungswechsel die Arbeitsverhältnisse noch besser kennen. Zum Beispiel in der Posamentenfabrik: Es waren Männer, die an der Maschine ihre Kordeln drehten. Auch ich wurde angelernt. Wie aber fiel der Lohn aus? Ich erhielt nur die Hälfte.

In Adliswil gab es einen Textilbetrieb. Dort konnten die Arbeiterinnen im Spezereiladen alles kaufen, was sie zum Essen brauchten. Gemüse wurde auf dem Pflanzblätz meist selber geerntet, Fleisch brachte ein Metzger auf Bestellung. Das wurde ebenfalls im Büchlein aufgeschrieben. Wenn am Zahntag nicht alles bezahlt wurde, wurde dem Lohnbüro mitgeteilt, was nicht bezahlt war, und der Rest wurde vom Lohn abgezogen.

An der Delegiertenversammlung vom 3. Oktober 1915 wurde

ich in den Zentralvorstand des Textilarbeiterverbands gewählt. Präsident war Albert Senn, Vize-Präsident der bekannte Appenzeller Weber-Pfarrer Howard Eugster-Züst, und Aktuarin war ich.

Oft ging ich auf Agitation und referierte bei den Textilarbeitern. Ich hatte mir diese Aufgabe nicht leicht vorgestellt, aber es war gar nicht so schwer, über das zu reden, was ich selber erlebte: Hunger, Elend und Not.

Ein Flugblatt ist erhalten, das die Arbeiterinnen der «Roten Fabrik» zu einer solchen Versammlung aufruft:

«An die Weberinnen der Seidenweberei Wollishofen.

Liebe Kolleginnen!

Nach längerer Pause möchten wir Euch wieder zu einer Versammlung im Casino Wollishofen einladen. Die Zeiten sind seither nicht besser geworden, sondern die Lebenshaltung verschlechterte sich noch mehr, und dem wollen wir mit allen unseren Kräften entgegen arbeiten. Also raffet Euch auf und kommt zu dem Referat, das Euch die Kollegin Anny Morf über das Thema: ‚Warum müssen wir Textilarbeiterinnen so viel leiden?‘ halten wird.

Textilarbeiterverband Sektion Zürich. Der Vorstand.»

Am Sihlquai war eine Strickereifabrik. Dort waren Lohnverhandlungen im Gang, und ein Streik war ausgebrochen. Meine Kolleginnen und ich sprachen Mädchen und Frauen an, die trotz des Streiks gearbeitet hatten und nun aus der Fabrik kamen, und luden sie zur Versammlung ein. Sie liefen an uns vorbei und benahmen sich wie Pfauen, stolz und trotzig schauten sie auf ihre Kolleginnen herab, die für ein paar Rappen mehr Lohn in den Streik getreten waren. Eine junge Frau rief uns Schimpfwörter zu.

Eine Arbeiterin meinte: «Es ist eine Gemeinheit, dass sich diese Frauen uns nicht anschliessen! Kollegin Morf, denen sollte man es heimzahlen.» Als wir am nächsten Abend einer Streikbrecherin ein Flugblatt geben wollten, hagelte es Schimpfworte. «Ihr seid faule Chaibe!» Meine Kollegin gab der Frau eine Ohrfeige, und so ging die Schlägerei los, an der ich mich auch beteiligte. An Zuschauern fehlte es nicht. «So ist's recht!» rief ein Mann von der Strasse. «Diese Frauen brauchen keine Streikbrecherinnen, sie sind schlecht genug bezahlt!» «Nun ist es aber genug», meinte ein anderer Mann.



1. Mai 1912. Vorn in der Mitte Olga Platten, hinter ihr Rosa Bloch und, mit dem weissen Hut, Marie Walter-Hüni. Der grosse Mann mit dem Schlapphut neben Olga ist Fritz Platten.



1. Mai 1912. Anny mit Schärpe.

Erst auf dem Polizeiposten erfuhren wir, dass wir Hausfriedensbruch begangen hatten. Die Strasse war ein Stück weit Eigentum der Fabrik, und die Prügelei fand auf ihrem Grundstück statt. Das trug uns fünf Franken Busse ein. Das Sekretariat gab uns das Geld zurück, man begriff unsere Wut, und die Streikkasse übernahm die Auslagen. Zwischen der Gewerkschaft und der Fabrik kam ein Vergleich zustande, und die Arbeit wurde wieder aufgenommen.

In der Sozialistischen Jugend half ich, wo ich nur konnte. Sekretär der SJO war Willi Münzenberg, ein Deutscher. Als ich ihn kennenlernte, war er noch Ausläufer in der Josefs-Apotheke, um 1913 wurde er Sekretär. Er hatte eine grosse Ausstrahlung und viel Charme. Wenn er irgendwo sprach, hatte er viel Publikum. Er konnte begeistern, aber auch gut arbeiten und organisieren. Vor allem die Mädchen liebten ihn. Damals ging er mit Adele Kluser, einer Verwandten des Arbeitersekretärs Max Bock.

Eines Tages sagte er zu mir: «Du könntest mal an einer städtischen Parteiversammlung für uns werben. Die Genossen sollen ihre Söhne und Töchter zu uns in die Jugendorganisation schicken.»

Ich war einverstanden und schrieb meinen Vortrag fein säuberlich auf. Was ich sagen wollte, wusste ich schon längst. Ich schöpfte aus der Erfahrung meines eigenen Lebens und aus Gesprächen mit den Jungburschen und Mädchen. Immer noch wurden die Lehrlinge schlecht behandelt und bekamen fast keinen Lohn. Deshalb trugen wir am 1. Mai Tafeln, auf denen stand: «Nieder mit der Lehrlingschinderei.»

Der Abend war da. Ich zählte damals, im Jahr 1912, fast neunzehn Jahre und stand zum ersten Mal auf der Rednertribüne im grossen Saal des Volkshauses in Zürich. Mein Herz klopfte. Ich hatte in den Sektionen des Textilarbeiterverbands und der Sozialistischen Jugend gesprochen, aber noch nie an einer so grossen Versammlung der Partei.

Als der Präsident mir das Wort erteilte, nahm ich meine beschriebenen Blätter vor mich hin und las auf Schriftdeutsch den Anfang ab: «Werte Genossinnen und Genossen!» In der vordersten Reihe sass Herman Greulich. Er rief mir zu: «Genossin Morf, reden Sie, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist!» Ich erschrak, fasste mich aber gleich wieder, ich wusste ja, was ich sagen wollte. Ich liess meine Blätter sein und sprach Dialekt. Der Vortrag kam gut an, und

in der Diskussion unterstützten einige Genossen meine Worte. Plötzlich rief jemand in die Versammlung hinein: «Die Rednerin führt aber kein ordentliches Leben, sonst würde sie nicht mit einem verheirateten Mann ein Verhältnis haben!»

Da gab es einen Tumult. Unsere Jungburschen wehrten sich für mich und riefen nach Beweisen. Bei der Adressangabe stellte sich nun heraus, dass es eine Kusine von mir war. Sie hatte den gleichen Vornamen, war fast gleich alt und wohnte zu allem noch keine fünf Minuten von mir. Anna gehörte aber keiner Organisation an. Vetter Jakob, ihr Vater, war ein guter Gewerkschafter. Base Karoline war Verträgerin des «Volksrecht». Der älteste Bruder Ruedi war Gründer der Sozialistischen Jugend von Altstetten. Annas verheirateter Freund war Genosse Bader, ein ziemlich bekannter Gemeinderat und dazu noch Erzieher und Lehrer, später Professor. Die beiden waren noch nach Jahrzehnten zusammen.

Der Präsident rief zur Ordnung. Nicht über Privatangelegenheiten, sondern über die Jugend sollte gesprochen werden. Es wurde still, und die Versammlung konnte geschlossen werden.

Aber wie ein Lauffeuer machte der Vorfall die Runde. In der «Eintracht» fragte Alexander Silny, ein deutscher Genosse: «Hast du noch Zeit für ein Privatleben, wo du doch immer an unsere Vorträge kommst?» «Warum?» fragte ich zurück. «Wir haben von der Versammlung gehört», antwortete er, und er konnte es nicht lassen, dieses Thema aufs Tapet zu bringen, so dass darüber diskutiert wurde. Meine Aufklärung brachte zum Glück eine Beruhigung.

In der «Eintracht» gab es einen Dramatischen Verein, der ab und zu Theaterstücke aufführte. Es waren alles Genossinnen und Genossen, und man kannte sich gut. So wurde ich sogar «Schauspielerin».

Der Verein studierte «Nachtasyl» von Maxim Gorki ein. Die Genossin, die die Natascha spielte, wurde plötzlich krank. Da hiess es eines Abends: «Anny, du musst einspringen. Die Einladungen sind schon gemacht, und wir müssen das Datum einhalten.» Vier Wochen hatte ich Zeit, um alles auswendig zu lernen. Dazu kam das Einstudieren der Handlungen. Alle waren Laien, auch sie mussten mit mir nochmals proben. «Du musst dich hineinfühlen in das Leben der Russinnen», sagten sie mir. Und es ging, ich verlor meine Scheu und war nun nicht mehr mich selber, sondern die Natascha.

Der Aufforderung, in den Dramatischen Verein einzutreten, konnte ich trotzdem nicht Folge leisten. Das Agitieren und die Diskussionen bei den Textilarbeitern und in der Sozialistischen Jugend bedeuteten mir alles.

Noch vor dem Ersten Weltkrieg hatte die Sozialistische Jugend an der Hallwylstrasse 54 ein Lokal gemietet. Dort kochten wir Kartoffeln und Sauerkraut oder Erbsensuppe, damit wir ab und zu etwas Warmes zu essen hatten, denn wir litten Hunger. Ich war meist die einzige, die putzte. Wir hatten eine kleine Bibliothek dort. An der Wand hing ein Bild August Bebels. Wir konnten das Lokal halten, weil während Jahren Gustav Nüssli, ein sozial eingestellter Textilfabrikant aus Pfäffikon im Zürcher Oberland, dafür zahlte. Er unterstützte auch Rosa Grimm und Willi Münzenberg. Nüssli kam ab und zu bei uns vorbei, und 1919, wenige Monate vor seinem Tod, schickte er mir hundertfünfzig Franken ins Gefängnis nach Stadelheim, das war damals ein Vermögen!

1912 versammelten sich Sozialisten aus vielen Ländern im Basler Münster zu einer eindrucklichen Demonstration für den Frieden. Ich war auch dabei, hörte die Referate von Jean Jaurès und anderen, und obwohl ich sie nicht verstand, fieberte ich mit. Ich hörte auch, wie deutsche und französische Genossen einander schworen, sie würden nie aufeinander schiessen.

Umso grösser war die Ernüchterung, als die Genossen in Deutschland im Reichstag für die Kriegskredite stimmten. August Bebels Bild an der Wand unseres Lokals wurde sofort heruntergenommen.

1914 brach der erste Weltkrieg aus. Der deutsche Patriotismus ergriff auch meine Genossen aus der «Eintracht». Als sie bei Kriegsausbruch begeistert heimzogen, um ihr Vaterland gegen die französischen Feinde zu verteidigen, war ich masslos enttäuscht und traurig. 3 Fast alle gingen fort. In meinem Bekanntenkreis wurde es einsam. Eines Tages ging ich in den Wald auf dem Käferberg, um Ruhe zu finden. Da tönnte Musik und Trommelwirbel durch die Stille. Endlos marschierten drüben in der Ebene gegen Bülach Menschenmassen zu Fuss und zu Ross. Die Tränen liefen mir herunter, als ich das sah.

Nur wenige Tage darauf musste ich in Höngg an einer Versammlung der Sozialistischen Jugend referieren. Der Saal war zum Bersten voll. Männer mit grauen Haaren, Frauen, die ihre Söhne begleitet hatten, waren in den vordersten Reihen zu sehen. Sehr viele Junge waren da.

Ein junger Bursche eröffnete die Versammlung.

«Geehrte Frauen und Männer! Wenn wir euch zu dieser Versammlung eingeladen haben, so darum, weil wir etwas über die Wahrheit dieses Krieges wissen wollen. Unsere Referentin hat das Wort.»

Stühle wurden gerückt, jeder wollte die Referentin sehen. Man hatte sich eine Frau mit Erfahrungen vorgestellt, und nun stand vor ihnen ein Mädchen von kaum zwanzig Jahren, das nach Worten rang.

Im selben Moment kamen feldgraue Gestalten in den Saal. Da fand ich meine Worte wieder und sprach von den Greueln, die nicht mehr enden würden.

Ein Feldgrauer rief mir zu: «Dummes Geschwätz! In zwei Monaten ist alles fertig und wir sind wieder daheim.»

«Nein», sagte ich. «Es werden viele Male zwei Monate vorüberziehen, wenn ihr Mütter und Schwestern euch nicht aufrafft und allem ein Ende bereitet. Ihr gebt eure Väter, eure Söhne her – ihr habt zu bestimmen, ob ihr den Kindern das Leben schenkt, damit sie morden und getötet werden. Ihr seid verantwortlich für das, was ihr aus euren Kindern macht.»

Als ich mit einem Aufruf gegen den Krieg schloss, meldete sich ein Mann zu Wort. Die Frauen sollten besser schweigen, denn sie würden ja nicht in den Krieg gerufen. Die Männer seien sich ihrer Pflicht bewusst und würden vor Weibergeschwätz nicht zurückschrecken. Die Versammlung sei von Leuten einberufen worden, die hinter den Ohren noch nicht trocken seien.

Während des ersten Weltkriegs entfaltete die Sozialistische Jugend eine fieberhafte Tätigkeit. Woche für Woche strömten die Mitglieder des Zentralvorstands in die Dörfer und Städte der Deutschschweiz aus, um zu referieren. Willi Münzenberg, der Sekretär, war der geborene Agitator, ein glänzender Organisator. Er koordinierte die Tätigkeit und gab uns praktische und ideologische Hinweise. Auch



*Das Lokal der Sozialistischen Jugend an der Hallwylstrasse in Zürich.
In der Türe Anny Morf (Mitte).*



Im Jugendlokal. An der Wand rechts ein Bild von August Bebel.



Die Sozialistische Jugend an Ostern 1916 in Luzern. Vorne sitzend Anny Morf (rechts) und Marie Heissel, danebenstehend mit dunklem Bart Edy Meyer. Neben Anny stehend Julius Mimiola und Willi Münzenberg.



Anny an der zweiten Versammlung in Leuzigen, 7. April 1918



Der Zentralvorstand der Sozialistischen Jugend, dazu Ernst Nobs und Fritz Platten, anlässlich dessen Abreise nach Russland 1918. Von links nach rechts: Alfred Bucher, Anny Morf, J. Schweide, Hermi Meier, Willy Trostel, Willi Münzenberg, Ernst Martin, Fritz Sauter, Ferdi Böhmy (sitzend). Obere Reihe: Fritz Platten, Ernst Nobs und Emil Arnold.



Internationales Komitee der Sozialistischen Jugend 1916. Von links nach rechts: Willi Münzenberg, Julius Mimiola, E. Christiansen, Joggi Herzog, E. Olavssen, J. Schweide.

ich hielt unzählige Referate. In meinem Tätigkeitsbericht vom 3. Oktober bis 6. November 1915 heisst es:

- | | |
|-------------|---------------------------------------|
| 3. Oktober | Uster, Friedensversammlung |
| 5. Oktober | Basel, Mädchenversammlung |
| 20. Oktober | Industriequartier, Mädchenversammlung |
| 25. Oktober | Oberwinterthur, Versammlung |
| 5. November | Rüti, Versammlung |
| 6. November | Adliswil, Versammlung |

In der «Vorkämpferin», der Zeitung der Arbeiterinnenbewegung, steht in Nummer 4, 1915, eine kleine Mitteilung:

«Derendingen. Der am 7. März abgehaltene Frauentag erfreute sich eines überaus zahlreichen Besuches. Gegen hundertzwanzig Frauen und Töchter und etwa achtzig Genossen lauschten den trefflichen Worten der beiden Referenten. In fliessendem Vortrag geisselte Genossin Morf aus Zürich das entsetzliche Morden im gegenwärtigen Kriege und forderte die Frauen auf, die Jugend so zu erziehen, dass ihr schon im frühesten Alter der Abscheu gegen den Krieg in die jungen Herzen gepflanzt wird. Das dreiviertelstündige Referat wurde mit grossem Beifall aufgenommen.»

Am sechsten Frauentag, am 26. März 1916, hielt ich in Reinach ein Referat und gab es auf Bitten der Reinacher unter dem Titel «Gleiche Pflichten, gleiches Recht: Gleiche Arbeit, gleicher Lohn» als Broschüre heraus. Ich griff die wichtigsten sozialistischen Forderungen auf und betrachtete sie vom Standpunkt der Frau aus. Die Schilderungen der prekären Situation der Arbeiterinnen untermauerte ich durch Statistiken und Zahlen.

Meine Aufgabe im Zentralvorstand war vor allem die Agitation bei den Mädchen, die Gründung und Betreuung der Mädchengruppen. Die Mädchen wurden noch mehr als die Burschen angefeindet, wenn sie sich politisch betätigten, und sehr schnell wurde ihnen nachgesagt, sie nähmen es mit ihrer Moral nicht so genau. Daraus machte ich mir nichts. Ich hatte nie einen Freund, aber wenn es sein musste, spielte ich schon mal die Verliebte.

Während des Krieges holten wir oft deutsche Genossen, die desertiert waren, über die Grenze. Meistens ging ich mit einem Jungburschen als Liebespaar getarnt von Schaffhausen nach Büsingen,

einer deutschen Enklave. Wir hatten Grenzausweise. In Büsingen trafen wir den Deutschen und tranken miteinander einen Kaffee. Wir wussten, dass die Zöllner alle drei Stunden abgelöst wurden. Dann ging ich in Begleitung des deutschen Genossen wieder zurück. Der Schweizerjungbursche kam später. Nach den Ausweisen wurde dort nicht gefragt. Die deutschen Genossen konnten in der Schweiz ohne Weiteres arbeiten, auch da half man ihnen.

1916 wurden wir vom Samariterverein aufgerufen. Wer keine Arbeit habe, solle sich für den Freiwilligen Hilfsdienst melden. Ganze Eisenbahnzüge mit Kriegsverwundeten von den Schlachtfeldern kamen durch die Schweiz. Das Rote Kreuz vermittelte diese Transporte aus humanitären Gründen.

Ich meldete mich und leistete Hilfe bei den Verwundetentransporten im Zürcher Bahnhof. Es waren Ärzte, Krankenschwestern und Sanitätssoldaten da, die die Verwundeten pflegten und ihnen Essen und Trinken brachten. Wir, die Hilfen, besorgten, was uns aufgetragen wurde. Wir schleppten Wasser, leerten Becken, rollten Binden, und, das war das Schlimmste, wir sahen die Soldaten, Männer mit verbundenen Köpfen, zerschundenen Gesichtern, denen ein Auge fehlte, ein Kiefer zerschossen war, Männer ohne Arme und ohne Beine. Ich hörte das Stöhnen und das Weinen, einer rief laut nach seiner Mutter. Diese «Krieger» wurden in ihr Heimatland zurückgeschickt.

Dazu kam noch die Kunde vom Tod zweierjungburschen, Hans Bauer und Karl Mösle, die auf dem Feld der «Ehre» für ihr «Vaterland» gefallen waren. Es waren Freunde, die mitgearbeitet hatten an unserem Ideal, eine neue Welt aufzubauen.

Es war schrecklich, wenn einer von uns starb. Ernst Brunner, der in unserem Haus wohnte und mich bei den Jungburschen eingeführt hatte, starb 1913 mit neunzehn Jahren an einer Lungentuberkulose. Im gleichen Jahr starben Hans Caderas, zwanzigjährig, und Alfred Stadelmann, neunzehnjährig. 1914 starben Walter Henzi und Heinrich Sadinsky. Ein Jahr später starb Werner Lang. «Warum so früh?» fragte ich mich. Aber wenn ich daran dachte, wie es mir in den letzten Jahren ergangen war, wunderte ich mich nicht. Die Zustände, in denen wir lebten, waren daran schuld, dass wir die Freunde so früh verloren.

Im letzten Schuljahr musste ich nach Basel zu meiner Tante Leonie. Dort musste ich der tuberkulosekranken Tochter das Essen bringen. Sie war sehr lieb zu mir, und sie starb in meinem Arm. Ich merkte nicht, warum sie auf einmal so schwer war. Sie sagte nichts mehr, und ich legte sie hin. Sie war tot.

Ich hatte oft gehört, dass der Arzt, der die Tochter behandelte, zu meiner Tante sagte: «Es ist unverantwortlich, dass Sie das junge Mädchen zu Ihrer Tochter gehen lassen.» Als ich wieder zu Hause war, hatte ich denn auch eine Lungen- und eine Brustfellentzündung. Ich musste mich jedes Jahr, bis ich fast zwanzig war, untersuchen lassen, und da hiess es auf einmal, die beiden oberen Lungenflügel seien angegriffen. Das Rezept war: Jeden Tag am Morgen eine Stunde spazieren. Ich machte das, ging vor der Fabrik auf den Uetliberg, und das hat mich vielleicht gerettet.

Als ich etwa achtzehn war, bekam ich eine Neuralgie im Gesicht, mit Abszessen und Furunkeln. Ich ging ins Kantonsspital, und dort sagten sie, es komme von den Zähnen. Sie zogen mir einen nach dem andern. Alles gesunde Zähne! Es wurde trotzdem nicht besser. Einmal wollten sie mir wieder einen Zahn ziehen, der eine Arzt schrie den andern an, er solle mir den Kopf besser halten, damit er besser ziehen könne, und dann brachen sie mir den Kiefer. Ich brüllte wie ein Stier. Man hatte ja keine Narkose. Ich kam nach Hause und konnte nicht mehr sprechen, auch am andern Tag nicht. Meine Mutter schickte mich sofort wieder ins Spital. Dort legten sie mir ein Plättchen ein, das ich gut ein halbes Jahr tragen musste. Sie erklärten mir nicht, warum, aber ich gewöhnte mich daran. Das geschah alles im Kantonsspital. Die armen Leute mussten nichts zahlen, und die Zahnärzte lernten an ihnen, Zähne zu ziehen.

Bei meinem ersten Referat im Volkshaus hatte ich fast keine Zähne mehr. Einem Parteigenossen, der Zahnarzt war, fiel das auf. Beim Hinausgehen sprach er mich an und lud mich ein, an einem Samstagabend zu ihm zu kommen. Genosse Fröhlich machte mir ein ganzes Gebiss. Morgens um zwei Uhr ging ich mit neuen Zähnen aus seinem Haus. Ich musste nur das Material zahlen. In Raten.

Die Schmerzen im Gesicht waren aber immer noch da. Fritz Brupbacher sagte zu mir: «Anny, komm einmal zu mir in die Praxis.» Er untersuchte mich und fand heraus, dass die Schmerzen nicht von den Zähnen kamen, sondern von den Nerven, wegen der Ar-

beit. Er sagte, ich müsse sofort an einen andern Arbeitsplatz, weg von der Andreherei. Er schrieb mir ein Zeugnis, und ich erreichte in der Fabrik, dass sie mich in die Weberei versetzten.

Etwa 1915 hatte ich einen Zusammenbruch. Eines Tages konnte ich einfach nicht mehr aufstehen. Es war einerseits das Rheuma, eine Erbkrankheit, aber auch das Blut war nicht in Ordnung, ich war erschöpft von der Arbeit und der Unterernährung. Betty Ostersetter, die in der Nähe ihre Praxis hatte, behandelte mich. Ihr Dienstmädchen brachte mir am Mittag das Essen hinüber, und der Vater Mimiola am Morgen und am Abend. Ganze drei Monate lag ich im Bett.

Frau Ostersetter fand, ich müsse mich auf dem Land erholen. Zufällig machten wir eine Wanderung zur Kyburg und kamen nach Agasul. Ich konnte fast nicht mehr gehen. Wir kamen zu einem Bauernhaus, wo Bauer und Bäuerin vor dem Haus auf einer breiten Bank sassen. Wir setzten uns zu ihnen. Julius sagte zu mir: «Siehst du, so etwas wäre gut für dich. Hier könntest du dich erholen.» Die Frau fragte: «Warum erholen? Das Mädchen hat ja rote Backen.» Da berichtete Julius von meiner Krankheit. Inzwischen war ihre Tochter, ein Mädchen in meinem Alter, hinzugekommen. Da sagte die Bäuerin: «Ja, warum nicht, dann hätte unser Berti Gesellschaft.» Sie hätten schon Platz, aber eine Kranke könnten sie nicht brauchen, ich müsse selber für mich sorgen.

Drei Monate verbrachte ich in Agasul. Unglücklicherweise konnte ich nach der ersten Woche nicht mehr aufstehen. Der Bauer trug mich auf einen Liegestuhl in den Garten und holte den Arzt. Der meinte, das sei nicht tragisch, es gehe ein paar Tage, bis ich mich an das Klima gewöhnt habe. Der Bauer trug mich jeden Tag ins Freie, und ich erholte mich tatsächlich nach ein paar Tagen. Dann bekam ich wieder Lust etwas zu machen, half in der Küche, brachte den Zvieri aufs Feld und suchte Beeren. Es war sehr schön dort.

1915 fanden in Bern gleichzeitig der Internationale Arbeiterkongress, der Frauenkongress und der Kongress der Sozialistischen Jugend statt. Da traf man natürlich alle möglichen Leute. Clara Zetkin, Rosa Luxemburg und Adelheid Popp waren anwesend. Ich konnte aber keine nähere Bekanntschaft mit ihnen schliessen, denn wir hatten nicht viel Zeit für private Begegnungen. Ich hörte sie nur reden.

An den Kongressen 1915 war auch Lenin da. Er sass viel im Volkshaus, in einer stillen Ecke im Kaffee für die Abstinenten. Dort konnte man ruhig sitzen. Am Kongress kamen die Leute immer wieder zu Lenin ins Kaffee und diskutierten mit ihm. Man hat darum oft gesagt, er habe den Frauenkongress dirigiert. Lenin sprach nie öffentlich, hatte aber doch ziemlichen Einfluss. Wir hörten auf ihn, weil er uns ernst nahm, im Gegensatz zu manchen Schweizer Genossen, die in politischen Ämtern waren, Strebern, die einfach aufwärts wollten. Aber Lenin war damals noch nicht *der* Lenin, sondern ein Genosse wie alle andern.

Ich traf Lenin später oft in der «Eintracht». Seine Frau Nadeschda Krupskaja kannte ich besser. Sie war eine ruhige, einfache Frau. Ich machte mit ihr am Sonntagmorgen lange Spaziergänge am Zürichberg. Wir sprachen über Politik und erzählten einander aus unserem alltäglichen Leben. Ich bat sie oft, von Russland zu erzählen, denn ich wollte wissen, wie die Menschen dort lebten. Russland interessierte mich sehr, ich las damals Gorki und Tolstoi. Lenin brachte mir oft Artikel aus Zeitungen, die ich lesen sollte. Wenn wir uns wieder trafen, fragte er: «Haben Sie sie gelesen?» Ich erinnere mich an einen Artikel mit einem Foto aus Amerika, wo ein toter Hund im blumenbekränzten Wägelchen von den trauernden Hinterlassenen auf den Hundefriedhof begleitet wurde.

Ich war manchmal auch dabei, wenn sich die Genossen bei Lenin und seiner Frau an der Spiegelgasse 14 trafen. Es war dort alles sehr bescheiden. Wenn zuwenig Stühle vorhanden waren, sass man auf Holzkisten. Lenin war einfach und kameradschaftlich und hörte gut zu. Man sprach ungezwungen durcheinander. Es stimmt nicht, dass er bei uns für eine Revolution in der Schweiz warb. Er wies uns vielmehr darauf hin, dass in Russland völlig andere Verhältnisse als bei uns herrschten und erzählte uns vom russischen Volk und seinen Leiden. «Bei euch», so meinte er etwa, «hat doch jeder ein Bett, bei uns schlafen viele auf dem Boden. Diesen Zustand wollen wir beseitigen.» Lenin sagte uns, dass wir in unserer Demokratie andere Wege zum Sozialismus einschlagen könnten als sie in Russland. Wir sollten arbeiten, um in den Gemeinden und Kantonen in wichtige Positionen hineinzukommen und die Arbeiter aufzuklären.

An den Parteiversammlungen beteiligte sich Lenin nicht aktiv. Er kam hin, aber er ergriff das Wort nicht. Hingegen diskutierte er mit

uns im «Kegelklub», wie wir unsere Zusammenkünfte zur Tarnung nannten, an der Stüssihofstatt. Dorthin kamen auch Radek, Charitonov, Silny, Ellenbogen, Sinowjew, Bronski, Grünberg, Platten und viele andere.

Der «Kegelklub» war ein Diskussionsklub. Wir lasen Marx, Kapitel für Kapitel, wir diskutierten über politische Fragen, zum Beispiel über Bodenpolitik. Wir waren der Meinung, dass jedes Haus, das verkauft würde, von der Gemeinde aufgekauft werden müsste. Denn der Boden sei nicht vermehrbar und sollte allen gehören. Solche Hoffnungen hatten wir damals. Ab und zu hatten wir im «Kegelklub» einen Referenten, aber meistens diskutierten wir untereinander. Jedes Mal war ein anderer Genosse Tagespräsident, das hatte Lenin vorgeschlagen, damit alle reden und eine Sitzung leiten lernten. Die verschiedensten Leute, Gewerkschafter und Parteigenossen, machten mit. Ich war die einzige Fabrikarbeiterin.

Ein einziges Mal war auch Ferdi Böhny dabei. Er schrieb später in seinen Erinnerungen, er habe den «brutalen Charakter» von Lenin sofort erkannt. Das ist Blödsinn. Lenin war ein weicher, ruhiger Mensch. Er war sehr interessiert an unseren Verhältnissen und hörte uns Jungen immer zu.

Diskutiert wurde auch in der «Eintracht». Dort gab es einen Lesesaal mit Arbeiterzeitungen aus allen Gegenden und Ländern und eine Bibliothek, wo ich oft zu finden war.

Im Sommer sass man im kleinen Hinterhof am runden Tisch. Die russischen Sozialisten sassen fast jeden Abend dort. Da kam es mitunter zu heftigen Auseinandersetzungen, die uns Schweizer erkennen liessen, dass auch die Russen keineswegs immer einig waren. Oft waren zwischen zwanzig und dreissig Russen zusammen, und das hiess, ebenso viele Meinungen. Ich fragte mich oft, wie das herauskommen sollte, wenn sie heimkehrten und sich immer noch nicht einig wären... Lenin blieb in diesen Auseinandersetzungen immer ruhig. Wir andern, die Nichtrussen, waren Zuhörer und diskutierten nachträglich miteinander. Alle Russen konnten deutsch und sprachen nur unter sich russisch.

Zurzeit der russischen Revolution herrschte eine richtige Zukunftsstimmung, und wir lebten stark mit. Alles spielte sich in der «Eintracht» ab. Dort versammelten sich die Russen, nicht nur die

von Zürich, sie kamen auch von Bern und Genf. Einmal kam auch Vera Sassulitsch, und an einem Abend lernte ich Vera Figner kennen. Trotzki war nur für kurze Zeit in Zürich. Er widersprach Lenin häufig und polterte auf russisch drein. Sie diskutierten über ihr Programm für Russland, und dabei orientierten sie sich auch an der Schweiz, wie durch kleine Kämpfe die Eidgenossenschaft gebildet wurde. Lenin sagte oft, die Schweiz mit ihren Gemeinden und Kantonen sei für Russland ein Vorbild. Im Kleinen, Überschaubaren, wo jeder den andern kenne, fange der Sozialismus an.

Nach der Märzrevolution 1917 hatte Lenin nur den einen Wunsch, irgendwie nach Russland zu gelangen, um dort seine Ideen zu verwirklichen. Er dachte immer sehr realistisch, er war kein Phantast. Er sprach oft davon, dass Revolutionäre, die an die Macht kamen, andere Wege gegangen seien, als sie es sich vorgestellt hätten. Man müsse daher darauf achten, dass nicht Leute an die Macht kämen, die diese missbrauchten.

Als sie dann beschlossen, nach Russland zurückzukehren, diskutierten sie das unter sich. Da schauten wir nur von weitem zu. Aber bei ihrer Abreise waren auch wir am Zug auf dem Zürcher Hauptbahnhof und sangen die «Internationale». Das war eine Begeisterung! Die Russen fuhren gemeinsam zurück. Aber nicht in einem plombierten Wagen, wie so oft behauptet wird. Sie mussten nur bei einander bleiben.

Jeden Abend war auch Fritz Platten in der «Eintracht». Er war ein wunderbarer Organisator. Den Generalstreik von 1912 hatte hauptsächlich er geleitet. Er hatte bei der Brauerei die Wasserbüten und Gläser bestellt und dafür gesorgt, dass die Wirtschaften an jenem Tag geschlossen waren. Er wusste, dass die Arbeiter sonst Bier getrunken und Schlägereien vom Zaun gerissen hätten. Ich konnte nicht verstehen, dass ein Mensch diese Voraussicht haben konnte, aber persönlich, bei seinem nächsten Menschen, völlig versagte.

Er liess seine Frau Olga immer allein. Vor zwölf Uhr nachts kam er nie aus der «Eintracht». Wann man auch hineinging, immer sass er dort in einer Ecke zusammen mit Radek, Sinowjew und den andern Russen und spielte Karten.

Ich vergesse nie jenen Abend, als Olga starb. Als ich in die «Eintracht» kam, war Platten am Kartenspielen. Kugler, der Wirt

der «Eintracht», sagte zu mir: «Jetzt habe ich gerade erfahren, dass Olga Platten sich das Leben genommen hat.» Ich schrak zusammen und sagte: «Weiss es Genosse Platten?» Kugler sagte: «Ich habe es ihm mitgeteilt.» Platten spielte weiter Karten, wie wenn nichts passiert wäre. Ich konnte das nicht verstehen.

Man sagte, Olga sei depressiv veranlagt gewesen. Aber sie war ganz bestimmt kein psychiatrischer Fall, sondern leider einfach von Platten vernachlässigt.

Er hatte Olga, die aus Russland stammte, in der Schweiz kennengelernt. Sie war sehr einsam und kannte kaum jemanden. Wir holten sie manchmal, wenn wir an den Egelsee gingen. Wir mussten dort vorbei, wo sie wohnte, und da fand ich, wir könnten sie mitnehmen. Sie arbeitete auf dem Parteisekretariat bei Fähndrich, dem Arbeitersekretär. Sie schrieb Plattens Briefe auf der Schreibmaschine und drückte den Stempel mit seiner Unterschrift auf das Papier. Es gibt ein einziges Foto, auf dem sie zu sehen ist, von einem Maiumzug, da ist sie das kleine Persönchen neben Platten.

Ihre Situation war sehr schwierig. Sie wohnte in einem Mansardenzimmer, mit einem Säugling von wenigen Wochen, und war immer allein. Sie war völlig vereinsamt, und er kümmerte sich überhaupt nicht um sie.

Dann sprang sie aus Verzweiflung zum Fenster hinaus. Sie ertrug das wahrscheinlich seelisch nicht mehr und konnte es niemandem erzählen. Willy Trostel, ein Genosse aus der Sozialistischen Jugend, und seine Frau Käthi Lehmann, ein Mädchen aus der Mädchengruppe, nahmen den kleinen Fritz nach ein paar Jahren zu sich und erzogen ihn wie einen eigenen Sohn.

Eine Weile hatte ich viel Kontakt mit Rosa Grimm. Sie war eine sehr intelligente Frau, und Robert Grimm lernte sehr viel von ihr, aber sie war keine Hausfrau, sondern eine Politikerin, und das führte zur Scheidung. Sie führte ein paar Monate die Buchhandlung der Sozialistischen Jugend. Wir hatten eine Dreizimmerwohnung, vorne waren der Laden und das Sekretariat und hinten war noch ein Abstellzimmer. Die Kinder waren oft im Sekretariat, und ich kümmerte mich um sie, gab ihnen Bleistifte und Papier und lehrte sie Schiffchen machen. Sie trieben auch allerhand Allotria. Ich war jung und machte mit, schärfte ihnen aber immer ein, sie sollten auf die Mutter

warten. Wenn Rosa dann spät abends endlich kam, sagte ich: «Aber Genossin Grimm, jetzt müssen Sie wirklich nach Hause!» Die Grimms wohnten damals irgendwo am Zürichberg. Rosa liess die Kinder viel allein, sie waren auf der Strasse, und die Nachbarn reklamierten. Ich begriff deshalb die Scheidung von Robert und Rosa.

Am Kongress in Bern 1915 lernte ich Angelika Balabanoff kennen. Sie sprach mit Klara Zetkin, Genosse Greulich kam hinzu und stellte mich vor: «Das ist unsere Genossin Morf, sie ist tüchtig im Werben für unsere Sache.» Ich bewunderte Balabanoff sehr. Sie konnte viele Sprachen, und am Kongress übersetzte sie fliessend. Ich stellte ihr einige Fragen, und sie sagte, ich solle bei ihr vorbeikommen.

In den Jahren, als sie in Zürich war, besuchte ich sie jeden Monat ein paar Mal. Sie wohnte in einer ausgebauten Mansarde an der Waffenplatzstrasse. Ich brachte für zwanzig Rappen Streichleberwurst mit, und dann kochten wir auf dem Spritflämmchen Tee.

Sie war nicht so übertrieben, «exaltiert», wie man damals sagte, wie andere Russinnen. Wir diskutierten viel miteinander. Karl Marx war uns damals auch zeitlich noch sehr nahe, und wir sprachen über seine Theorien. Wir diskutierten, wie man zu einer sozialistischen Gesellschaft gelangen könnte, wir sprachen über Gemeindepolitik und über die Frauenbewegung. Ich erzählte ihr viel aus meinem Leben, aus der Gewerkschaft und von der Fabrik. Sie stand linker als ich und kannte die schweizerischen Verhältnisse nicht sehr gut. In Zürich lebte sie ziemlich isoliert, sie kam zum Beispiel nie in den Arbeiterinnenverein. Oft diskutierte ich nach unseren Sitzungen mit Balabanoff über die Themen und kam dann mit neuen Anregungen in den Arbeiterinnenverein zurück.

Einmal hielt Betty Ostersetter im Arbeiterinnenverein einen Vortrag über die Frauenfrage. Wir diskutierten darüber an mehreren Versammlungen. Auf dem Heimweg wurde im kleinen Kreis weitergeredet. Es wurde für uns immer deutlicher, dass die Stellung der Frau verändert werden musste. In ihrem Vortrag hatte Frau Ostersetter gesagt: «Das Haus ist nicht mehr die Welt der Frau, sondern die Welt ist ihr Haus.» Die Frau sollte also endlich zu einem selbständigen Menschen werden, mit gleichen Rechten wie der Mann. Auch sie sollte einen Beruf haben, aber dabei nicht mehr allein für

den Haushalt verantwortlich sein. Jedes Haus sollte eine Kommune bilden, gegessen würde gemeinsam, und für das Waschen, Bügeln und Flickern der Wäsche würden geeignete Mitbewohner ausgesucht, die von der Hausgemeinschaft bezahlt würden. Arbeitszeit wäre acht Stunden pro Tag, für die Kinderbetreuung wäre gesorgt.

Wir diskutierten auch über freie Liebe, über die Ehe ohne moralischen Zwang. Ich konnte mit diesen «Zukunftsbildern» nicht viel anfangen. Die Realität sah nämlich nicht so rosig aus. Cilla Itschner war eine von den Frauen, die vehement für diese neuen Ideen eintraten. Ich war aber mit ihrem Leben gar nicht einverstanden. Sie und ihr Mann, der sehr linksstehende Hans Itschner, gingen ihren Neigungen nach. Wer weiss, was aus ihren Kindern wurde. Nur eines wurde in Zürich geboren und blieb hier. Sonst ging Cilla, wenn sie schwanger war, für ein paar Wochen nach Spanien oder Frankreich, dann kam sie zurück – ohne Kind. Dabei hätten Cilla und ihr Mann, beide intelligente Menschen, gut ihr Brot verdienen und den Kindern ein Heim bieten können. Auch Botsche Scheidegger, eine Bekannte von mir, die zu der Itschner-Gruppe gehörte, sprach gern über Kommunen. Auch sie ging manchmal schwanger ins Ausland und kam ohne Kind zurück. Sie hatte ein kleines Kind, das sie oft zu mir brachte, für einen Tag, wie sie sagte. Meistens holte sie es aber erst Tage später wieder ab.

Empfängnisverhütung kannte man nicht in der Arbeiterschaft. Wenn wieder ein Kind auf die Welt kam, war der Mann wütend auf seine Frau, denn das war ihre Angelegenheit. Viele Streitigkeiten zwischen Mann und Frau entstanden daraus. Ich weiss das aus der eigenen Familie. Meine Mutter lief oft zum Schlafzimmer hinaus. Erst als ich älter war, begriff ich, warum.

Die Mädchen und Frauen im Arbeiterinnenverein wurden in den Vorträgen, die Betty Ostersetzer hielt, über Empfängnisverhütung aufgeklärt. Sie hätten sich beim Arzt jeden Monat nach der Periode einen Schutz einsetzen lassen müssen, aber das bedeutete eine Konsultation beim Arzt, und das Geld dazu hatten die Frauen nicht. Und dann wurde unter den Arbeiterinnen in den Fabriken halt viel getuschelt von Abtreibungen. Viele Frauen starben, weil sie zu einer Kurpfuscherin gingen oder dies und jenes probierten.

Offen konnte man nicht über solche Fragen sprechen. Keine Mutter und kein Vater hätte mit den Kindern darüber gesprochen.

Die Frauen, die in den Arbeiterinnenverein kamen, waren aufgeweckter als andere, die wollten ihre Verhältnisse ändern. Es waren Putzfrauen, Waschfrauen, Fabrikarbeiterinnen und sogar einige Lehrerinnen, die natürlich auch schlechter bezahlt waren als die Lehrer. Der Arbeiterinnenverein war aber nicht sehr gross. Er hatte etwa sechzig Mitglieder, und es kamen längst nicht alle an die Versammlungen.

Die Frauen waren damals sehr unterwürfig und getrauten sich überhaupt nicht, über den Rahmen der Familie hinauszugehen. Sie durften zwar an die Versammlungen der Männer gehen, aber meistens getrauten sie sich nicht, und viele Männer hätten auch gar nicht geduldet, dass ihre Frau mitgeredet hätte. Die Frau musste daheim bei den Kindern bleiben, wenn der Mann an eine Versammlung ging, wie er sagte. Oft ging er bloss ins Wirtshaus. Dort wurde diskutiert, und dort wurde die Politik gemacht.

Eine der wichtigsten Figuren in der Arbeiterinnenbewegung jener Zeit war Rosa Bloch, die Redaktorin der «Vorkämpferin», der Zeitung des Arbeiterinnenvereins. Sie war eine grosse, imponierende Frau. Sie handelte mit Schmuck. Rosa und ihr Mann Siegfried, damals Leiter des Sozialarchivs, waren sehr gegensätzlich. Rosa stand linker als er und ging 1920 zu den Kommunisten, während Siegfried bei den Sozialdemokraten blieb. Oft sagte Rosa in einer Versammlung etwas, und Siegfried vertrat genau das Gegenteil. Oder umgekehrt. In der Partei wunderte man sich oft, dass diese zwei zusammen waren, aber sie verstanden sich sehr gut. Rosa starb 1922 an einer Kropfoperation. Man hatte damals noch kein jodiertes Salz, das den Kropf verhindert, und darum war die Operation häufig und galt eigentlich als leicht. Siegfried konnte ihren Tod nicht verschmerzen. Er war überzeugt, dass man Rosa, die damals in der Öffentlichkeit sehr angefeindet war, beseitigen liess. Auch ich hatte diesen Verdacht. Rosa war dreifach diskriminiert: als Frau, als Jüdin und als Kommunistin.

Ich mochte Rosa gut. Aber sie konnte ihre grossbürgerliche Herkunft nie ganz verleugnen. Ich kam einmal zu ihr, als sie Besuch hatte. Sie waren gerade fertig mit dem Tee, und Rosa sagte: «Komm, trink auch eine Tasse.» Sie nahm einfach eine Tasse vom Tisch, sie gab mir keine saubere. Ich wehrte ab: «Nein, nein, ich habe schon Tee getrunken.» Das stimmte zwar nicht, aber ich wollte nicht aus

der gebrauchten Tasse trinken. Ich wollte sowieso nie zugeben, dass ich Hunger hatte, wenn ich irgendwo hinkam, auch wenn das Brot auf dem Tisch noch so verlockend war. Es traf mich sehr, dass Rosa sich so verhielt. Ich wusste genau, bei Klara Zetkin hätte sie das nie gemacht. Aber ich war halt eine Proletarierin, und sie war etwas Besseres. Zudem war sie viel älter, und ich gehörte zu den ganz Jungen.

Am 1. August 1916 lud die Sozialistische Jugend zu einer Demonstration gegen den Krieg auf die Sihlhölzliwiese ein. Willy Trostel hielt die Rede. Er sprach über den Hunger und die Not in den Arbeiterfamilien. Die Väter standen bis zu einem halben Jahr an der Grenze. Wehrmännerunterstützung gab es damals nicht. Wovon hätten Frau und Kinder leben sollen? Dies alles dauerte nun schon bald zwei Jahre.

Nach dem Vortrag sagte der Tagespräsident, die Demonstration auf der Strasse sei verboten worden. So machten wir halt einen «Spaziergang» und marschierten über Selnau und Stockerstrasse zum Paradeplatz. Wir trugen aber unsere Fahnen und Tafeln mit und sangen unsere Lieder. Es ging schon gegen zehn Uhr. Plötzlich überfielen uns an der Bahnhofstrasse Polizisten, die sofort auf uns loszuschlagen begannen. Neben mir ging Marie Heissel, sie war Dienstmädchen und Mitglied des Mädchenvereins. Ein Schlag traf sie am Rücken, sie schrie auf und schimpfte gegen die Polizei. Ein Polizist packte sie, sie wehrte sich, und plötzlich lag sie am Boden. Sie wurde an den Armen gezogen und wollte sich losreissen, aber die Polizisten schleiften sie bis zur Polizeiwache Urania. Paul Rüegg protestierte in grosser Aufregung gegen die Behandlung von Marie. Da schlugen sie auch auf ihn ein, rissen ihm die Kleider vom Leib, und er stand halbnackt da. Er wehrte sich, aber wir hatten ja nur unsere Hände, die Polizei Knüppel und Säbel. So ging man gegen Tugendliche vor, die gegen den Krieg, gegen Hunger und Ausbeutung auf die Strasse gingen.

Zwei Tage später, am 3. August, war die Sihlhölzliwiese überfüllt mit Tausenden von Arbeiterinnen und Arbeitern, die dagegen protestierten, wie die Polizei gegen die Jugendlichen vorgegangen war.

Stolz schritt unsere Mädchengruppe hinter den Genossen aus der Behörde, Greulich, Sigg, Kaufmann, Gschwend, Nobs und vie-

len andern Parlamentariern einher. Diese Genossen stellten sich an die Spitze des Zuges, um zu zeigen, dass sie mit uns solidarisch waren und sich das, was am 1. August geschehen war, nicht gefallen liessen. Wir marschierten die gleichen Strassen entlang. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Wo wir auch vorbeikamen, stand die Bevölkerung dicht gedrängt Spalier, und wenn wir sangen: «Auf, Sozialisten, schliesst die Reihen», wurde an vielen Orten geklatscht.

Die Demonstration des 1. August 1916 wirbelte viel Staub auf in Zürich. Die Sozialistische Jugend wurde gründlich bespitzelt und in einem polizeilichen Spezialrapport, der mir erst kürzlich in die Hände kam, wurden alle Mitglieder des Zentralvorstands vorgestellt. Über mich heisst es da: «Wohnhaft bei ihrem Geliebten Julius Mimiola». Als ich das heute sah, musste ich lachen. Julius wollte mich tatsächlich einmal heiraten, und ich hatte ihn sehr gern, aber er war nie mein Geliebter.

Nach fünf Jahren Gelegenheitsarbeiten fand ich 1917 endlich wieder eine feste Stelle. Herman Greulich sagte mir, ich solle mich in der Apotheke am Kreuzplatz melden, er habe mit einem Bekannten über mich gesprochen, und der habe ihm gesagt, der Apotheker suche ein Postmädchen. Bei strömenden Regen eilte ich zum Kreuzplatz. Ich hatte Angst, es könnte eine andere die Stelle erhalten. Ich wurde tatsächlich angestellt und nahm die Arbeit gleich am andern Tag auf. Fräulein Dibold führte mich ins Labor, wo ich Flaschen, Töpfe, Spachtel und Stöpsel putzen musste. Ich rieb die Töpfe mit Sägemehl aus, denn so blieb das Fett hängen, und die Töpfe waren besser zu reinigen. Nachher musste ich in der Umgebung die bestellten Waren abliefern und das Geld einkassieren. Es war etwas Ungewohntes für mich, aber ich hatte Arbeit. Am Morgen musste ich um halb acht Uhr die Rolläden hochziehen und abends wieder schliessen. Das war nicht so leicht, und nach zwei Wochen passierte mir bereits ein Missgeschick. Ich wollte den Haken am Rolladen einhängen und schlug aus Versehen die Fensterscheibe ein. Ich war überzeugt, ich müsse den Schaden bezahlen oder würde deswegen entlassen, von dem allem aber war keine Rede. Fräulein Dibold mahnte mich nur, den Haken ganz langsam einzuhängen und mich zuerst zu vergewissern, dass er sitze, und erst dann den Laden herunterziehen.

Ich gab mir die grösste Mühe, alles richtig zu machen, und man war mit mir zufrieden. Ich war erstaunt, als ich schon beim zweiten Zahntag fünf Franken mehr bekam, als abgemacht war.

Ich erzählte meiner Arbeitgeberin manchmal von meinen Erlebnissen beim Referieren. Sie hatte Verständnis für meine politische Arbeit, mahnte mich aber trotzdem, am Morgen immer rechtzeitig da zu sein. «Sie müssen die Rolläden pünktlich hochziehen. Letzte Woche hat Herr Jucker bei mir reklamiert.» Schuldbewusst gestand ich, ich sei über Nacht in Winterthur gewesen, und der Morgenzug habe fünf Minuten Verspätung gehabt.

Noch am gleichen Tag kam Herr Jucker zu mir und bat mich, für ihn einige Kommissionen zu machen und den Tisch nett zurecht zu machen, er habe am Abend einen Gast. Ich wusste, dass sein Dienstmädchen im Spital war und erfüllte den Auftrag. Bei dieser Gelegenheit fragte er mich: «Fräulein Anny, haben Sie keine Uhr? Oft geht der Rolladen zu spät auf.»

«Nein, ich hatte nie eine.»

«Hier habe ich eine alte Stahluhr. Sie geht auf die Minute genau. Sie dürfen Sie behalten.»

Das war ein Wink mit dem Zaunpfahl. Kein böses Wort, kein Schimpfen. In dieser Atmosphäre arbeitete ich gerne. Die Uhr habe ich bis heute aufbewahrt.

So gingen die Wochen dahin. Am Abend war ich in der Eintracht oder hielt ein Referat. Es war eine hektische Zeit, und überall wurden Sozialistische Jugendgruppen gegründet.

In Bremgarten war die Strohflechtereie zu Hause. Casi Nussbauer schickte mich dorthin, eine Lohnbewegung war im Gange. Nach dem Vortrag musste ich aber unbedingt nach Zürich zurück und ging zu Fuss nach Dietikon. Mutterseelenallein wanderte ich durch den dunklen Wald und war froh, wenn wieder ein Stück helle Strasse auftauchte. In Dietikon erwischte ich den letzten Zug.

Der Präsident der Sozialistischen Jugend in Siggenthal, Gaston Egloff, bat mich, bei ihnen über die Zustände in der Spinnerei Wunderli-von Muralt in Windisch zu sprechen. «Es ist eine traurige Firma», sagte er, «unsere Eltern und Grosseltern haben dort schon als Kinder gearbeitet.» Der Fabrikbesitzer, Herr von Muralt, war Nationalrat. Während er seine Millionen scheffelte, führten die Arbeiterinnen und Arbeiter ein Sklavenleben. Aber wo ich auch hin-

kam, ob in Adliswil, in Linthal, in Kempthal oder Betschwanden, überall war es dasselbe. Der Unternehmer war der Herr im Haus. Die Kosthäuser, wo die Arbeiter wohnten, gehörten ihm. Wer aufmuckte, verlor seine Arbeit und hatte auch kein Dack mehr über dem Kopf. So ertrugen Tausende von Arbeiterinnen und Arbeiter stillschweigend ihr Leben. Ich hielt es für meine Aufgabe, sie aufzuklären und ihnen zu sagen, dass sie auch Rechte hätten.

Die Arbeiterinnen hatten nach der zehnstündigen Fabrikarbeit noch Hausfrauenpflichten. Auch die ledigen pflegten oft einen alten Vater oder eine bettlägerige Mutter, wie Elise Lindegger von der Sozialistischen Jugendgruppe in Emmenbrücke. Kaum war sie aus der Schule, starb die Mutter. Elise versorgte ihre sechs Geschwister und den Vater. Sie arbeitete in der Fabrik. Wenn ich zu ihr kam, fand ich sie am Waschzuber, beim Holzspalten oder Strümpffestopfen. Wir sprachen über Gemeindepolitik, und ich war erstaunt über ihr Wissen. «Ja, Anny», sagte sie, «wir sollten Tagesheime und Kinderkrippen haben, aber was sagt man uns? ,Betet zu Gott, er wird euch helfend»

Elise Lindegger nahm sich das Leben. Ulrich, ein Genosse aus Luzern, hätte sie gern zur Frau gehabt. Elise aber war hin- und hergerissen zwischen dieser Beziehung und ihrer Verpflichtung gegenüber ihren kleinen Geschwistern. Eine grosse Rolle dabei spielte das Geld. Sie hatte, wie viele andere damals, zuwenig Geld, um zu heiraten, und konnte sich weder Bett noch Tisch kaufen. Sie wurde schwermütig. Die Beerdigung war in Emmenbrücke, wo Elise geboren und aufgewachsen war, man kannte sie dort, und neben der Jugendbewegung versammelten sich auch Leute aus dem Dorf am Grab. Ein katholischer Pfarrer kam weihrauchschwenkend mit seinen Ministranten und wollte eine religiöse Zeremonie abhalten. Ulrich schickte ihn weg. Das gehöre nicht zu Elise, man habe ihn nicht gerufen, sagte er zum Pfarrer, nahm ihn am Arm und stiess ihn fort. Ich hatte einen Moment Angst, dass es zu einem Handgemenge kommen würde, denn die unsrigen waren auch nicht immer zimperlich. Dann sangen wir ein Lied. Zuerst hatten wir beraten, ob wir die «Internationale» singen wollten, aber dann fanden wir, ein Lied über die Schwere des Arbeiterlebens passe besser.

Es gab einen Genossen, der mir keine Ruhe liess, seine Frau zu werden. Ich wollte aber nicht heiraten, denn ich hatte keine Lust, ein

Leben zu führen wie meine Mutter. Immer häufiger kam der Genosse, er hiess David Neumann, vor die Apotheke, um mich für einen Spaziergang oder zum Essen abzuholen. Er war nett und intelligent, und ich konnte mit ihm gut diskutieren, aber es wurde mir immer ungemütlicher. Ich wollte mich nicht binden, ich wollte lernen und für den Sozialismus kämpfen.

Der Sommer ging vorüber, und der Genosse kam noch immer. Ich zog meine Vorgesetzte ins Vertrauen. «Es gibt nur eines», sagte sie. «Sie müssen fort von Zürich. Lernen Sie französisch, ich stelle Sie später wieder ein. Sie können dann den Ladenservice lernen.»

So schrieb ich einem Jugendgenossen nach La Chaux-de-Fonds, ob ich dort Arbeit finden würde. «Komm nur», war die Antwort, «ich habe unsern Meister gefragt, und er sagte gleich ja.»

Am 26. September 1917 reiste ich nach La Chaux-de-Fonds. In der ersten Nacht konnte ich das Zimmer meines Genossen Ernst haben. Er schlief bei einem Freund. Am andern Tag fand ich ein Zimmer an der Rue Robert, und, kaum in der fremden Stadt angekommen, sass ich auch schon an der Werkbank.

Und da waren nun keine Seidenfäden, keine Töpfe und Tiegel. Kleine Rädchen wurden unter eine Platte gelegt und gestanzt. Eine immer gleiche Bewegung: hineinlegen, herausnehmen, Hebel hinauf, Hebel herunter. Der Lohn interessierte mich natürlich auch. Für das Zimmer musste ich zwanzig Franken pro Monat bezahlen. Würde es wohl reichen? Ich bekam zehn Franken im Tag und war erstaunt, denn einen so grossen Zahltag hatte ich noch nie gehabt.

Ich ass in der Volksküche. Ernst war in einer Pension, wo er ein Zimmer mit Kost hatte, Frühstück, Mittag- und Abendessen.

Schon in der zweiten Woche nahm mich Ernst mit an die Parteiversammlung im Cercle. Welche Überraschung! Da traf ich den deutschen Genossen Wilhelm Müller aus der «Eintracht» Zürich.

«Wie kommst denn du hierher?» fragte ich verwundert. «Bist du nicht damals beim Kriegsausbruch 1914 mit den andern deutschen Genossen aus der «Eintracht» weggefahren, um dein ‚Vaterland‘ zu verteidigen? Ich sagte dir noch am Vorabend, du sollest nicht fahren, die da drüben hätten dir nichts zuleide getan. Erinnerst du dich noch?»

«Ja, Anny, ich erinnere mich genau.»

«Wir haben doch so viel miteinander diskutiert, so viele Vorträge

besucht. Wir waren 1912 beide an der Basler Friedensdemonstration. Ich war tief enttäuscht, als ich dich mit den andern wegfahren sah. Wort und Tat stimmten bei dir nicht mehr überein!»

«Anny, lass es dir nachher bei einem Glas Tee erklären. Die Versammlung beginnt.»

An diesem Abend sprach Charles Naine. Ich verstand kein Wort, ausser «Camarade», das sollte wohl «Genosse» heissen.

Nach der Versammlung verabschiedete sich Ernst: «Gute Nacht, vergiss nicht, dass sich morgen die Naturfreunde hier treffen. Du erhältst dann besser Anschluss, es sind auch Genossinnen dabei.»

Dann sass ich mit Wilhelm bei einem Glas Tee. «Wie bist du hierher gekommen?» fragte ich. «Bist du desertiert?»

«I wo», meinte er, «ich sage es dir ganz offen: Ich schämte mich, in der ‚Eintracht‘ zu sagen, ich ginge nicht nach Deutschland. Du weisst ja, wie die Stimmung damals war. Es war eine Begeisterung ohnegleichen. Im Reichstag haben unsere Genossen für die Kriegskredite gestimmt.»

«Aber du bist doch in den Zug eingestiegen wie alle andern. Ich sah dich am Fenster im Wagen nach Schaffhausen.»

«Ja, das stimmt. Ich dachte ständig daran, wie ich aus der Klemme käme. Da hielt der Zug in Eglisau. Eine Schulklasse stieg ein, und ich stieg mit meinem Koffer aus. Dann fuhr ich zurück nach Zürich. Aber sag, hätte ich dortbleiben und wieder in der ‚Eintracht‘ erscheinen können? Das glaubst du doch wohl selber nicht. Ich las im ‚Tages-Anzeiger‘, dass in La Chaux-de-Fonds Mechaniker gesucht würden, reiste hierher und wurde angestellt. Nun weisst du alles.»

Er begleitete mich nach Hause. Das dauerte allerdings über zwei Stunden, denn er musste alles von seiner Seele reden.

«Ich durfte doch meinen Eltern nicht mehr schreiben. Ich weiss auch nicht, wie es meiner Schwester geht. Ihr Mann musste selbstverständlich einrücken. Jetzt siehst du das ganze Schlamassel. Die Bonzen machen ihre Geschäfte, während die armen Teufel auf dem Schlachtfeld der Ehre verbluten. Was ist das aber für eine Ehre, wenn du dem andern den Schädel einschlägst! – Nun aber gute Nacht, morgen drehst du wieder deine Rädchen für Deutschland.»

An der Turmuhr schlug es zwei, und ich war sehr müde. Aber der letzte Satz meines Genossen wollte mir nicht aus dem Kopf.

Was, ich drehe Rädchen für Deutschland? Ich konnte nicht einschlafen und wälzte mich im Bett hin und her.

Am andern Morgen sah ich meine Arbeit mit andern Augen an. Ich fragte meinen Abteilungsleiter, wozu die Rädchen gebraucht würden. «Ja, wir arbeiten für eine Firma in Deutschland», bestätigte er. «Wenn wir diese Aufträge nicht hätten, wären wir arbeitslos.» Also hatte Wilhelm die Wahrheit gesagt. Ich arbeitete für die Kriegsindustrie.

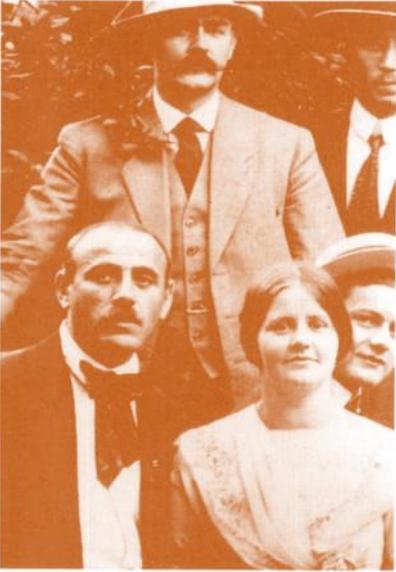
Eine Woche ging vorüber. Ich war zutiefst gegen den Krieg eingestellt und konnte es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, in Versammlungen gegen den Massenmord zu kämpfen und für den Frieden zu reden und gleichzeitig hier zu arbeiten. So liess ich mich auszahlen. Mit Ernst sprach ich nicht darüber. Bei einem Herrenschneider fand ich Arbeit, und von nun an staffierte ich Kragen an Herrenjacketts. Ich verdiente nur noch zwei Franken fünfundsiebzig pro Tag, aber mein Gewissen war beruhigt. Mit dieser Arbeit unterstützte ich den Krieg nicht.

An der nächsten Zusammenkunft fragte mich Ernst: «Was ist denn mit dir los? Im ganzen Betrieb wurde darüber diskutiert, dass eine Zürcherin die Arbeit verlassen hat, weil sie nicht für den Krieg arbeiten wolle. Meinst du, dass deshalb der Krieg zu Ende geht? Das glaubt doch nur ein Narr!»

Ich merkte, dass er böse war, und schwieg.

Bei den Naturfreunden fand ich schnell Anschluss. Französisch lernen konnte ich allerdings wenig. Es waren alles liebe Genossinnen und Genossen, der grösste Teil aber aus der Deutschschweiz. Zog der grössere Verdienst sie hierher? Ich sprach mit einigen darüber. Die einen kamen, weil der Lohn in der Tabakindustrie zu tief war. Weil kein Material da war, hatte die Fabrik für zwei bis drei Tage in der Woche den Betrieb eingestellt. Die andern kamen, weil sie von Freunden erfahren hatten, was sie verdienten. Sie wollten einmal im Leben mehr verdienen als bloss das tägliche Brot.

Es war ein herrlicher Sonntag im Oktober. Von Genosse Ernest-Paul Graber, dem Redaktor der Arbeiterzeitung «La Sentinelle» wurde ich eingeladen, an ein Volksfest mitzukommen. Es gebe eine grosse Versammlung. Alle Parteimitglieder und Gewerkschafter aus Neuenburg und den umliegenden Gemeinden würden da sein.



Aenny mit David Neumann



Ausflug von La Chaux-de-Fonds aus, 31. Oktober 1917. Aenny Morf rechts aussen.

Ich freute mich, an dem Volksfest teilzunehmen. Genosse Graber hielt eine Ansprache. Er hatte eine Begabung dafür, den Arbeiterinnen und Arbeitern aus der Seele zu sprechen. Ich verstand nur wenige Worte, spürte aber durch den grossen Applaus die Begeisterung und das Zusammengehörigkeitsgefühl. Nach dem Vortrag ging ich mit Genosse Graber, seiner Frau und seinen zwei Buben zurück. Einer der beiden Buben war Pierre, der spätere Bundesrat.

Der erste Schnee war gefallen. Die Naturfreunde gingen in ihre Skihütte, und ich sollte mitkommen. Sie besorgten mir ein Paar alte Skier. Ich stand das erste Mal auf solchen Brettern und fand es herrlich. Zwei Genossinnen hatten Mais mitgenommen und backten Brot daraus. Es schmeckte wunderbar.

In La Chaux-de-Fonds hatte ich mich gut eingelebt. Ich fühlte mich wohl in meinem Zimmer. Oft holte mich meine Wirtin in ihre Wohnstube zum Spielen. Heizen konnte sie zwar kaum, denn Brennmaterial war rar, aber am Abend spendete der Petrolofen doch etwas Wärme.

Ich bekam einen Brief von Julius Mimiola. «Es läuft alles gut», schrieb er, «Itchner hat in den Hauseingängen Flugblätter kleben lassen wegen der zu hohen Mietzinse. Es ist ja wirklich eine Schande, wie der Arbeiter überall geschröpft wird.»

Ich wusste immer, was in Zürich lief. Meine Freundin Amalie schickte mir jede Woche die Zeitungen. Ihr Bruder hatte das «Volksrecht», die Grossmutter den «Tages-Anzeiger».

Im November bekam ich einen Brief von Willi Münzenberg. Er schrieb: «Es gärt hier immer mehr. Der Arbeiter leidet, er kann trotz Rationierung der Lebensmittel bald nichts mehr kaufen. Du weisst es ja. Die, welche Geld haben, konnten hamstern, dort liegen die Vorräte im Keller, und die armen Teufel saugen am nackten Daumen. Rotter und Dätwyler wollen auf dem Helvetiaplatz eine Grossdemonstration für den Frieden machen. Ich bin nicht dafür. Wir haben Propagandawochen vor uns, die Kinderwoche sollte vorbereitet werden. Du fehlst uns!»

Kurz darauf, von 15. bis zum 17. November, kam es in Zürich zu den «Aussersihler Unruhen». Anlass war die Revolution in Russland, und veranstaltet wurden die Demonstrationen nicht von der Sozialdemokratischen Partei, sondern von radikalen Aussenseitern. Unter ihnen waren die von Münzenberg erwähnten Pazifisten Hans

Rotter und Max Dätwyler. Bei den Unruhen kam es zu blutigen Zusammenstössen zwischen Truppen und Demonstranten. Es gab Tote und Verletzte und in der Folge viele Verhaftungen. Unter den Verhafteten waren auch Willi Münzenberg und andere Jungsozialisten.

Am 20. November erhielt ich ein Telegramm von Alfred Bucher, einem Mitglied unseres Zentralvorstands. Er war noch nicht verhaftet worden. «Anny komm. ‚Freie Jugend‘ muss heraus. Alfred.» Die «Freie Jugend» war unsere Zeitung. Im «Volksrecht» las ich, was geschehen war, und am nächsten Morgen reiste ich mit dem ersten Zug nach Zürich. Gegen zehn Uhr kam ich dort im Hauptbahnhof an. Von zwei Männern wurde ich angesprochen:

«Sie sind doch Fräulein Morf?»

«Ja, und?»

«Polizei! Sie müssen mit uns kommen!»

In der Polizeikaserne führte man mich in ein Zimmer. «Nehmen Sie Platz!» Ich wartete. Von Kirchturm her schlug es zwölf. Ein Mann kam herein und wurde später wieder hinausgerufen. Wieder einer wurde hereingeführt. Dem Polizisten, der ihm die Tür wieder aufmachte, rief ich zu, wie lange ich eigentlich noch warten müsse. «Weiss ich nicht», war die Antwort. Es schlug zwei. Ich wartete also schon dreieinhalb Stunden. Als wieder ein Mann ins Zimmer trat, kam mir auf einmal in den Sinn, dass ich den Brief von Willi noch in meinem Handtäschchen hatte. Ich hatte aber keine Gelegenheit, ihn irgendwie zu vernichten. So zerriss ich ihn in der Tasche in kleine Schnipsel, krümelte diese zusammen und steckte sie in den Mund, wie wenn ich ein Bonbon essen würde. Der Brief konnte nun kein Unheil mehr anrichten. An der Turmuhr schlug es vier. Ich ging auf den Gang hinaus, aber der Polizist brachte mich wieder ins Zimmer zurück. Ich merkte, dass die andern Männer wahrscheinlich Detektive waren. Ich war aber bei ihren Fragen immer stumm geblieben.

Endlich, abends um sechs, wurde ich gerufen und in ein Büro geführt.

«Sie können gehen. Haben Sie ein Zimmer?»

«Ich habe Freunde genug.»

Ich ging sofort an die Bäckerstrasse 20 zu unserem Sekretariat und der Buchhandlung. Was zum Teufel war denn da los? Ein Maschinengewehr stand vor der Haustür, und zwei Soldaten bewachten

es. In der Buchhandlung war Rosa Grimm und berichtete mir, was am 17. und 18. November geschehen war. Der ganze Zentralvorstand der Sozialistischen Jugend war verhaftet worden ausser Alfred Bucher, der untertauchte. Auch Edy Meyer war noch da. Alfred Bucher liess mir durch Rosa ausrichten, ich könne zu seiner Mutter an die Feldstrasse 140 gehen und dort schlafen und essen. Eine Sorge los!

Später wurde auch Rosa verhaftet, sie ertrug das aber nicht gut. Sie machte Radau und schlug mit den Fäusten an die Zellentür. Nach ein paar Tagen wurde sie freigelassen.

Trotz den Verhaftungen musste unsere Zeitung heraus, und alle, die noch frei waren, mussten dabei helfen. Die Vorarbeiten für die Nummer 25 waren gemacht und die Vorlagen waren schon in der Druckerei Konzett & Huber.

Am 25. November sah ich die Post durch. Dabei war ein Brief mit dem Absender «Platzkommando Zürich». Ich merkte sofort, dass da eine Verwechslung passiert war. Das Schreiben war nicht für uns bestimmt.

Es handelte sich um einen Brief des Platzkommandanten Oberst Reiser an die kantonale Polizeidirektion. Daraus ging hervor, dass diese dem Obersten das Propagandamaterial der Sozialistischen Jugend für ihre Kinderwoche zur Begutachtung übergeben hatte. Der Oberst beanstandete ein Bild von Käthe Kollwitz, «Die Weber».

«An die Polizeidirektion des Kantons Zürich.

In Beantwortung Ihrer Zuschrift Nr. 3622 vom 23. November 1917, der ein Bild, Ansichtskarten und Marken der sogenannten socialistischen Kinderwoche zur Begutachtung beigelegt waren, beehre ich mich Folgendes anzuführen:

Gegen die Ansichtskarten und Postmarken habe ich nichts einzuwenden und kann deren Vertrieb auch auf dem Platze Zürich ohne Weiteres gestattet werden. Dagegen halte ich es für gänzlich ausgeschlossen, dass das beigelegte Bild, das sehr aufreizenden Charakter hat – ich möchte fast sagen, eine Photographie von dem ist, was unterhalb des St. Jakob und auf dem Helvetiaplatz, Samstag den 17. November 1917 zur Durchführung gekommen ist – in den Verkehr gegeben wird. Ich meinerseits könnte es für den Platz Zürich nicht gestatten. Der Platzkommandant, gez. Reiser Oberst.»

Das Bild der grossen Künstlerin Käthe Kollwitz, das das Leben und die Not der arbeitenden Frauen, Männer und Kinder wiedergab, sollte also verboten werden. Ich reagierte schnell. Dieser Brief musste in die Zeitung, die zum Druck fertig lag. Ich eilte zu Konzett & Huber. Der Brief wurde sofort gedruckt, und ich konnte ihn wieder mitnehmen.

Um elf Uhr erschien ein Polizist in unserem Büro. «Fräulein Morf, haben Sie die Post schon durchgesehen?» fragte er.

«Ja, warum?»

«Sie haben doch bestimmt gesehen, dass ein Brief nicht für die Sozialistische Jugend bestimmt war.»

«Ja, das habe ich gemerkt», sagte ich scheinheilig. «Hier ist der Brief.»

Er bedankte sich und gab mir den Brief, der für uns bestimmt war. Ich konnte mir aber vorstellen, dass nicht eitel Freude herrschte auf dem Platzkommando, als ein paar Tage später unsere «Freie Jugend» mit dem Brief des Obersten auf dem Titelbild erschien. So erfuhren alle unsere Mitglieder, dass in Zürich Zensur und Belagerungszustand herrschten.

Ohne Bewilligung durften keine Versammlungen abgehalten werden. Wir kamen aber trotzdem zusammen, und die Sozialistische Jugend hatte überall einen Aufschwung. Neue Gruppen wurden gegründet. Von vielen Orten kamen Anfragen für einen Referenten.

Ich musste Pakete machen für unsere Verhafteten. Sie sollten spüren, dass man an sie dachte. Den einen und andern besuchte ich. Wenn ich gefragt wurde, wie ich zu dem Verhafteten stünde, sagte ich einfach, ich sei seine Freundin. Ich ging auch zu Willi Münzenberg. «Wieviele Freundinnen hat denn Herr Münzenberg?» fragte man mich. Ich musste aber unbedingt zu ihm. So vieles war beschlagnahmt worden, und nur er als Sekretär konnte mir sagen, wo die Sachen waren.

Ich fragte im Bezirksgefängnis auch nach Joggi Herzog. Ich war nicht immer gleicher Meinung mit ihm, aber er war doch einer der unsern. Ich fand heraus, dass er ins Zürcher Oberland nach Pfäffikon gebracht worden war. Ein Genosse erzählte mir, er habe selber gesehen, wie Joggi sich gegen seine Verhaftung auf dem Helvetiaplatz gewehrt habe. Die Polizei habe mit den Säbeln auf ihn eingeschlagen und ihn mit Fusstritten traktiert. So fuhr ich eines Tages

nach Pfäffikon. «Wie stehen Sie zu Herrn Herzog?» fragte man mich. «Ich bin seine Freundin», sagte ich. Ob man Joggi gefragt hat wegen der Freundin, weiss ich nicht, aber er ahnte wahrscheinlich, dass nur ich es sein könnte.

Wir begrüsst uns kurz. Eine kleine Abschränkung trennte uns, ein Wärter sass in der Ecke. «Was brauchst du, Joggi?» fragte ich. «Was soll ich dir bringen, was für ein Buch möchtest du lesen?» Während ich so sprach, sah ich wohl, dass er an seiner Weste herumstellte. Plötzlich zog er in Windeseile seine Weste samt Hemd aus. Der Wärter stürzte herbei. Ich sah trotzdem seinen zerschundenen Oberkörper und die Striemen, die von Säbeln und Knüppeln herührten. Überall hatte er Schrunken und blaue Flecken. Der Wärter führte ihn sogleich weg, und da sah ich seinen Rücken, der fürchterlich aussah. Also so war man mit den Leuten umgesprungen, die an der Demonstration teilgenommen hatten. Ich wurde in eine Zelle gebracht, und erst abends um acht Uhr konnte ich wieder nach Zürich zurückfahren.

Beim Krawall auf dem Helvetiaplatz wurde auch Friedrich Barthel verhaftet, ein deutscher Genosse, der in meinem Leben eine wichtige Rolle spielte. Er war später mein ständiger Begleiter während der Zeit in München, wo man mich zu meinem Schutz als seine Frau ausgab.

In jungen Jahren hatte Friedrich Barthel Deutschland verlassen, weil er keinen Militärdienst leisten wollte. Italien wurde seine zweite Heimat. Er heiratete eine Italienerin, Dora, und arbeitete als Elektriker. Als Italien 1915 in den Krieg eintrat, musste er das Land verlassen und kam in die Schweiz, wo er gewerkschaftlich und politisch tätig war.

Nach seiner Verhaftung schickte er uns aus dem Gefängnis ein Buch mit einer versteckten Botschaft. Die Methode war bei uns üblich: man markiert mit einem feinen Bleistiftspitze höchstens drei Buchstaben auf einer Buchseite. Die nächsten Buchstaben folgen nach zehn Seiten. Barthel schrieb «Befreit mich» und bat uns um eine Metallsäge. Julius Mimiola, Heiri Frisch und ich berieten, wie wir ihn befreien könnten. Wer die Säge kaufte, weiss ich nicht mehr. Sie war etwa anderthalb Zentimeter breit und dreissig Zentimeter lang. Ich kaufte eine Schachtel aus sehr dickem Karton. Den Boden

schnitt ich in der Mitte ein wenig auf und schob die Säge hinein. Dann füllte ich die Schachtel mit Erdnüssen, Feigen und Äpfeln und legte noch ein Buch dazu. Die Schachtel wurde ihm übergeben, und das Buch kam zurück. Zwei Seiten waren zugeklebt und enthielten die Botschaft: «Zwischen fünf und sechs Uhr morgens». Später fragte ich Barthel, womit er denn die Seiten zusammengeklebt habe, und er sagte mir, dass er Brot lange gekaut habe. Am frühen Morgen standen wir an der Gessnerallee vor dem Gefängnis, und dann sahen wir, wie er aus dem Fenster herausschlüpfte und sich an zusammengeknüpften Leintüchern herunterliess. Er ging zu seiner Familie, wurde aber gleich wieder verhaftet und musste noch etwa zehn Tage absitzen.

Nach dem Krieg bekam Friedrich Barthel von der «Eintracht» den Auftrag, nach Berlin zu fahren und Verhandlungen zu führen, damit die deutschen Refraktäre frei in die Heimat zurückkehren könnten, ohne wegen Fahnenflucht verhaftet zu werden. Die Refraktäre waren Genossen, die in der Schweiz geblieben waren, statt in den Krieg zu ziehen, oder die in die Schweiz geflüchtet waren.

In etwa zwei bis drei Wochen wurde Barthel zurückerwartet. Die Züge fahren ja noch nicht so genau, man musste mit Schwierigkeiten rechnen. Nach Ablauf dieser Zeit kam er aber nicht zurück, und in der «Eintracht» wurde diskutiert, was zu unternehmen sei. Von der Fremdenpolizei war Herman Greulich zugesichert worden, dass Barthel, wenn er die Mission ausgeführt habe, wieder in die Schweiz zurückkehren könne. Wir wollten nun erfahren, ob Barthel an der Grenze zurückgehalten würde.

Ich anerbote mich, nach Schaffhausen zu fahren und nachzuforschen. Zuerst ging ich zur Heerespolizei. «Wir wissen von nichts», war die Antwort.

Ich ging zu einer Jugendgenossin in Schaffhausen. Sie machte gleich einen Vorschlag: «Wir gehen mit ein paar Genossen zum Gefängnis. Wenn er dort ist, hört er unseren Pfiff und gibt Antwort.»

Am nächsten Abend trafen wir uns beim Einnachten vor dem Gefängnis. In kurzen Abständen piffen wir den Jungburschenpfiff, einen Teil aus der Marseillaise: «Aux armes, citoyens!» Auf einmal bekamen wir Antwort. So ging es dreimal. Nur wer unseren Pfiff kannte, konnte antworten. Wir vermuteten also, dass Barthel bei der Rückkehr in die Schweiz verhaftet worden war.

In Zürich berichtete ich den Genossen, was ich erreicht hatte. Sie baten mich, mit Dora Barthel nach Schaffhausen zu gehen, damit sie nach ihrem Mann fragen könne. Und wirklich, Dora wurde vorgelesen. Wir hatten uns nicht getäuscht. Es war tatsächlich Barthel, der auf unsern Pfiff geantwortet hatte. Er war in Berlin mit Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht gesehen worden. Dora fragte mich, wer diese beiden seien, die Beamten hätten gesagt, ihr Mann sei ein Umstürzler, sonst hätte er keine Verbindung mit solchen Leuten gehabt.

Einen Prozess bekam er nicht. Als deutscher Staatsbürger wurde er einfach wieder über die Grenze nach Deutschland abgeschoben.

Die «Eintracht» zahlte Barthel die Reise nach Berlin und gab ihm einen Monatslohn. Ich bettelte noch mehr Geld zusammen, um der Familie finanziell zu helfen, denn es waren ja drei Kinder da. Dora kehrte mit ihnen nach Italien zurück. Als Italienerin war Dora sehr gegen Deutschland und wollte auf keinen Fall dorthin.

Meine Arbeit im Sekretariat ging weiter. Ich konnte aber nicht länger bleiben, ich musste mir wieder Arbeit suchen. In die Apotheke wollte ich nicht mehr, ich hätte mich vor Fräulein Dibold geschämt, dass ich so schnell wieder da war, ohne Französisch gelernt zu haben. Schliesslich staffierte ich wieder bei einem Schneider. Am Nachmittag kamen jeweils seine beiden Kinder in die Werkstatt, und der Vater und sein Geselle unterrichteten sie in Hebräisch. Sie lasen im Buch die Zeilen von rechts nach links. Oft blieb ein Kind mit dem Zeigefinger an einem Wort stehen, und der Vater erklärte das Wort.

Ich staunte nicht wenig, denn die Kinder gingen ja in die Primarschule. Ich fragte, warum die Kinder eine Sprache lernten, die sie hier nicht brauchen konnten. «Wir wissen ja nicht, ob wir hier bleiben können», erklärte mir der Schneider. «Wir kamen aus Russland hierher, wir sind wegen der Pogrome geflüchtet. Ich gehöre der jüdischen sozialistischen Gemeinschaft an. In Odessa hatten wir schwere Zeiten, zwischen 1905 und 1906 wurden viele Juden umgebracht. Wir sind auch hier nicht gern gesehen. Die Kinder müssen unsere Sprache lernen, damit sie unter unseren Leuten Freundschaften finden. Wir hängen an unserer Religion ebenso stark wie Sie an der Ihren.»

Wie ich? In der Bibel steht «Du sollst nicht töten» und «Du sollst Vater und Mutter ehren». Bei den Verwundetentransporten hatte ich hunderte von Männern gesehen, die getötet hatten, die selbst fast umgebracht worden waren und noch lebten – aber wie? Während des ersten Weltkriegs hörte ich nie, dass die Kirche das Abschlichten der Völker verhindern wollte. Ich brach endgültig mit der Religion und trat aus der Kirche aus.

Alfred Bucher war immer noch frei, wurde aber überall gesucht. Einmal kam ein Detektiv in die Buchhandlung und fragte Rosa Grimm, ob Alfred Bucher noch nicht da sei. Ich war zufällig auch dabei. In diesem Moment trat Alfred zur Tür herein. Da nahm ich ein Buch vom Gestell, das noch nicht ausgepackt war, gab es Alfred und schimpfte: «Warum ist jetzt das noch nicht erledigt? Mach das sofort!» Er verstand augenblicklich, nahm das Buch und verschwand. Später haben wir oft darüber gelacht. Hätte der Detektiv sich umgedreht, hätte er den Fang machen können.

Nach zehn Tagen aber fand Ernst Nobs, Alfred müsse sich nun der Polizei stellen, und das tat er denn auch.

Es war kein leichter Winter im Jahr 1918. Die Arbeiterfamilien litten grosse Not, es herrschte nichts als Elend. Nicht einmal Kartoffeln waren zu kaufen, oder nur zu übersetzten Preisen. Die Bauern verfütterten sie lieber dem Vieh, als sie billiger an die Bevölkerung abzugeben. Die Frauen demonstrierten an vielen Orten gegen die Teuerung. In Bern leerten sie den Bauern die Körbe aus, weil diese die Kartoffeln zu teuer verkauften.

Manchmal beschlagnahmte die Polizei Waren in den Läden. Die Händler hatten anfangs des Krieges billig eingekauft, warteten darauf, dass die Preise stiegen und hielten die Ware zurück. Weil die Lebensmittel immer rarer wurden, konnten sie später viel teurer verkauft werden. Aber die Arbeiterfamilien konnten das nicht bezahlen. Dann wurden Suppenanstalten aufgemacht. Als ich einmal in der Volksküche eine Suppe und ein Stück Brot ass, setzte sich ein Arbeiter in der Überhose neben mich. In meiner Suppe schwammen kleine Dinger obenauf, die ich an den Tellerrand schob. Da sagte der Arbeiter zu mir: «Tun Sie nur nicht so heikel, Fräulein, das ist ein bisschen Fleisch, und das isst man.» Es waren Würmer.

Gegen Ende des Krieges wurden dann Rationierungsmarken ausgegeben, aber die Arbeiterfrauen konnten die Marken nicht einlösen, weil sie kein Geld hatten.

Ich wohnte den ganzen Winter über bei Alfred Buchers Mutter. Ende März 1918 zog ich in ein Zimmer an der Badenerstrasse 133. Herrenbesuch war ausdrücklich verboten. Einmal kam ein Genosse und brachte mir Flugblätter. Er blieb kaum zwanzig Minuten, aber trotzdem war es ein Herrenbesuch, und ich musste innert vierzehn Tagen ausziehen. Am 1. Juli bezog ich an der Spitalgasse 10 im Niederdorf zwei Mansardenzimmer, aber schon Ende Oktober ging ich wieder zurück ins Arbeiterviertel an die Brauerstrasse 9.

Aus Lyss kam eine Anfrage, ob ich bei ihnen referieren könnte. In Bern traf ich den Genossen Josef Belina, den Präsidenten der dortigen Sozialistischen Jugend. «Sei vorsichtig», warnte er, «die Bauern im Kanton Bern haben eine grosse Wut auf uns.»

Was kann schon passieren, dachte ich. Es war eine Versammlung wie jede andere. Ich bekam grossen Applaus, der Präsident schloss die Versammlung, und alles strömte aus dem Saal. Ich stand da und wartete. Es war üblich, dass die Referenten in der Familie eines Genossen übernachteten. In vielen «schönen Stuben» stand ein leeres Bett, wo ich jeweils die Ahnenfotos zählte und die Lorbeerkränze der Urgrossväter und Grossväter betrachtete, die für die Nachkommen unter Glas aufbewahrt wurden.

Ich fragte schliesslich, bei wem ich übernachten könne. «Ach so!» war die Antwort. «Nun, in einem Gasthof bekommen Sie schon noch ein Zimmer.» Zum ersten Mal passierte es mir, dass die Genossen nicht fürs Übernachten gesorgt hatten.

Ich ging gegen den Bahnhof zu. Es war inzwischen elf geworden. In einem Gasthaus fragte ich nach einem Zimmer. «Es ist alles besetzt.» Im Bahnhof fragte ich den Stationsvorstand, wo ich ein Zimmer bekommen könnte. Er wies mir den Weg. Aber auch dort war «alles besetzt». Ich ging wieder zum Bahnhof und stellte fest, dass kein Zug mehr fuhr. Bei Luise Münch in Bern hätte ich zu jeder Stunde Unterkunft gefunden. Ihr Mann war Arbeitersekretär. Sie hatten fünf Kinder, da schlüpfte eines zum andern, und ich bekam sein Bett.

Was sollte ich nun machen? Die Turmuhr schlug Mitternacht.

Aus dem Gasthaus kamen ein paar Männer und diskutierten, als wären alle schwerhörig: «Die verdammten Sozi glauben wohl, sie könnten wie in Russland bei uns regieren! Denen müssen wir zeigen, dass das nicht geht!» Einer brüllte: «Da kommt so ein Weibsbild und wiegelt unsere Jugend auf! Hat der Jakob die zu sich genommen? Dem verlesen wir morgen die Leviten!» Dann verzogen sie sich. Ein Betrunkener stand noch still und rief mir zu: «Vreneli, der Hansli ist schon daheim, hast am falschen Ort auf ihn gewartet!» Ich flüchtete hinter den Bahnhof. Nun war alles totenstill. Auch im Gasthaus erloschen die Lichter, und es war stockdunkel. An der Bahnhofuhr ging der Zeiger seinen Gang. Wie so eine Nacht still sein kann, dachte ich. Ein Käuzchen rief, und langsam wurde es mir ungemütlich.

Inzwischen war es zwei Uhr morgens geworden. Mich fröstelte, und ich hatte Hunger. Ich wäre froh gewesen um ein Stück Brot. Aber wozu hätte ich eines mitnehmen sollen? Normalerweise sorgten ja die Genossen für Unterkunft und Essen. Plötzlich fiel mir ein, dass ich vergessen hatte, das Geld für die Bahnfahrt zu verlangen. Das war sonst ganz selbstverständlich und wurde vom Kassier der Sektion besorgt.

Zusammengekauert sass ich auf der Bahnhofbank. Ich warf einen Blick auf die Uhr: Es war zehn Minuten vor vier. Der erste Zug fuhr erst kurz vor sechs. Um die Ecke kamen zwei Männer. «Dürfen wir Ihnen Gesellschaft leisten?» Wortlos stand ich auf und ging weg. Die Männer schritten an mir vorbei, es geschah nichts. Ich kehrte zum Bahnhof zurück. Gern hätte ich die Uhrzeiger vorgeschoben. Ich hatte nun Angst und dachte an Belina, der mir gesagt hatte: «Pass auf!»

Nach und nach kamen die ersten Arbeiterinnen und Arbeiter zum Bahnhof, und endlich fuhr der erste Zug nach Bern ein. Er war voll. An jeder Station war ein Kommen und Gehen. Mit abgehärmten Gesichtern, den Schlaf noch in den Augen, setzten sich die Leute müde hin. Gesprochen wurde kaum. «Guten Morgen», sagte einer und setzte sich neben mich. Er öffnete seine alte Reisetasche. Darin stand, mit einem Tuch bedeckt, ein kleiner Kessel, sein Mittagessen. Er nahm eine Zeitung aus der Tasche, und als er aufstand, reichte er sie einem andern Arbeiter weiter. Es war die «Berner Tagwacht», die Arbeiterzeitung.

Als ich endlich wieder in Zürich war, studierte ich lange an den Ereignissen der letzten Nacht herum, während ich an der Arbeit sass. Zum Staffieren der Vestonkragen brauchte ich mein Hirn nicht, das leisteten meine Hände aus alter Gewohnheit wie von selbst.

Ich wurde ständig angefragt für einen Vortrag. Gerade wegen der Verhaftung des Zentralvorstandes agitierten unsere Jugendgenossen in den Sektionen sehr stark.

So kam ich am Samstag, 14. März 1918, nach Leuzigen im Kanton Bern. Das Thema meines Vortrags lautete: «Die Bedeutung der Schulentlassung für die Arbeiterjugend». Unsere Jugendgenossen standen vor dem Schulhaus, wo der Vortrag stattfinden sollte. Da teilte uns der Ortspolizist mit, wir könnten das Schulhaus nicht haben, die Behörden hätten es verboten.

«Genossin Morf, Sie sprechen doch auch unter freiem Himmel?» fragte man mich.

«Natürlich!» sagte ich, «ich habe doch an den Maifeiern auch immer draussen gesprochen.»

«Also los, zum Brunnen!» rief ein Genosse. So kamen wir zum Dorfbrunnen, wo jeweils das Vieh getränkt wurde, bevor es in den Stall geführt wurde. «Es soll einer ein Taburet holen für die Genossin Morf!» rief jemand. «Nicht nötig», sagte ich und kletterte auf den Brunnenrand. Eine grosse Menge von Dorfbewohnern umringte mich. Es waren Gewerkschafter und Parteigenossen, aber auch viele Neugierige. Im Schulhaus wären es nur die Eingeladenen gewesen, hier waren es viel mehr. Es hatte sich in Windeseile herumgesprochen.

Der Präsident eröffnete die Versammlung, gab das Thema bekannt und erteilte mir das Wort.

«Liebe Jugendgenossinnen und Jugendgenossen, geehrte Anwesende» – weiter kam ich nicht, denn ich hörte vor mir jemanden sagen: «Ich zieh am Scheiche und du truksch ere de Grind abe!» Im selben Augenblick stand ich am Boden. Ein Mann nahm mich am Arm: «Kommen Sie, Genossin Morf!» Er sagte «Genossin», und so eilte ich mit ihm durch die Menschenmenge. Eine Schlägerei begann, alles ging drunter und drüber. Man hörte Schreie und lautes Heulen. Ich stand plötzlich in einem Hausgang, ich wusste nicht, bei wem. Vom Nebenhaus rief eine Frau: «Sie ist da drin!»

Der Mann sagte: «Ich bin ein Genosse. Kommen Sie, bevor man mir die Tür einschlägt.» Er nahm mich bei der Hand. Seine Frau löschte das Licht und sagte: «Sei vorsichtig, Vater!» So ging es im Dunkeln die Treppen hinauf. «Ich muss Sie verstecken, es geht nicht anders.»

Unten an der Haustür klopfte es ganz energisch. «Machen Sie auf, oder wir schlagen die Tür ein!»

«Schnell, Genossin, hier hinein!» Er half mir in eine Truhe und klappte den Deckel zu. Da kauerte ich nun in dieser Truhe, in der sonst gedörrtes Obst aufbewahrt wurde. Dann hörte ich Füssege-trappel. «Nein, sie ist nicht da», sagte der Genosse. «Die Frau hat sie doch gesehen», sagte ein anderer. Es war der Dorfpolizist. «Das Fräulein ist um das Haus und fort», erwiderte der Genosse.

Dann gingen sie wieder weg. Es wurde still. Von Zeit zu Zeit hob ich mit dem Rücken den Deckel hoch, um Luft zu schnappen. Alles war dunkel. Dann hörte ich auf einmal deutlich die Worte: «Mutter, gib ein Becken Wasser!» Eine Frau rief: «Um Himmels willen, was ist geschehen?» Die Worte kamen aber nicht von unten, es tönte von nebenan, vom Haus, das angebaut war. Dort wohnte Alfred Affolter, ein Jugendgenosse.

«Bring ein Tuch!» Ein Mädchen weinte. Ich hörte nun viele Stimmen, die durcheinander sprachen. «Saucheibe, Bauernlümmel!» «Dem Kappeler geht es ganz schlecht», sagte jemand. Ein anderer fragte: «Wo ist die Genossin Morf?» «Man hat sie halb tot geschlagen, sie liegt auf der Wiese draussen.»

Es war fürchterlich, das Geschrei zu hören und nicht zu wissen, was vorgefallen war. Ich wusste, dass sich auf dem Land Horden gebildet hatten, sogenannte Bürgerwehren, und die wollten an diesem Abend die Sozialistische Jugend vernichten.

Gegen drei Uhr morgens, als alles still geworden war, holte mich der Mann herunter. Ich erfuhr nun, dass er der Präsident der Sozialdemokratischen Partei war. Um den Tisch sassen noch andere stattliche Männer, ebenfalls Genossen. Sie erzählten mir, was vorgefallen war. Die Bürgerwehren seien mit Prügelstöcken und anderem Schlagwerkzeug bewaffnet gewesen. Der Turnverein habe auch mitgemacht, man habe Einzelne erkannt.

Ich musste Männerkleider anziehen, und dann ging es in der Morgendämmerung zu Fuss nach Büren an der Aare. Mein Kleid

trug ich zusammengerollt unter dem Arm. Zehn Genossen begleiteten mich. Sie hatten Küchenmesser dabei. Bei den Schwestern Witschi fand ich Unterkunft bis zur Heimreise. Aber nur Kläri war dort, Lydia war noch nicht nach Hause gekehrt. Ich erfuhr erst einige Jahre danach, dass sie es war, die an meiner Stelle zusammengeschlagen worden war. Sie war so schwer verletzt worden, dass ihr ein Bein amputiert werden musste.

In derselben Zeit wurde Willi Münzenberg ausgewiesen, und unsere Zeitung «Freie Jugend» wurde verboten. «Eine neue unerhörte Herausforderung», stand in grossen Zeilen auf den Arbeiterzeitungen. Protestversammlungen wurden einberufen. Ich wurde eingeladen, an einer Versammlung der Sozialdemokratischen Parteien der Kantone Bern und Solothurn zu sprechen. Zwei Wochen nach der «Schlacht» von Leuzigen sollte ich dort doch noch zu Wort kommen. Ich freute mich, als ich in der «Eintracht» die «Berner Tagwacht» vom 4. April 1918 zur Hand nahm und den Aufruf der Sozialistischen Jugend Bezirk Mittelland las:

«Es diene den Genossen zur Kenntnis, dass am nächsten Sonntag in Leuzigen eine öffentliche Versammlung stattfindet, zu der auch der Bezirk Bern eingeladen ist. Genossen, es gilt den Bauern und Landjägern zu zeigen, dass wir unsere Genossen in Leuzigen auch zu unserem Bunde zählen. Sie sollen weiter sehen, dass man mit Messer und Dreschflegel eine Idee nicht vernichten kann, selbst wenn es in Leuzigen ist. Darum auf, auf am Samstagabend. Um halb zehn Uhr ist Abmarsch beim Volkshaus Bern. Zucker, Essgeschirr und Pelerinen nicht vergessen. Die Sektionsköche sollen für Proviant besorgt sein. Und nun mit frischem Mut nach Leuzigen. Der Kreisvorstand.»

Am 7. April 1918 marschierten etwa dreihundert junge Genossinnen und Genossen in einem Sternmarsch nach Leuzigen auf den Schulhausplatz. Von Bern, Grenchen, Bettlach, Biberist, Bätterkinden, von Solothurn, Gerlafingen, Lengnau und Selzach kamen sie anmarschiert. Es kamen aber auch ältere Genossen und Arbeiter und Arbeiterinnen aus der ganzen Umgebung. Ich marschierte mit der sozialistischen Sonntagsschule von Grenchen nach Leuzigen. Unter-

wegs hörte ich, wie jemand sagte: «Du, das ist doch die!» Der andere sagte: «Wo denkst du hin, die kommt doch nicht mit Gofen!»

Auf der Schulhaustreppe in Leuzigen hielt ich meinen Vortrag vor einer grossen Menschenmenge. Die stärksten Metallarbeiter waren aufgeboten worden, damit nichts passieren konnte. Der zweite Referent, Genosse Rüdts, sagte: «Heute hat Genossin Morf doch gesprochen. Was vor zwei Wochen nicht ging, ist heute geschehen. Im Licht des Tages dürfen die Leuziger Helden nicht tun, was sie bei Nacht getan haben. Sie scheuen die Wahrheit und das Recht.»

Der Tagespräsident forderte die Unruhestifter auf, sich an der Diskussion zu beteiligen. Aber nur Herr Ingold, der Vertreter der «Solothurner Zeitung», meldete sich. Er meinte, die kapitalistische Presse und den General Wille in Schutz nehmen zu müssen.

Dann sangen alle die Internationale. Die Demonstration hatte den Leuziger Krawallbrüdern gezeigt, dass man nicht ungestraft Jugendliche spitalreif schlägt. Mit Mut und Zuversicht trat ich an diesem Sonntag den Heimweg an.

Der Sommer 1918 ging dahin. In der «Eintracht» war es leer geworden. Die heissen Diskussionen hörten auf nach der Abreise der Russen. Auch viele Schweizer gingen nach Russland, um dort beim Aufbau der neuen Gesellschaft zu helfen.

Die Not wurde immer grösser. Mein Lohn reichte nicht mehr aus, und ich hungerte oft, denn ich besass keine zehn Rappen mehr, um im Volkshaus einen Teller Hafersuppe zu bestellen. Ich sprach aber nie davon zu meinen Genossen.

Das Elend war für die Arbeiterschaft unerträglich geworden. Männer und Frauen schufteten für wenig Lohn und hatten eine lange Arbeitszeit, während es Hamsterer und Wucherer gab, die ohne Arbeit immer reicher und reicher wurden.

An den Delegiertenversammlungen im Zürcher Volkshaus forderte die Arbeiterschaft immer energischer Massnahmen gegen die Teuerung. Die Not war zu offensichtlich. Das Anstehen für Notunterstützung quälte am meisten die Frauen. Sie waren es, die die Coupons für Milch und Brot erhielten, und wenn sie damit im Laden standen, wusste jeder, dass sie von der Fürsorge unterstützt wurden. Die Armut versteckte sich, aber die Faust in der Tasche wurde locker. In der ganzen deutschen Schweiz mottete im Verbor-

genen ein Feuer, das sich plötzlich entzünden konnte. Demut konnte kein Pfarrer mehr predigen. Die Gegenwart hatte eine andere Sprache. Der Generalstreik vom November 1918 war nichts anderes als eine notwendige Antwort auf all das, was die Arbeiterfamilien durchgemacht hatten.

Unsere Jugendgenossen erzählten von der Verdrossenheit beim Militär. Sie sprachen von Soldatenrat und Bewaffnung der Arbeiter. Für mich und viele andere war es klar, dass diese Gesellschaftsordnung verändert werden musste. Ich neigte immer mehr zu der Gruppe, die den revolutionären Kampf wollte. Wir waren uns einig: Niemand hilft uns aus diesem Elend heraus. Wir Jungen riefen schon längst: «Schluss mit dem Krieg!» Wenn wir aber gegen den Krieg demonstrierten oder streikten, wurden Polizei und Militär eingesetzt. Wir hatten es 1916 auf der Bahnhofstrasse und 1917 auf dem Helvetiaplatz erlebt, wir erlebten es wieder 1918, als während des Generalstreiks Truppen gegen die Streikenden eingesetzt wurden. Die Soldaten stammten aus Bauernkantonen und machten aus ihrer Wut gegen die städtischen Arbeiter keinen Hehl.

Ich arbeitete in dieser Zeit immer noch bei dem jüdischen Schneider, denn ich musste schauen, dass ich irgendwie überleben konnte. Nach Feierabend eilte ich ins Sekretariat und half meinen Genossen beim Drucken und Verteilen der Flugblätter. Die Zusammenstöße zwischen Truppen und Arbeitern erlebte ich aber eher von weitem. Ich war mit meinen Gedanken schon woanders: Auf mich warteten neue Aufgaben.

Bittere Erfahrungen

Gegen Ende des Krieges war nicht nur in der Schweiz, sondern in halb Europa eine revolutionäre Stimmung. Nach Russland wurde nun auch Deutschland von Revolutionswirren erschüttert.

Durch die «Eintracht» kannte ich viele deutsche Genossen, die in der Münchner Räterepublik mitmachten. Ende 1918 wurde ich angefragt, ob ich bei der Roten Armee in Dachau bei München Büroarbeiten machen wolle. Zuerst bekam ich einen Brief von Willi Münzenberg, in dem stand, ich solle zusagen, wenn eine Anfrage aus München komme. Münzenberg, der aus der Schweiz ausgewiesen worden war, sass damals in Ravensburg im Gefängnis, weil er nicht in den Krieg gezogen war. Bald darauf kam ein Brief von Ernst Toller, einem führenden Kopf der Räterepublik. Er war damals Student und schon ein recht bekannter Dichter und Dramatiker. Er schrieb, er habe gehört, dass ich bereit sei, auf dem Sekretariat mitzuarbeiten, und er bat mich, nach Dachau zu kommen.

Ich sagte ohne Zögern zu. Revolution! Das hiess, ich würde an einer Aufgabe mitarbeiten, die mehr war, als nur immer Versammlungen besuchen, Protokolle schreiben, auf Agitation gehen.

So nahm ich im Februar 1919 Abschied von meinen Freundinnen und Genossen und fuhr nach Konstanz, wo mich ein Genosse abholen wollte. Er wartete allerdings vergebens. Mein Gepäck wurde in Kreuzlingen vom Schweizer Zoll kontrolliert. Als der Zug wegfahren wollte, musste ich ein zweites Mal vortraben. Der Zug fuhr ohne mich ab. Trotz meiner Aufregung musste ich lachen. Der Zollbeamte fragte mich nach Schriften und durchsuchte den Koffer nochmals ganz gründlich. Jedes Hemd, jede Hose wurde ausgeschüttelt, jedes Buch durchblättert. Weil die Herren Zollbeamten nichts gefunden hatten, liessen sie mich von einer Frau noch persönlich durchsuchen. Auch der nächste Zug nach Konstanz fuhr ab, ehe ich meine Sachen angezogen hatte.

Sie hatten nichts gefunden. Die Schriften waren von meiner Mutter längst über die Grenze gebracht worden. Sie war unverdächtig und konnte den Zoll leicht passieren. Es waren Schriften gegen den Krieg, die vom Arbeiter forderten, seine Gewehre nicht gegen den Arbeiter auf der andern Seite zu richten, sondern seine Interessen zu verteidigen. So fuhr ich erst am Abend in Kreuzlingen weg. Zwölf Stunden hatte der Genosse in Konstanz gewartet. «Die Schriften sind alle gut angekommen», sagte er, «wir haben uns schon gedacht, dass du deshalb Schwierigkeiten gehabt hast.»

Der Genosse sagte mir, sie hätten gerade Vorstandssitzung. Als wir dorthin kamen, erschrak ich. Im Kreis der Vorstandsmitglieder sass ein Mann, dem ich schon zweimal begegnet war und dem ich zutiefst misstraute. Das erste Mal hatte er mir am Bahnhof Zürich einen Brief von Willi Münzenberg übergeben. Er sagte, er habe Münzenberg in Ravensburg im Gefängnis besucht. Willi erwarte auf seine Fragen – er wollte die Adressen von unseren Mitgliedern – genaue Antwort. Ich traute dem Mann nicht, wusste aber nicht warum. Es war wirklich die Schrift von Münzenberg. Sie war schwer zu lesen und konnte nicht so leicht nachgemacht werden. Ich machte mir trotzdem Gedanken. Willi konnte doch nicht so dumm sein und in einem Brief Adressen von unseren Genossen verlangen! Ich machte mit dem Mann ab, liess ihn aber sitzen.

Als ich mich bei der Heerespolizei in Schaffhausen nach Friedrich Barthel erkundigte, traf ich ihn wieder. Die Wache fragte nach meinem Begehren und nannte mir eine Zimmernummer. Ich klopfte an und öffnete die Tür. Welche Überraschung! Da sass der Mann, der mir in Zürich Münzenbergs Brief übergeben hatte, ganz gemütlich auf einer Ecke des Schreibtisches. Als er mich sah, sprang er sofort herunter. Der Heerespolizeibeamte tat so, wie wenn er mit ihm schimpfen würde: «Wenn wir Sie nochmals ertappen, sehen Sie, was das kostet!» Der Mann verliess das Zimmer, aber ich hatte genug gesehen.

In jener Zeit wussten wir nur zu gut, dass um uns ständig Spitzel waren, von der Regierung gekaufte Kreaturen. Wir waren auf der Hut. «Wer nicht schon seit Jahren dein Freund und Genosse war, dem traue nicht», hatte mir unser alter Genosse Greulich gesagt. «Sei vorsichtig, es ist ein gewagtes Unternehmen, jemanden ins Vertrauen zu ziehen, der sich nicht schon bewährt hat.»

Und nun sass der Mann an der Vorstandssitzung in Konstanz. Er wurde mir vorgestellt als Genosse H. Ich täuschte ein Unwohlsein vor und bat einen Genossen, mit mir hinauszukommen. Ich teilte ihm meinen Verdacht mit. «Er ist aber Parteigenosse», sagte der. «Er hat sich mit dem Mitgliedsbuch ausgewiesen.» Wir gingen wieder hinein.

H. schlug vor, man solle den Genossen falsche Pässe ausstellen, damit sie besser und sicherer arbeiten könnten. Der Vorschlag wurde angenommen. H. wandte sich an mich. «Genossin, Sie an erster Stelle müssen einen haben.» Ich lehnte ab. «Sie sind bekannt», sagte er. «Sie werden sicher auch von der Polizei gesucht. Die Grenzübertritte werden gemeldet.» Aber ich weigerte mich. Verärgert sagte er: «Sie wird man nicht gut brauchen können, heute muss man illegal arbeiten, sonst ist man verloren.»

Müde ging ich in mein Quartier bei der Familie eines Genossen. Zur Frau sagte ich: «Genossin, morgen verlasse ich Konstanz. Niemand soll wissen, wohin ich reise. Ich traue dem Genossen H. nicht. Sagen Sie Ihrem Mann, dass ich mich nicht irre, er ist ein Spitzel, auch wenn er ein Parteibuch in den Händen hat.» Mit dem ersten Morgenzug reiste ich aus Konstanz ab.

Dass ich recht hatte, bewies die Zukunft. Einige Jahre später, als ich schon verheiratet war, kam eines Tages Hans Vogel, der Redaktor der «Berner Tagwacht», zu meinem Mann und gab ihm ein Buch. «Bring das deiner Frau, das wird sie interessieren», sagte er. Es war ein Buch über den Spitzel Blau, der von Genossen entlarvt und umgebracht wurde, und über den Prozess gegen seine Mörder. Sie hatten ihn mit Alkohol betäubt, in einen Sack gesteckt und in den Fluss geworfen. Der angebliche Genosse H. war der Spitzel Blau gewesen.

Auch ich komme vor in dem Buch. In einem Bericht Blaus aus Konstanz an einen Leutnant Siebei in Charlottenburg heisst es: «Bitte Haftbefehl für die Bolschewistenführerin Anni Morf. Telegraphisch.» Mein Misstrauen war also berechtigt gewesen.

In Stuttgart ging ich zur Familie Wegmüller, deren Tochter ich aus der Jugendbewegung kannte, und dort wohnte ich ein paar Tage.

In Stuttgart wohnte auch Klara Zetkin. Ich wollte sie besuchen,

aber nur ihr Sohn war zu Hause. Er nahm mich mit zum Bahnhof, seine Mutter kam eben von einem Kongress in Moskau. Sie war sehr müde und lud mich auf den andern Nachmittag zu sich ein.

Es kam aber nicht dazu. Bei Wegmüllers lag ein Brief von der Polizei, ich müsse mich dort melden. Ich ging hin und stellte mit Schrecken fest, dass ich zur Sittenpolizei gerufen wurde. Mein Protest half mir nicht viel. Ein Arzt untersuchte mich. Mir liefen die Tränen hinunter, ich konnte mich nicht dagegen wehren. Als alles vorüber war, entschuldigte sich der Arzt, er könne wirklich nichts dafür, er handle nur auf Anordnung der Polizei. Wieso diese mich hierher geschickt habe, sei ihm selber unklar. Der Polizeidirektor von Stuttgart war übrigens ein Sozialdemokrat.

Erst später in München zeigte mir Uhland, ein Genosse aus der «Eintracht», die «Schweizer Illustrierte», wo unser Abschiedsfoto mit Fritz Platten, Münzenberg, Ernst Nobs und dem ganzen Zentralvorstand publiziert worden war, mit der Bemerkung, das seien die schweizerischen Bolschewistenführer. Der Fotograf war ein gewisser Scherrer. Er hatte uns versprochen, die Fotoplatte zu vernichten. Wie er dieses Versprechen gehalten hatte, bewies die Publikation des Bildes.

Da wunderte mich das Verhalten der Polizei in Stuttgart nicht mehr. Ein Mädchen mit so vielen Männern und Burschen, dazu «Bolschewisten», die musste ja ein wildes Leben führen.

Zum Besuch bei Klara Zetkin kam es dann leider nicht mehr, denn am darauffolgenden Tag erwartete man mich in München.

In München erfuhr ich, was sich während der Revolution alles zuge-
tragen hatte. Ich musste mich zuerst in die politischen Verhältnisse
hineinfühlen, was sehr kompliziert war mit all den verschiedenen
Gruppierungen. Es gab Kommunisten und Sozialdemokraten, dann
bildeten sich die Unabhängigen Sozialisten. Es kam mir vor wie in
der «Eintracht». Zwanzig Menschen waren zusammen, und einer
war gegen den andern. In Zürich waren es Russen gewesen, hier
Deutsche. Kommunisten und Sozialdemokraten brüllten sich gegen-
seitig an. Mit meinen Ideen trat ich der USPD, der Unabhängigen
Sozialistischen Partei bei.

Ich suchte mir Arbeit und ein Zimmer. Dieses Zimmer an der
Schillingstrasse behielt ich die ganze Zeit, auch als ich später bei der

Roten Armee in Dachau arbeitete. Dort schlief ich in einem Gasthaus.

Zunächst arbeitete ich in einer Schuhfabrik, wo ich Pelzchen an Pantoffeln annähen musste. Hier hörte ich, was jeweils Tagesgespräch in den Betrieben war. Abends war ich in der Volksküche zum Essen. Es gab immer das gleiche: Kohl, Rüben, Kraut und manchmal Kartoffeln. Nachher ging ich an die Zusammenkünfte der USPD. Dort wurde viel von Russland erzählt, wo die Arbeiter den neuen Staat aufbauten. Ich war begeistert.

Der Betrieb, in dem ich arbeitete, machte zu, und ich hatte keine Arbeit mehr. Da verkaufte ich die «Rote Fahne», die kommunistische Zeitung, und konnte mir so ein paar Batzen verdienen. Ich holte die Zeitung bei Rosa Leviné zu Hause ab. Sie war die Frau von Eugen Leviné, dem kommunistischen Revolutionsführer.

Einmal war ich mit Uhland an einer Versammlung im Hofbräuhaus, wo Hitler eine Rede hielt. Da rief ich: «Demagoge!» Es gab einen Tumult, und Uhland sagte: «Komm sofort raus!» Zusammen verliessen wir den Saal. Es hätte gefährlich werden können. Von irgendwoher wurde geschossen, aber man wusste nicht genau, wo. An dieser Versammlung traf ich auch Friedrich Barthel wieder, der in Dachau bei der Roten Armee einen Trupp Leute führte.

Ich ging nun endlich nach Dachau. Mein Vorgesetzter war Ernst Toller, der dort die Rote Armee kommandierte. Er war ein Intellektueller, ein schöner, sehr feinfühligler Mann.

Auf dem Büro der Roten Armee musste ich die Listen der Soldaten auf dem neuesten Stand halten und die Stempel unter Verschluss bewahren. Ich hatte einen Revolver, einen Browning, und man lehrte mich schießen. In meinem Arbeitszimmer gingen die Leute den ganzen Tag ein und aus, und ich war dadurch auf dem laufenden, was in München vor sich ging.

Weil Ernst Toller mich manchmal als Kurierin nach München schickte, lernte ich den Oberkommandierenden der Roten Armee, Rudolf Egelhofer kennen. Die Truppen rings um München, in Nymphenburg und in Dachau, waren ihm unterstellt, und bei ihm liefen die Fäden zusammen.

Wir sprachen nicht viel miteinander. Ich war oft nicht einverstanden mit dem, was er sagte, aber ich wollte keine Diskussion. Manchmal fluchte er vor sich hin, wenn er zu Töliers Brief Stellung nehmen

musste. Ich musste auf Antwort warten und sie gleich wieder mitnehmen. Er war etwa vierundzwanzig Jahre alt, also jünger als ich. Ich glaube nicht, dass er Marx gelesen und verstanden hatte. Er war unbekannt, bis er aufs Ministerium kam. Es gab Leute, die einfach in gewisse Posten hineinrutschten, Leute, die vorher kaum etwas vom Sozialismus gewusst hatten. Es wurmte mich immer ein bisschen, dass Leute dabei waren, die gar keinen Führungsstil hatten.

Einmal musste ich in Windeseile mit einem Brief von Toller ins Ministerium im Wittelsbacher Schloss und auf Antwort warten. An der Wand hing ein riesiges altes Ölgemälde, das einen bayerischen König zeigte. Einige Rotgardisten warfen mit ihren Messern danach und schlitzen grosse Löcher in die Leinwand. Das gefiel mir nicht. Auch wenn es einen König darstellte, war das Bild doch ein Kulturgut. Ich lauschte den Gesprächen der Männer. Das war ein Schimpfen über die leitenden Köpfe der Revolution, einer übertrumpfte den andern. Ich hörte die Rotgardisten an der Basis und fragte mich, ob die Männer aus Überzeugung zur Roten Armee kamen oder wegen der täglichen Erbsensuppe und den sieben Mark Sold. Ich hatte oft den Eindruck, dass letzteres der Fall war. Es waren ja Männer, die im Schützengraben gelegen hatten und nun, wieder daheim, keine Arbeit fanden. In ihren Familien herrschte Not. Es waren keine überzeugten Sozialisten, wie ich mir vorgestellt hatte. Sie traten in die Rote Armee ein, aber die konnte ihnen nicht alles geben, was sie wollten. So holte sich der eine oder andere, was er brauchte. jManch zerrissenes Hemd wurde durch ein neues aus einem Bauernhaus rund um Dachau ersetzt. Oft hing dort noch etwas Geräuchertes im Kamin, das am Abend im Kreis der Freunde verzehrt wurde.

Während der Zeit in Dachau galt ich als Barthels Frau, obwohl wir nur freundschaftliche Beziehungen hatten. Ich erfuhr bald, warum. Eines Morgens war grosser Appell auf dem Dorfplatz. Ernst Toller war in grösster Aufregung. Er hatte eine Nachricht von unserem Arzt, Dr. Schollenbruch, erhalten. Auf Bahren wurden drei bewusste Frauen auf den Platz getragen. Sie hatten die Nacht im Kantonement verbracht und waren mehrfach vergewaltigt worden.

Mir liefen die Tränen hinunter. Toller sprach eindringlich zu den Rotgardisten. Dr. Schollenbruch trat zu mir und sagte: «Nun begrei-

fen Sie sicher, warum wir Sie als Frau eines Leiters ausgeben. So sind Sie geschützt.»

Hatte die Frau so wenig Wert bei den Männern? Von Vergewaltigungen hatten wir während des ganzen Krieges in den Zeitungen gelesen, aber hier stand ich nun vor der Wirklichkeit. Die Soldaten, weg von zu Hause, hatten jede Moral verloren. Ich hatte so viele Bücher gelesen, ich hatte an der Universität Zürich Vorlesungen gehört und in der «Eintracht» über die Revolution diskutiert. Nun stürzte für mich eine Welt zusammen. Das, was ich in diesen drei Wochen in Dachau erlebte, war sehr schwer zu ertragen. Wären nicht Menschen wie Toller, Schollenbruch, Gustav und Elma Klingelhöfer und andere um mich herum gewesen, wäre ich verzweifelt. Klingelhöfer, auch er ein Intellektueller, war auf der Kommandatur, seine Frau Elma arbeitete als Sanitäterin.

Inzwischen war es Ende April geworden. Es kamen immer neue Meldungen über den Stand der Truppen Noskes, die im Anmarsch waren. Noske, ein Sozialdemokrat, war Reichswehrminister. Er hatte den Auftrag, die Münchner Räterepublik zu zerschlagen. Es wurde diskutiert, ob die organisierte Arbeiterschaft zur Roten Armee an die Front kommen solle. In den Betrieben in München arbeiteten ja Zehntausende von Männern. An diesen Diskussionen war ich auch dabei, und ich war wie im Fieber, obwohl ich nichts zu sagen hatte. Da hiess es dann: «Wir können diese Leute nicht opfern, wir haben nicht einmal genügend Munition, und die andern haben sogar Kanonen.» Die Rotgardisten hatten nur ihr Gewehr. So wurde die Auflösung der Roten Armee beschlossen.

Noske war Sozialdemokrat und ging gegen die eigenen Genossen vor. Ich war auch dagegen, dass man den Kampf mit ihm aufnahm, es hätte nur ein Blutbad gegeben. Der Rückzug war die einzige Möglichkeit. Aber auch wenn die Reichsregierung nicht eingegriffen hätte, hätte diese Revolution kaum eine Zukunft gehabt. Es gab zuwenig politisch geschulte Arbeiter. Sie wurden im Betrieb entlassen und meldeten sich zur Roten Armee. Dort hatten sie wenigstens das Taggeld.

Alle unsere Gefangenen wurden freigelassen. Toller sagte: «Aufmachen, sie sollen gehen, wohin sie wollen.» Bei uns war niemand erschossen worden.

Ernst Toller schrieb in seinem Buch «Eine Jugend in Deutschland»:

«Etwa hunderttausend Soldaten sind gegen München aufgeboten, wir verfügen über wenige tausend.

Das ist die Frage: sollen wir die militärische Entscheidung herbeiführen, oder dem Kampf ausweichen? Sollen wir zwei Schritte zurückgehen, um später, gesammelter und reifer, einen Schritt vorwärts gehen zu können. Wir haben kein Recht, die Arbeiterschaft zu einem Kampf aufzurufen, der zur sicheren Niederlage, zu sinnlosem Blutvergiessen führt. Solange der Gegner nicht weiss, wie schwach wir sind, solange wir noch einen Schein von Macht besitzen, müssen wir für die Arbeiterschaft retten, was zu retten ist.»

Klingelhöfer sagte zu mir: «Vergessen Sie ja nicht, sämtliches Material zu verbrennen, damit es den Weissgardisten nicht in die Hände fällt.»

Am 30. April 1919 besammelte sich auf dem Dorfplatz die Rote Armee. Der Zug stand bereit zur Rückfahrt nach München. Ich verbrannte noch alle Papiere und alle Listen mit den Namen der Soldaten im Ofen. Der Zahlmeister und ich waren die letzten. Der gute Zahlmeister kontrollierte ein letztes Mal seine Rechnung, sie stimmte nicht ganz, es fehlten fünfzig Pfennige, und er wollte die Kasse in Ordnung haben. Als ich mit dem Feuerhaken noch in der Asche wühlte, hörten wir den ersten Kanonendonner. Ein Rotgardist kam angerannt, um uns zu holen, der Zug müsse unbedingt abfahren.

Wir waren die letzten, die auf den Zug aufsprangen, und nun ging es los nach München. Schon flogen Flugzeuge über unsere Köpfe. Auf einmal knatterten Gewehrsalven aus unseren Wagenfenstern. Die letzten Patronen wurden in die Luft geschossen, als könnten sie das Flugzeug treffen. Vielleicht war es nur noch die Verzweiflung. Was ging in der Stadt vor, wer hatte ein Zuhause? Alles flatterte auseinander.

Am Abend vorher hatte mir Ernst Toller eine Adresse in Solln gegeben, die mir nützlich sein könne. Barthel habe die gleiche, er habe die Aufgabe übernommen, mich aus München herauszubringen. Ich ging in mein Zimmer in der Schillingstrasse und war todmüde. Das Knattern der Gewehre und das Auseinandergehen hatten mir zugesetzt. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich, was es heisst, verloren zu sein.

Barthel hatte mir für den andern Tag, den 1. Mai, Zeit und Treffpunkt angegeben. Ich wollte auf keinen Fall zu spät kommen, denn ich wusste nicht, wie ich sonst nach Solln kommen würde. Man musste ja mit Schwierigkeiten rechnen.

Diese begannen schon in der Nähe meiner Haustüre. Die Strasse wurde mit Stricken abgesperrt, und Weissgardisten stellten sich davor. Der Mensch hat Glück in seiner Harmlosigkeit. Ich war schon zehn Meter über der Absperrung. So erging es mir dreimal beim Überqueren eines Strassenstücks. Ich hatte nichts bei mir als ein kleines Handtäschchen mit einem Taschentuch, einem Kamm und dem Geldbeutel mit ein paar «echten deutschen Mark». Die Auszahlungen waren mit dem Revolutionsgeld gemacht worden. Diese Scheine liess ich zurück, denn sie hätten mich sofort verraten. Pünktlich traf ich mit Barthel zusammen. Er weihte mich in den «Schlachtplan» ein. Wir wollten nach Solln und von dort nach Augsburg, wo Barthel eine Schwägerin hatte, die Frau seines verstorbenen Bruders, bei der er vor seinem Eintritt in die Rote Armee schon einmal gewohnt hatte. Von dort aus wollte ich in die Schweiz.

In weiter Ferne sahen wir eine Menge Menschen, konnten aber nicht feststellen, was da vor sich ging. Um nicht aufzufallen, spielten wir ein Liebespaar. Manchmal blieben wir stehen, ich pflückte kleine Blumen am Strassenrand, und so kamen wir immer näher. Schon wurde Material für die Absperrung abgeladen. Barthel nahm mich in seinen Arm, und als Liebespaar, das die «Frühlingswonne» des 1. Mai genoss, passierten wir die Absperrung. Mein Herz versagte fast, und innerlich zitterte ich. Aber alles ging gut. Wir kamen nach Solln und wurden vom Ehepaar Weil begrüsst, das allein in einem Einfamilienhaus wohnte. Ich gab ihnen den Brief mit dem Gruss von Ernst Toller.

Bis tief in die Nacht redeten wir über die letzten Tage und besprachen das Weiterkommen, denn es war klar, dass wir hier nicht bleiben konnten. Wir waren schon glücklich, für ein paar Stunden geborgen zu sein. Im Dunkeln sassen wir vier Menschen beisammen, denn es musste sein wie an einem gewöhnlichen Abend. «Unsere Lichter gehen zwischen zehn und elf Uhr nachts aus», erklärte uns Genosse Weil. «Die Ruhe kehrt in diesem Quartier früh ein. Lichter machen die Nachbarn neugierig.» Mit einer kleinen Taschenlampe zeigte er uns den Weg zum Nachtlager. Barthel bekam

das Zimmer im ersten Stock, ich legte mich im Wohnzimmer auf eine Couch, so wie ich war, denn ich hatte ja nichts bei mir.

Am Morgen war aus weiter Ferne ein Dröhnen zu hören. Wir sahen uns fragend an. Was ging in der Stadt vor?

Wie wir später erfuhren, wüteten in München die weissen Truppen. Hunderte wurden gefangengenommen oder kurzerhand niedergeschossen. Der Reichswehrminister Noske dankte dem Oberbefehlshaber der weissen Truppen mit einem Telegramm:

«Für die umsichtige und erfolgreiche Leitung der Operationen in München spreche ich Ihnen meine volle Anerkennung aus und den Truppen meinen herzlichsten Dank.» Und das war ein Sozialdemokrat!

Gegen Mittag brachen wir auf, versehen mit guten Ratschlägen. Wir wanderten bis gegen Abend, machten dann Halt in einem Gasthaus und tranken ein Bier und einen Kaffee. Die Weils hatten uns geraten, erst in der Hälfte des Weges, in Maisach, die Bahn zu besteigen, und nicht direkt nach Augsburg, sondern jeweils nur zwei Stationen weit zu fahren und immer eine Retourkarte zu lösen. Die Bahnschaffner und Schalterbeamten konnten so keinen Verdacht schöpfen. So ging es zweimal, und ohne Schwierigkeiten erreichten wir Augsburg.

Als wir bei Barthels Schwägerin ankamen, war ich todmüde. Am liebsten hätte ich mich aufs Bett gelegt und geschlafen. Die Frau wollte mir einen Kaffee machen und holte sogar Milch. Der Milchmann habe ihr gerne einen Deziliter für eine Kranke gegeben, sagte sie. «Aber es ist eine Ausnahme, das gibt es selten, und er hat es nur mir zuliebe getan. Na, ich werd' ihm auch wieder mal was Gutes tun. So, Kinder, jetzt macht's euch aber bequem. Ich geh meine Zeitungen austragen, hab mich schon ordentlich verspätet. Wenn jemand klopft, dann sagt, ich sei gleich wieder zurück.»

Ich legte mich hin und nickte ein. Plötzlich war draussen ein Lärm. Ich sprang vom Bett auf. Vor mir standen Offiziere. «Ihr Name bitte!» Ich gab meinen Pass. «Also doch! Erschiessen sollte man euch gleich hier drin! Und Sie?» wandten sie sich zu Barthel. Schnell sprang ich hinter ihn, fasste ihn mit der einen Hand um die Schulter, und mit der andern zog ich ihm unbemerkt seinen Revolver aus der hintern Hosentasche. «Hände hoch, weg da, Sie Frauenzimmer!» Sie durchsuchten Barthel nach Waffen.

Diese Gelegenheit benützte ich, um meine Schuhe anzuziehen, die neben dem Bett standen, und gleichzeitig versteckte ich die Waffe unter dem Bett. Jetzt war die grösste Gefahr einstweilen beseitigt. Für zehn Tage galt nämlich das Standrecht, und jeder, der mit einer Waffe angetroffen wurde, konnte auf der Stelle erschossen werden.

«Kommt mit! Euch sollte man gleich den Garaus machen, nicht noch Zeit vergeuden und Schuhe ablaufen!»

Mit Püffen stiess man uns die Treppen hinab. Mit Püffen die Treppen zum Gerichtshof hinauf. «Wir befassen uns nicht mit Rotgardisten. Bringen Sie die Leute zur Kommandatur», brummte ein grauhaariger Alter.

Es ging weiter. Sechs Mann begleiteten uns. «Gehen wir eigentlich quer durch Augsburg?» fragte ich den einen. «Nein, das nicht. Aber der da vorne gehört zu den Rädelsführern, und mit denen macht man kurzen Prozess. Wie heisst er eigentlich?» Ich schwieg.

In meiner Zelle war es schon dunkel. Was würde mit uns geschehen? Was machten meine Genossen in München? Ich starrte zur Decke empor und hing meinen Gedanken nach.

Stunden vergingen. Noch war ich wach. An der Turmuhr schlug es drei, und vor meinem Fenster zwitscherte zaghaft ein Vogel. Plötzlich hörte ich ein Flüstern. «Keine Angst, Genossin, aber ich muss Sie um etwas bitten. Darum komme ich zu so später Stunde.» Der Gefängniswärter schlüpfte in meine Zelle. «Genossin, ich weiss, wer mit Ihnen gekommen ist. Ich kenne seinen richtigen Namen. Sein Bruder war mein Schulfreund. Er ist tot, und wir haben einander in der Jugend gelobt, dass ein jeder des andern Pflichten übernehmen würde. Ich will mein Wort nicht brechen. Helfen Sie mir!»

Was sollte ich machen? Ich war hinter dicken Mauern und erbarmungslos meinen Richtern ausgeliefert.

«Genossin, ich kann ihn retten, aber Sie müssen dafür hungern!»

«Gerne, gerne!» flüsterte ich. «Alles soll geschehen, wenn es möglich ist, ihn zu retten!»

«Dann kommen Sie!» Er führte mich in eine nachtschwarze Zelle ohne Fenster und ohne Licht.

«Es darf niemand wissen, dass ihr beide da seid. Glückt es bis zum Ende des Standrechts, so ist er gerettet. Nach drei Tagen werde ich Ihnen Essen bringen. Vorher kann ich Ihnen nichts geben, die Rationen sind genau abgezählt.»

Da war ich nun allein. Unfähig zu denken, unfähig, meine Lage zu beurteilen, unfähig zu weinen. Wie lange starrte ich vor mich hin! Kein Laut war zu hören, nichts als Grabesstille umfing mich. Ab und zu schlief ich ein. Es gab keinen Morgen, keinen Abend für mich. Nur mein Magen knurrte immer heftiger. Sollte ich hier Hungers sterben? Hatte man mir eine Falle gestellt? Wie viele Tage waren schon vorbei?

Dann kämpfte ich mit der Versuchung zu klopfen. Ich glaubte den Verstand zu verlieren. Nun sehnte ich den Revolver herbei, den ich unter dem Bett versteckt hatte. Er war für den schlimmsten Fall bestimmt, und ich hätte nicht gezögert.

Plötzlich eine Stimme. «Machen Sie, dass Sie rauskommen, und wenn Sie sich nochmals so benehmen, zeigen wir Ihnen, dass uns noch andere Mittel zur Verfügung stehen!» Es war der Polizeihauptmann.

«Bringen Sie die Gefangene Nummer einundfünfzig in den ersten Stock. Sie ist Schweizerin. Schreiben Sie das auf den Zettel.»

Meine Kräfte waren am Ende. Man legte mich auf eine Tragbahre und trug mich in eine andere Zelle. Ein blonder Frauenkopf beugte sich über mich, blaue Augen schauten mich an. «Warum sind Sie hier?» flüsterte sie. «Haben Sie gestohlen? Ich soll Juwelen gestohlen haben, es ist aber nicht wahr.»

Leise streichelte ich ihre Wangen. Reden konnte ich nicht.

Ein Spatz setzte sich auf den Fensterrand und piepste. Da kam auch in mich Leben, und ich verlangte zu trinken. Die Wärterin brachte mir Tee. Tränen rannen ihr über die Wangen. Es war die Frau meines Wärters.

Zehn Tage später führte man mich in ein Büro, wo ich Barthel wiedersah.

«Heute Mittag begleiten Sie zwei Detektive nach München», eröffnete uns ein Richter.

Ich nahm Abschied von meinem Wärter. Wir drückten uns lange stumm die Hand.

Zwei Polizisten begleiteten uns per Bahn nach München. Barthel war in Ketten. Mit dem Polizeiwagen ging es ins Polizeiministerium.

Dort traf ich zwei Genossinnen, die ich kannte. Von ihnen erfuhr ich, was in den ersten Maitagen geschehen war. Überall war abgesperrt worden. Wenn sich auf der Strasse Gruppen gebildet hatten,

waren die Leute mit den Gewehrkolben auseinandergetrieben worden. Unzählige Häuser waren durchsucht und viele Leute geschlagen oder sogar erschossen worden.

Nach etwa drei Tagen wurde ich aufgerufen. In einem Büro wurde das Protokoll aufgenommen: «Wann geboren, wann zuge-reist, wo in München wohnhaft? Wo haben Sie gearbeitet, sind Sie Kommunistin?»

«Nein, ich bin bei den Unabhängigen Sozialisten.»

Man führte mich in den Hof, und ich musste in einen Gefängnis-wagen steigen. Beim Aussteigen sah ich das Gefängnis Stadelheim.

Über zweitausend Gefangene waren in Stadelheim, man hatte alle dorthin gebracht. Auch Leviné, Toller und Klingelhöfer waren dort. Weil es so viele waren, musste neues Personal eingestellt werden. Von einer solchen Gefängniswärterin, die wahrscheinlich auf unserer Seite war, bekamen wir manchmal eine Zeitung und erfuhren so, was in München geschah.

Wir hatten Decken, auf denen sich vielerlei Getier vergnügte. Da meldete ich mich zum Arzt. Ich nahm die Wolldecke mit, legte sie ihm auf das Pult und sagte: «Das ist doch eine Schweinerei, sehen Sie mal, wie das krabbelt!» Die Decken kamen alle von der Front und waren voller Läuse.

Am 5. Juni wurde Eugen Leviné, Kommunist und einer der Füh- rer der Räterepublik, erschossen. Elma Klingelhöfer war auch in Stadelheim. Wir wurden jede in eine Zelle auf der Hofseite gebracht. Wir hörten Kommandos und Schüsse. Da wurde Leviné erschossen, und wir mussten uns das anhören. Nachher wurden wir wieder zurückgebracht. Sie machten das zur Abschreckung, es war richtiger psychischer Terror.

Und dann kam eine Nacht, die ich nie vergessen werde. Auf dem Gang vor den Zellen gingen Soldaten hin und her, und man hörte, wie sie ihre Gewehre immer wieder absetzten. Unsere gute Gefäng- niswärterin hatte die Klappe an meiner Zellentüre aufgemacht, da- mit ich ein bisschen Durchzug hatte. Und in dieser Nacht zündete sich ein Soldat ausgerechnet vor meiner Zelle eine Zigarette an. Auf einmal knatterte ein Maschinengewehr. Zitternd sprang ich von mei- ner Pritsche auf und stand an die Wand unter das Fenster. Wäre ich auf die Türe zugelaufen, hätte es mich getroffen. Sie war von den Schüssen völlig durchlöchert. Ich erlitt einen Schock, dabei war ich

schon in schlechter Verfassung. Stadelheim war von Mauern umgeben, die in einzelne Vorsprünge mündeten. Dort standen Wachen mit Maschinengewehren. Als vor meiner Zelle das Feuer des Streichholzes aufgeleuchtet war, hatten sie das gesehen und von aussen in meine Zelle geschossen. Das wurde später in der Untersuchung ermittelt.

Der Gönner der Jugendbewegung in Zürich, Gustav Nüssli, schickte mir hundertfünfzig Franken ins Gefängnis. Das war damals ein Vermögen, und ich war sehr froh darum, denn ich hatte keinen Rappen Geld.

Von Stadelheim aus konnte ich meiner Mutter zum ersten Mal ein Lebenszeichen schicken.

Stadelheim, 26. Mai 1919

Meine liebe Mutter!

Wie geht es Dir, bist immer gesund? Ich auch. Was ich wohl den ganzen lieben Tag treiben mag ist deine Frage, nicht wahr? Nun, ich will Dir's mal sagen, um sechs Uhr früh steh ich auf, wasche und kämme mich, mach mein Lager zurecht, damit das Leintuch keine Falten hat, lege meine Wolldecke zusammen, die mir den Tag über als Samtpolster dient, mach meinen üblichen Maienspaziergang, acht Schritt rauf und acht Schritt runter bis sieben Uhr, dann folgt die Reinigung meines Salons, das Himmelbett wird an die Wand aufgemacht, dann wird das gemacht was man den kleinen Kindern machen muss. Dann folgt eine halbe Stunde drauf das Morgenessen, bestehend aus einem halben Liter Kaffee schwarz und fünfzig Gramm Brot. Dann kann man philosophieren, so viel man will, denn es stört einen niemand mehr bis um elf Uhr zum Diner. Dies ist bis halb zwölf

Uhr besorgt, dann kommt das Dessert, als Zusatz eine Flasche Bier oder Limonade oder auch zwei Orangen, wenn es gibt, dies muss man aber selber bezahlen. Dann hat man wieder Zeit zum Nachdenken bis zum Spaziergang, der gewöhnlich um halb drei Uhr beginnt bis drei Uhr. Dies ist ein Hochgenuss, die Sonne lacht, ich glaub, die ist die einzige, die weiss, dass wir Bewohner der Erde sind. Dann sieht man auch einige Baumwipfel, die sich im Winde lustig machen, sonst nichts. Denn der Baumeister hat eine zirka zwei Meter hohe Mauer hingestellt, die Natur will sich, glaube ich, nicht sehen lassen. Just komme ich von diesem Spaziergang und schreibe weiter. Allein es murr immer jemand und stört mich, es ist der dumme Geselle Hunger, der sich um diese Zeit immer bemerkbar macht, wenn ich könnte, ich hätte den schon längst zum Tode verurteilt, wenn ich die Macht hätte dazu. Dieser ist sicherlich dem Teufel abtrün-

nig geworden und schleicht sich immer auf dunklen Wegen von einem zum andern. Allein, liebe Mutter, Du weisst, ich bin trotzig, der begleitet mich ja schon fünfundzwanzig Jahre, einmal mehr, das andere Mal weniger, je wie ich ihm gefalle. Dass er mich nun grad hier besucht, ist nur, damit ich jemand bei mir habe, der auch international empfindet. Oder hast Du ihn bei Deiner Wohnung rausgeschickt, damit er mich belästigen soll, glaub ja kaum, denn eine Mutterseele bringt ja so was nicht fertig, und besonders Du nicht. Nun hast Du so ein kleines Muster, wie die Zeit verschleicht von drei bis fünf Uhr, wo wir nachessen, Suppe mit fünfzig Gramm Brot. Hier könntest Du noch kochen lernen. Gellt, was fällt der Anny ein, Dich kochen lehren zu wollen, wo Du in den grössten Fremdenhotels gekocht hast, aber schau, ich meins nur gut, denn Du hast ja einen eigenen Garten, und da ist so manches, das Du pflanzest, das Du nicht ganz gebrauchst, so z.B. die Wurzeln vom Lauch geben eine vorzügliche Suppe, etwas Mehl dazu, und das Nachtessen ist fertig. Und so gibt es noch manches, ich sag Dir, koche in Zukunft einfach alles, das was oben der Erde wächst, wie das, was unter der Erde wächst, denn das habe ich hier gelernt und werde es mir aneignen, sollte ich einmal im Leben eine tüchtige Hausfrau werden, was ich ja zwar bezweifle. Nun weiter im Text, ich hätte ja bald vergessen, der Tag ist ja

noch nicht zu Ende, und ich hab immer noch Licht in meinem Gemach, das mich erinnert, dass es noch nicht sieben Uhr ist, und mein Geselle Hunger, der wütet ganz unheimlich. Nun hoffe ich, ich kann ihn bald beruhigen, aber halt, es dauert noch eine Stunde, also muss ich ihm schon die Zwangsjacke anziehen, damit er nicht sich gebärdet wie ein Toller. Wenn ich dann Zunacht gespeist habe, bin ich wieder ganz allein, dieser Internationalist verlässt mich bis am Morgen, und nun leg ich mich auf mein Lager und dreh mich hundertmal um, aber nicht, weil ich nicht schlafen kann, sondern weil mir alle Knochen weh tun, denn Du musst begreifen, man ist nicht auf Rosen gebettet, sondern schläft auf einer Matratze, die alle möglichen kleinen und grösseren Vertiefungen und Hügel aufweist. Nun geht es halt nicht so schnell, bis sich meine alten Knochen daran gewöhnt haben. Nun schliess ich mit der Zeit die Augen, um nur noch mit den Ohren zu hören, was draussen vorgeht, ich mein im Gang meines Hotels. Denn hier hält man Wache, damit uns niemand kein Leid antun soll. Dann hör ich das schöne Liedchen pfeifen, die «Wacht am Rhein» und andere, die mich immer freuen, denn dann erinnere ich mich an das Lied «Han a me ne Ort es Hüli stah», und am liebsten möchte ich singen, aber halt, auf meiner Hausordnung heisst es, singen verboten, und mit Recht, denn das stört die anderen Hotelbewohner. Nun, es

vergeht eine halbe Stunde nach der andern, eine Stunde folgt der andern, und ich glaub, ich hab eine Woche hinter mir, wenn es morgens vier Uhr ist, denn dann hört man wieder etwas Leben, man hat ja sehr viel zu tun, ich bin ja nicht allein, es sind so viel, sie hätten im Kurhaus Stauffacher [gemeint ist das Volkshaus, wo man sehr billig essen konnte] und in der Heilanstalt zum Oberst Reiser [Platzkommandant während des Zürcher Generalstreiks, gemeint ist das Polizeigefängnis] nicht mal Platz. Ich meine das Hotel beim Dr. Bass [Mitarbeiter von Fritz Brupbacher] in der Nähe. Nun genug, mein Papier langt nicht für mehr, ich hätte ja noch viel, ein andermal etwas mehr, sende diesen Brief an Amalie, dann soll es ihn an Emmy und Emmy an Rösy, damit ich nicht allen zu schreiben brauche, Rösy soll ihn an Dich reitour senden, denn er gehört zu meinem Tagebuch für meine noch nicht existierende Zukunft. Empfange also meine innigsten Grüsse und Küsse von Deiner Anny. Das ist des Lebens Wandel. Gruss von Friedrich.

Nach einigen Wochen wurde ich entlassen, weil das Schweizer Konsulat sich für mich eingesetzt hatte. Der Konsul, er hiess Weinreich, kam zu mir ins Gefängnis, aber ich sagte zu ihm, er habe damit gar nichts zu tun. Da schimpfte er mit mir und fragte, ob ich mir eigentlich bewusst sei, was hier vor sich gehe. Da sagte ich, ich wisse es ganz genau. Aber er setzte sich trotzdem weiter für mich ein, und Mitte Juni 1919 wurde ich aus München ausgewiesen. Den Ausweisungsbefehl habe ich bis heute aufbewahrt:

«Morf Anna, ledig, Einzieherin, geboren 10. Januar 1894 in Basel. Vorstehende Person wird hiemit, weil ihre Anwesenheit im Operationsgebiet eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit bildet, der weitere Aufenthalt in Bayern verboten u. geboten, sofort in ihren Heimatstaat zurückzukehren. Art. 4 Ziff. 2 Kriegs.zust.Gesetzes.

Sie ist schleunigst an die Grenze abzuschieben.

München, den 10. Juni 1919. Der Stadtkommandant: gez. Zeihser.

München Hbf, 11. Juni 1919, Ausgabestelle für Reiseausweise.»

Auf dem Ausweisungsbefehl steht noch ein Nachsatz:

«München 11. Juni 1919

Morf Anna hat am 12.6.19 zum Ordnen ihrer Sachen in Augsburg zu tun u. muss sich am 13.6.19 wieder bei der Polizeidirektion München einfinden.

Polizeidirektion.»

Ich musste in Augsburg noch den Revolver holen, weil ich befürchtete, er könnte entdeckt werden und Barthels Schwägerin in Gefahr bringen. Tatsächlich war der Revolver immer noch an der gleichen Stelle, und ich nahm ihn an mich.

Friedrich Barthel hatte ich zum letzten Mal im Polizeiwagen gesehen. Er war eine Zeitlang im Gefängnis von Passau interniert. Es war ein relativ offenes Gefängnis, und er konnte in die Schweiz flüchten. Um ihm den Aufenthalt in der Schweiz zu ermöglichen, gab ihm Willy Klingler, einer meiner Genossen aus der Jungburschenzeit, seine Schriften. Willy meldete sich einfach in Zürich ab, wohnte und arbeitete aber weiter in Zürich. Barthel lebte dann ein gutes Jahr in Lodrino im Tessin, wo er als Elektriker arbeitete, bis er das Geld beisammen hatte, um nach Italien zu seiner Familie zu fahren. Dann schickte er Willy seine Schriften wieder zurück.

Nun war ich wieder in der Schweiz. Beim Grenzübertritt in Lindau wurde mir der Revolver gegen Quittung abgenommen. Auch diese Quittung habe ich noch. Es ist ein kleines Papierchen, auf dem der Wachtmeister mit Bleistift hinschrieb: «1 Revolver».

Von Lindau bis Rorschach wurde ich von einem deutschen Polizisten begleitet. In Rorschach fragte ich ihn, ob ich schnell den Dr. Huber, einen Genossen, besuchen könne. Er willigte ein, schärfte mir aber ein, ich solle sofort zurückkommen. Dr. Huber fragte telefonisch den Genossen Kehl aus St. Gallen, Redaktor der «Volksstimme», um Rat. Der sagte, ich müsse Rorschach sofort verlassen. Er holte mich mit dem Auto ab und fuhr mich nach Zürich. Der arme deutsche Polizist wartete vergeblich auf mich.

Damals kam die Polizei jeden Abend zu meiner Mutter, die in Neuhausen wohnte. Meine Mutter hatte grosse Angst um mich. Sie wusste nicht, ob ich noch lebte. Wenn die Polizei mich bei ihr ange-

troffen hätte, wäre ich in Schutzhaft genommen worden. Es war also ratsam unterzutauchen.

Ein Mädchen, das ich kannte, war Dienstmädchen auf dem Hirzel, und ich konnte bei ihr übernachten. Nach drei Tagen ging ich zu Alfred Buchers Mutter nach Zürich. Dort war ich schon einmal untergeschlüpft, als ich von La Chaux-de-Fonds gekommen war. Frau Bucher nahm mich liebevoll auf und teilte sogar ihr Bett mit mir.

Nach einigen Tagen ging ich dann doch zu meiner Mutter nach Neuhausen. Sie arbeitete damals in der Fabrik von Heinrich Moser, wo sie Herrentrikothemden nähte. Ein halbes Jahr blieb ich bei ihr. Zuerst arbeitete ich in der «Bindi», der Bindfadenfabrik in Feuerthalen, aber schon nach zehn Tagen musste ich wieder weg. Ich hatte ständig Fieber. Der Vorarbeiter erklärte mir, warum. Der Faden lief durch eine Schlichte, und deren Ausdünstung vertrug ich nicht. Ich war nicht die einzige, die unter dieser Allergie litt.

Dann arbeitete ich bei der «Schaffhauser Wolle». Dort rechnete ich meinen Wochenlohn nach und entdeckte, dass ich sechsendvierzig Rappen zuwenig bekam. Ich reklamierte beim Buchhalter, aber der wollte nichts davon wissen. Als ich herausfand, dass ich nicht die einzige war, bei der der Lohn nicht stimmte, ging ich zum Direktor. Der sagte, ich täusche mich sicher, aber ich blieb hartnäckig und bestand darauf.

Offenbar gab ihm das zu denken. In der nächsten Nacht kontrollierte er die Buchhaltung nach und fand heraus, dass der Buchhalter etwa hundertfünfzigtausend Franken Lohnfelder unterschlagen hatte.

Im Januar 1920 ging ich nach Zürich. Ein Jahr blieb ich dort, aber keiner von meinen Genossen wusste, dass ich wieder zurück war. Ich war ungeheuer deprimiert und wollte niemanden sehen.

In der Weberei «Ulrico Vollenweider» an der Forchstrasse in Hirslanden bekam ich Arbeit als Andreherin. Auf dem Büro musste ich versprechen, niemandem zu sagen, dass ich in dieser Fabrik arbeite. Ich wisse ja, dass sie mich nicht anstellen dürften. Ich war nämlich noch auf der schwarzen Liste von 1912 her.

Im Saal arbeiteten ein alter Meister und vier Frauen. Weil ich schon einige Jahre nicht mehr angedreht hatte, wusste ich nicht

mehr, wie ich die Arbeit einteilen musste. Ich fragte aber niemanden und studierte daran herum. Der Vorarbeiter fragte: «Wissen Sie überhaupt, wie das geht?» Da sagte eine der Arbeiterinnen: «Doch, Fräulein Morf weiss es schon, es kommt ihr nur jetzt gerade nicht in den Sinn.» Zu mir sagte sie: «Kennen Sie mich nicht mehr? 1912 arbeiteten wir zusammen in Höngg.» Ich kannte sie nicht, aber sie hatte mich nicht vergessen, weil ich immer agitierte und bekannt war.

Ich wohnte damals nicht weit von der Fabrik. Am ersten Morgen, als ich zur Arbeit ging, hielt mich ein Polizist auf. Er nahm ein Büchlein hervor, blätterte lange darin, und dann sagte er: «Ah, es ist gestrichen, Sie sind nicht mehr ausgeschrieben.» Er hatte mich erkannt, wahrscheinlich von der Foto her, die in der «Schweizer Illustrierten» erschienen war.

Ich arbeitete vom Dezember 1919 bis zum Januar 1921 in der Weberei «Vollenweider». Als ich wegging, bekam ich ein Zeugnis. Dort heisst es: «Leistungen: sehr gut. Verhalten: sehr gut.»

Ich hatte die Erlebnisse von München noch nicht verarbeitet. Manchmal weinte ich in der Nacht und wusste nicht warum, ich war einfach mit den Nerven fertig. Ich hatte keinen Lebenswillen mehr und dachte, ich würde vielleicht sterben. In dieser Stimmung liess ich mich gemeinsam mit meiner Mutter und meinen Schwestern fotografieren.

Es konnte aber nicht mehr so weitergehen, und ich entschloss mich, Zürich zu verlassen. In der «Neuen Zürcher Zeitung» sah ich ein Inserat. Ein Arzt in Mailand suchte ein Zimmermädchen für seine drei Töchter. Ich meldete mich, wurde angestellt und fuhr anfangs Januar 1921 nach Italien. Der Arzt, Dr. Rossi, wohnte in einem riesigen Wohnblock mitten in Mailand. Erst dort erfuhr ich, dass er neben den drei Töchtern noch fünf Söhne hatte. An der Hofseite des Hauses waren metallene Feuerleitern befestigt. Ich musste die Zimmer der Söhne besorgen und die Wasser- und Notdurftkessel über die Feuerleiter in den Hof hinunterschleppen. Sie hatten noch kein fliessendes Wasser in den Wohnungen. Ich musste auch Holz aus dem Keller holen, aber bei jedem Schritt, den ich dort machte, huschten mir Ratten über die Füsse. Das grauste mir so, dass ich mich weigerte, diese Arbeit weiterhin zu tun, und einer der Söhne musste das übernehmen.

Ich schlief mit der Köchin in der Küche, wo zwei Betten ohne Vorhang standen. Mit der Köchin kam ich gut aus. Sie kniete nachts vor dem Bett und betete mindestens eine Viertelstunde lang. Spät nachts kehrten die Söhne vom Tanz zurück. Da trat manchmal einer in die Küche und sagte: «Signorina Anny, stehen Sie auf, ich habe ein Loch in der Socke, das muss noch geflickt werden.» Selbstverständlich musste ich Nadel und Garn hervorholen. Auf mein Verlangen wurde dann endlich ein Vorhang hingehängt.

Aber ich fand, da könne ich nicht ewig bleiben. Ich kündigte und reiste zwei Wochen in Italien herum. Im «Avanti» schaute ich die Stelleninserate an. In Pisa war eine Stelle ausgeschrieben. Es hiess, es seien noch andere Bedienstete da, und man suche nur ein Zimmermädchen für die Signora. Ich schrieb dorthin, und sie nahmen mich. Es war eine sehr angenehme Stelle. Die Familie hatte einen einzigen Sohn von vierundzwanzig Jahren, und die drei Personen bewohnten ein grosses Haus mit dreizehn Angestellten. Ich musste nur die Signora bedienen, ihren Schmuck hervorholen und wieder versorgen. Daneben half ich noch der Büglerin, die ins Haus kam. Es gab auch einen Koch und einen Diener, der servierte. Er trug immer weisse Handschuhe. Die Signora schärfte mir ein, ich solle ihn nie dazu auffordern, etwas aufzuschreiben. Er könne weder lesen noch schreiben und schäme sich dafür.

Dort lernte ich den Familiensinn der Italiener kennen. Die alte Amme der Frau lebte auch im Haushalt. Sie wandelte mit dem Staubwedel im Haus herum und staubte manchmal ein bisschen ab, arbeitete sonst aber nicht mehr.

Brot, Milch und Hühner bekamen wir von Bauern, die den Pachtzins aus den Ländereien der Familie ablieferten. Sie kamen mit Pferd und Wagen und schliefen meistens eine Nacht auf dem Boden im Gang, weil sie abends nicht mehr zurückfahren konnten.

Ich hatte es sehr schön bei dieser Familie, hatte viel Freizeit, konnte viel lesen und lernte italienisch.

C Ich wollte Kontakt mit den Genossen aufnehmen und ging aufs Arbeitersekretariat. Aber eines Tages warfen die Faschisten die Möbel und Akten des Sekretariats auf die Strasse, übergossen alles mit Benzin und zündeten es an. Ein Lehrer, der in der sozialdemokratischen Partei eine grosse Rolle spielte, wurde am hellen Tag auf offener Strasse von einer Contessa erschossen. Er bekam kein richtiges



Anny, ihre Mutter und ihre Schwestern Emmy und Rösy, 1920

Begräbnis. Männer mit schwarzen Mänteln und Kapuzen beerdigten ihn in der Nacht, niemand durfte daran teilnehmen, weder die Angehörigen noch die Partei. Ich war gespannt, ob die Contessa verhaftet würde, aber solange ich in Italien war, las ich nie etwas davon.

Eines Abends musste ich servieren, als der Sohn Gäste hatte, es waren immer nur Männer. Ich konnte kaum zuhören, was sie besprachen, ich musste hin und her, den Wein bringen, belegte Brote machen, abtragen. Da fragte mich einer der Herren auf deutsch: «Fräulein, wie gefällt es Ihnen in Italien?» Da antwortete ich: «Sehr gut, aber mir gefällt nicht, dass man das Arbeitersekretariat anzündet und dass eine Frau, nur weil sie höhergestellt ist, einen sozialdemokratischen Lehrer niederschieszen kann und die Polizei nichts tut.»

Fünf Tage später kam die Polizei von Pisa und verhaftete mich. Ich wurde fotografiert, Fingerabdrücke wurden gemacht, und dann kamen zwei Männer, die bestens deutsch konnten und mir in einem halben Tag meine ganze Lebensgeschichte erzählten. Sie wussten alles, sie wussten vom Generalstreik, sie wussten, dass ich im Textilarbeiterverband und im Zentralvorstand der Sozialistischen Jugend gewesen war und dass ich dort Protokolle geführt hatte. Sie wussten auch, dass ich in München gewesen war und konnten mir sogar die Strasse und Hausnummer meines Zimmers sagen.

Dann sass ich in Pisa im Gefängnis. Wir waren sieben Frauen in einer Zelle. Wir hatten Eisenbetten mit einer Matratze und einer Wolldecke. Alle möglichen Frauen waren da beisammen. Eine war eine Dirne, von der man sagte, dass sie eine Geschlechtskrankheit habe. Eine Mutter war da, die ihr Kind bei sich haben durfte, weil sie es noch stillte. Sie erzählte, sie sei auf einem Spaziergang in ein Kornfeld gegangen, um ihre Notdurft zu verrichten. Da sei sie verhaftet worden, weil die Polizei meinte, sie habe etwas versteckt, das andere abholen sollten. Diese Frau war eine Woche bei uns im Gefängnis, und ihr Mann besuchte sie jeden Abend. Manchmal hob sie ihren Rock und sagte wütend, von jetzt an würde sie sich nie mehr verstecken, sondern mitten auf die Strasse...!

Dann war da eine sehr nette Frau aus einem Dorf bei Perugia, mit der ich hauptsächlich zusammen war. Sie war schwanger geworden, aber ihr Geliebter hatte gesagt, er wolle jetzt noch nicht heiraten, er gehe nach Amerika. Sie aber hätte mit einem unehelichen

Kind nicht mehr im Dorf bleiben können. Da hatte sie beim letzten Zusammensein ihre Freundin als Zeugin kommen lassen und ihren Geliebten noch in der gleichen Nacht erstochen. Sie war schon anderthalb Jahre im Gefängnis, als ich kam, und hatte inzwischen ihr Kind bekommen. Es war bei ihr, weil sie es noch immer stillte, obwohl es schon über ein Jahr alt war. Während ich im Gefängnis sass, hatte sie ihren Prozess. Als sie vor Gericht ging, packte sie alle ihre Sachen zusammen, nahm das Kind mit und sagte, sie komme nicht wieder. Ich war überzeugt, sie würde verurteilt werden. Sie wurde aber freigesprochen, weil der Mann ihr ein Eheversprechen gemacht hatte und sie eine Zeugin hatte.

Drei Monate war ich in Pisa im Gefängnis. Eines Tages, es war im August 1921, sagte man mir, ich könne gehen. Ich hatte zwei nette Herren bei mir, die meinen Koffer auf die Bahn brachten und mir ein Billett lösten. In Chiasso stiegen wir aus, und die beiden Herren liessen mich allein. Ich hatte nur noch ganz wenig Geld und schrieb dem Textilarbeitersekretariat nach Bern, ob man mir aus der Reisekasse Geld nach Lugano schicken könnte. Mein letztes Geld brauchte ich für ein Telegramm an meine Schwester, in dem ich sie ebenfalls um Reisegeld bat. Nach drei Tagen telegrafierte sie zurück, es sei unmöglich. Also blieb mir nichts anderes übrig, als zu Fuss nach Lugano zu wandern. Drei Nächte hatte ich kaum geschlafen, drei Tage musste ein Pfund Brot herhalten.

So wanderte ich gegen Melide, dem Luganersee entlang. Die Sonne brannte heiss. «Bella signorina, sta in vacanze?» Ich und Ferien! Ein hungriger Magen, Beine zum Umfallen, und nun diese Arbeiter, die eben die Eisenbahnstrecke elektrifizierten, mit ihren Bemerkungen!

In Lugano ging ich gleich zur Post. «Nichts», war die Antwort des Postbeamten. Ich ging ins Mädchenheim und war ganz überrascht, dort eine verständige Frau zu finden. Auf meine Frage, ob ich übernachten könne, ich erwarte morgen Geld, fragte sie: «Von wem erhalten Sie morgen Geld?»

«Von meiner Gewerkschaft.»

«Von Ihrer Gewerkschaft?»

«Ja, vielleicht schon heute Abend.»

«Also, lasst es euch schmecken!» sagte sie, und schon dampfte ein warmes Essen vor mir.

Eine Stunde später begleitete mich die Frau zur Post. Ich war überzeugt, dass mich die Gewerkschaft nicht im Stich lassen würde. Tatsächlich nahm ich auf der Post Geld in Empfang und konnte weiterreisen.

Mein Ziel war Bern. Ich wollte nicht mehr nach Zürich. So reiste ich von Lugano ab, und eine neue Etappe in meinem Leben begann. Nach der Rückkehr in die Schweiz schrieb ich meinen Genossen aus der Münchner Zeit Briefe ins Gefängnis und schickte ihnen Pakete. Ich hatte nicht viel Geld und schickte Kleinigkeiten, eine Schokolade, einen Landjäger, damit sie wussten, dass jemand an sie denkt.

Ernst Toller und Gustav Klingelhöfer waren in der Festung Niederschönenfeld. Klingelhöfers Frau Elma war aus dem Gefängnis Stadelheim entlassen worden. Ich korrespondierte jahrelang mit ihr, auch als ich schon verheiratet war. Als Gustav im Gefängnis war, verkaufte ich für sie ihre kleinen gehäkelten Decken, damit sie ein bisschen Geld bekam. Weil sie das Geld nicht von der Schweiz bekommen durfte, schickte ich es einer Genossin aus Schaffhausen, die es in Büsingen abschickte. Elma bekam das Geld immer. 1924 wurde Gustav freigelassen und die beiden zogen nach Berlin, wo Gustav als Redaktor an einer Arbeiterzeitung arbeitete. Elma war krank und starb 1931.

Ein Brief von Gustav Klingelhöfer aus dem Gefängnis

Niederschönenfeld, den 16. Januar
1924

Liebe Kameradin!

Ernst Toller war so aufmerksam, mich aufzufordern, seinen Zeilen an Sie beizuschreiben. Das ist mir aus doppeltem Grunde angenehm; einmal, weil ich nicht weiss, wie lange mich meine Saumseligkeit im Schreiben bei Ihnen sonst in Verzug bringen würde, dann aber, weil Ihr schöner Weihnachtsgruss von so liebevoller Rücksicht und Aufmerk-

samkeit war, dass es eine Rohheit wäre, nicht freudig nach der Gelegenheit zu greifen, dafür zu danken. Lassen Sie mich Ihnen also von ganzem Herzen danken für Ihre so froh begrüßte Weihnachtsüberraschung und Ihre Hand drücken für den Beweis kameradschaftlichen Geistes, den Sie mir damit bekundet haben. Wie immer gingen auch diese Weihnachten vorüber, nicht traurig, aber auch nicht froh. Für uns beide zwar in dem frohen Bewusstsein, dass es



Gustav und Elma Klingelhöfer, 1929

die letzten Kerkerweihnachten für uns sind, aber doch nicht ohne den Druck tief zu empfinden und darunter zu leiden, der zum grossen Teil mit durch eigene Schuld und eigenes Unvermögen auf der Sache des europäischen Sozialismus liegt, beson-

Elma Klingelhöfers letzter Brief

Berlin, 20. April 1930

Meine liebe Anny Klawa, der lieben treuen Seele für die Weihnachtsfreude dankend, will ich zum Verständnis für dieses späte Geschehen nur sagen, dass es körperliche und dadurch seelische Schwächeperioden gibt, deren Tief den Willen

ders in Deutschland. Soviel England anders ist als Deutschland, so kann es doch auch dort, der Wille ist immer viel hochfliegender als die sachverständige Zulänglichkeit, nur zu einem Rückschlag kommen. Wie in Russland, wie in Deutschland, so dort. Es bleibt nur der ungebrochene Wille der jungen Generation, aus den Erfahrungen zu lernen und das Sachverständnis zu erfolgreichem Regieren endlich reich genug zu machen. An diesem Willen aber fehlt es mir nicht, und so bin ich, über den Trost der in einem Jahr winkenden Freiheit hinaus, heiter und zuversichtlich. In solcher Lage sind Grüsse und Kameradschaftsbeweise wie die Ihren besonders wohltuend, und so danke ich Ihnen denn auch noch aus diesem besonderen Grunde. Grüssen Sie mir auch Ihren verehrten lieben Mann und geben Sie mir bitte bald wieder die Möglichkeit, von Ihnen zu hören.

Herzlichst Ihr Gustav Klingelhöfer.
P.S. Auf dem Paket lag kein Zoll. Ich sollte es Ihnen schreiben.

hemmt und Taten im Ansatz steckenbleiben lässt. Ich bin seit Monaten steckengeblieben in allem, doch nun hoffe ich, wieder mich zu strecken in Frühlingswärme und Sonne und alles abzuschütteln, was auf die Schultern drückte. – Ihr liebes Bildchen wurde so dankbar froh von uns begrüsst, und jeder Zug Ih-

res Gesichtes scheint uns der gleiche geblieben zu sein bis auf die Ruhe des Lächelns, dem erst Erfahrung und Reifen seinen Ausdruck verleihen. – Damals lachten wir nur, vor zwölf Jahren, liebe Anny, jetzt haben wir schon Lächeln gelernt. Und Ihr lieber Mann und Genosse hat soviel sympathische Güte, und das Töchterchen gefällt uns auch so gut. – Immer hofften wir mal nach Bern zu kommen, doch auch in diesem Jahr schaut's nicht darnach aus, denn die Urlaubsreise ist für Frankreich festgelegt. Ich gehe in ca. drei Wochen nach Paris, um dort allerlei zu lernen, und Gustav holt mich dort ab. Ich will immer wieder die Schweiz ins Auge fassen, aber sie ist zu teuer geworden für unsere Kasse. – Wunderschön wäre es, wenn Ihr mal nach Berlin kämet, d.h. so bald, dass man darauf warten kann. Denn über kurz oder lang *müssen* wir uns doch mal ausdiskutieren. – Mein Mann ist auch herunter mit Herz und Nerven. Arbeit und das Tempo dieser verfluchten Stadt, dazu der späte Redaktionsdienst, – man kommt zu kurz an dem, was *eigentlich* Leben heisst. Ich bin so bescheiden, dass ich mir nur wünsche, dass er mal um acht oder neun Uhr abends nach Hause kommt. Ein Wunsch, vorläufig nicht erfüllbar, doch als Sehnsuchtsziel leidenschaftlich ins Auge gefasst. Leidenschaftliche, heftige, unerfüllbare Sehnsucht macht ein Loch in die Zufriedenheit. Ich bin daran, alles aufzubieten, um ihn zum Wechsel sei-

ner Stellung zu veranlassen. Zuviel intensiver Kräfteverbrauch und viel zu wenig normale Bezahlung. Es lohnt sich nicht, *soviel* Opfer zu bringen, man verkürzt zu schnell sein Leben damit, anstatt auf leichtere, vielleicht wichtigerem und besser bezahlten Posten etwas zu leisten. Zum Geldverdienen als *Zwecksetzung* haben wir uns leider immer noch nicht bekehren können und haben seit München nichts dazu gelernt, aber man muss endlich mal ans Leben denken, das so schön ist und von dem dies unnatürliche, überzivilisierte und mechanisierte Berlin so weit weg ist, dass der Mensch nur noch um der Zivilisation und des Tempos willen da ist, ganz losgelöst von der Natur in einer Umwelt, die nur Sand und Steine und neue Häuserkäfig-Komplexe produziert. Arbeiten um der Musse willen, das hat man in Berlin ganz verlernt. Wo auch dazu Zeit hernehmen, wenn Weg und Rückweg zur Arbeitsstätte schon zwei Stunden Zeit beanspruchen, mit Wartezeit zweieinhalb Stunden. Alles kann nur in die Breite wachsen, wenig in die Tiefe bei diesem Widersinn des Lebensbetriebes. Von aussen betrachtet, imponiert einem diese tüchtige Elastizität der Menschen hier, aber sieht man sie genau, ist's so trostlos, – sie sind nur Opfer, nur viel geschäftige Leere innen. München, Brüssel, Paris, da kann man noch Kleinstädter inmitten der Grossstadt sein, wie lockt mich das mehr als früher noch! Aber wer von

uns ist so glücklich, *wählen* zu können, wo er das Leben abrollen lassen will! Berlin ist zukunftsgerichtet, aber nach amerikanischem Lebensstil leider. Unsere Republik hat uns nichts von der Freiheit gebracht, die z.B. ein *Königreich* wie Dänemark dem Volk gibt, oder das Recht auf Lebensfreude und Eigenglück, das das reaktionäre Frankreich jedem Arbeiter lässt. Ich liebe dieses Frankreich, in dem alle Dinge da sind um der Menschen willen und nicht die Menschen um der Dinge willen. – Und *unser* «Ziel»? Ob wir

uns vorwärts zum Ziel bewegen oder nur hin und zurück im Pendelverkehr dirigieren? Partei – mir ist manchmal, als ob ich auf Sumpf trete. Ich wünsche sehr, Pessimist zu sein mit meiner Ansicht. – Aber heute ist ja Ostern, und Sonne scheint nach langem Regen. Also hoffen und Weiterarbeiten! – Einliegend ein Bildchen von uns aus Dänemark vom Vorjahr.

Euch allen innige Grüsse von beiden und besonders Ihnen, liebe Anny, Herzlichkeit und gute Wünsche! Eure Klingelhöfers.

Briefe von Ernst Toller

19. November 1919

Mein lieber Genosse [gemeint ist Friedrich Barthel] und liebe Genossin, meine Freude war sehr gross, als ich hörte, wie es Euch geht. – Wir sind hier zur Untätigkeit verdammt und spielen die Rollen der «objektiven Beobachter», d.h. wir prüfen jeden Tag die statistischen Zahlen der sogenannten deutschen Revolution. Quand même... herzlichen Händedruck – Ernst Toller.

Festung Niederschönenfeld, Weltfeiertag, 1. Mai 22

Liebe Genossin Morf, das war aber eine freudige Überraschung! Meinen herzlichsten Dank für die süßen Gaben. Am meisten aber freue ich mich, von Ihnen ein Lebenszeichen zu bekommen. Der vergangene Monat war ein Monat der Erinne-

rungen... schmerzlicher und stolzer... Drei Jahre sind es nun her.

Ich gedenke bestimmt Sie später – nach meiner Entlassung – zu besuchen, ich bin zu meinen Freunden an den Lago Maggiore eingeladen, dann komme ich auch nach Bern.

Wie geht es Ihrem Freund Barthel? Wir sprechen manchmal von ihm, grüssen Sie ihn bitte. Sie wissen, dass ich ihn schätzte und ihm sehr zu gutem war.

Ich lege dem Brief mein Büchlein «Gedichte der Gefangenen» als kleines Zeichen meines Dankes bei.

Herzlichst Ihr Ernst Toller.

Festung Niederschönenfeld,

7. Nov. 1922

Liebe Genossin, Ihnen, Ihrem Gefährten, auch Ihrer Freundin vielen Dank für die freundlichen Grüsse.



Friedrich Barthel, 1918



Ernst Toller

Möchte Ihre Hoffnung bald sich erfüllen! 1924 (im Juli 1924 werde ich frei) komme ich bestimmt nach der Schweiz, ich will einige Monate bei Freunden leben, die in der Schweiz (im Exil) wohnen. – Sie schrieben, «Masse Mensch» [ein Drama Töliers] werde in Volksvorstellungen gespielt. Wo? Wann war die erste Aufführung? Wie wurde das Stück aufgenommen? Wie von den unsrigen und wie von den übrigen? Schreiben Sie mir, Sie erfreuen mich! – Falls Sie mir Kritiken schicken wollen, beachten Sie bitte, dass alle Stellen, die politische Angriffe gegen Behörden usw. enthalten, entfernt sein müssen, sonst bekomme ich sie nicht. Mit herzlichem Gedenken grüsst Sie Ihr alter Ernst Toller.

Niederschönenfeld, 19. Nov. 1922
Liebe Genossin Morf Klawa, herzlichen Dank für Ihren lieben Brief. Ich habe inzwischen die einzelnen Nummern der «Berner Tagwacht» bekommen und mit vielem Interesse gelesen, was alles sich in Bern zugetragen hat. Ich bin voller Freude und Stolz, dass die Arbeiterschaft dem Werk Verstehen und Liebe entgegenbringt. Gewiss fühlt sie, dass «Masse Mensch» aus proletarischem Geist sich formte, und der das Drama schrieb, proletarischem Leben und Kämpfen, proletarischer Not und Sehnsucht verwachsen ist. Es wird mich freuen, wenn Sie mich gelegentlich wissen liessen, welches Schicksal das Stück in Bern weiterhin hatte.

Meine Genossen danken Ihnen für die Grüsse (besonders Klingelhöfer), aus alter Verbundenheit grüsst Sie bestens Ihr Ernst Toller.

Lieber Genosse Klawa, auch Ihnen vielen Dank für Ihre Grüsse und Ihre Anteilnahme. – Ich würde freilich gerne erfahren, wer «Masse Mensch» ins Lettische übersetzt hat, wann die Aufführung im Rigaer Nationaltheater stattfindet, ob das Drama als Buch erschien und in welchem Verlag.

Mein Freund und Zellennachbar Hertig, dem ich Ihre Zeilen zeigte, lässt Ihnen sagen, dass er gerne Ihnen seine in der «Berner Tagwacht» veröffentlichte Einführung in meine Arbeiten für ein Rigaer Blatt überlässt.

Herzlichst Ihr Ernst Toller.

5.1.1923

Liebe Genossin, lieber Genosse Klawa, meinen herzlichsten Dank für Ihre lieben Wünsche, die ich bestens erwidere. – Ja, wenn ich 24 zu den Freunden fahre, kehre ich bei Ihnen ein, und ich freue mich auf die Stunden gemeinsamen Verweilens. – Immer Ihr Ernst Toller.

Wurde, lieber Genosse, «Masse Mensch» im Dezember noch immer aufgeführt?
Und bekamen Sie Nachricht aus Riga?

13. Mai 1923

Liebe Genossin, herzlichen Dank für die Übersendung der «Berner Tagwacht». Ich war ganz erstaunt zu lesen, dass sogar in der lettischen Presse schon Nachrichten über mein letztes Stück zu lesen waren.

Hat Ihnen Klingelhöfer mein Drama «Der deutsche Hinkemann» geschickt?

Am 6. werden in London die «Maschinenstürmer» aufgeführt, wie ich vernehme, mit viel Erfolg. Solche Nachrichten machen die Haft leichter. –

Nun sind es nur noch ein Jahr zwei Monate – und dann besuche ich Sie gewiss. Ich schrieb Ihnen, dass ich mich einige Zeit bei Genossen in der Nähe Locarnos erholen will. Ihnen und Ihrem Gefährten viele Grüsse von Ihrem Ernst Toller.

Festung Niederschönenfeld,

16. Januar 1924

Liebe Genossin Klawa-Morf, werter Genosse Klawa,

Sie haben meiner zur Jahreswende liebenswürdig und brüderlich gedacht – ich danke Ihnen aufs Herzlichste! Die köstlichen Gaben haben meinen Freunden und mir vortrefflich gemundet.

Heute zähle ich nur noch sechs Monate! Dann öffnet sich mir dieses Haus. Zu meinem Schaffen, zu meinem Kampf. Ich werde Sie, ich hoffe es bestimmt, noch im Jahr 24 besuchen. Ich schrieb Ihnen, dass Freunde von mir am Lago Maggiore woh-

nen, zu denen fahre ich bald nach
meiner Entlassung. Vorausgesetzt,
dass die Schweiz mich hereinlässt.
Aber schliesslich wird man dem Au-
tor, wenn man seine Werke über die
Grenze lässt, nicht die Tür zusper-
ren.

Meine besten Wünsche und Grüsse
Ihnen!
Ihr Ernst Toller.

Nächstens wird in Zürich «Masse
Mensch» aufgeführt. Wissen Sie es?

Ernst Toller wurde 1924 freigelassen und lebte bis 1933 als Schriftsteller und Dramatiker in Deutschland, war aber sehr viel unterwegs. Ich erhielt noch eine Karte mit Grüssen aus Palästina und eine Neujahrskarte aus London. 1933 kam er für die Aufführung von «Masse Mensch» nach Bern. Er schrieb mir, ich solle ins Theater kommen. Am Morgen gab er eine Matinee und dort sahen wir uns das erste Mal wieder. Als er mich sah, eilte er auf mich zu, umarmte mich und hielt mich fest, wie man das so macht, nach all dem, was wir gemeinsam erlebt hatten. In jener Nacht, als er mir die Adresse der Genossen in Soln gegeben hatte, hatten wir nicht gewusst, ob wir einander je wiedersehen würden.

Die Schauspielerin Mathilde Heerth, die die Hauptrolle in Tôliers Stück spielte, war eine bekannte Persönlichkeit. Toller ging zu ihr, und mein Mann und ich begleiteten ihn ein Stück. Das war das letzte Mal, dass ich ihn sah. Wir verabschiedeten uns auf der Kirchenfeldbrücke und stiegen ins Tram. Er sagte noch: «Wir sehen uns wieder, Genossin.» In der gleichen Nacht wurde der Reichstag angezündet, und Toller konnte nicht mehr nach Deutschland zurück. Er reiste, immer wieder von Depressionen gequält, ruhelos in der Welt herum und prangerte in unzähligen Vorträgen die Situation in Deutschland an. 1938 nahm er sich in New York das Leben.



III Die Zeit mit Janis

Ehe und Familie

In Bern suchte ich sofort Arbeit und fand eine Stelle als Dienstmädchen bei einem Arzt in der Altstadt, wo ich auch wohnen konnte. Als er mich anstellte, sagte er, ich müsse Geduld haben mit seiner Frau, sie sei Engländerin und habe andere Gewohnheiten. Ich merkte bald, was los war. Die Frau trug an ihrem Gürtel einen Schlüsselbund und hatte alles abgeschlossen. Sämtliche Lebensmittel waren in einem Schrank in der Speisekammer eingesperrt. Wenn ich kochte, musste ich für jedes Gewürz zu ihr gehen und sie bitten aufzuschliessen. Nach zwei Wochen hatte ich genug. Als ich auf das Arbeitsamt kam, sagte die Beamtin: «Was, Sie haben es so lange ausgehalten bei dieser Frau?»

Ich wollte wieder als Weberin arbeiten und fragte in der Seidenfabrik in der Länggasse nach Arbeit. Ich konnte sofort anfangen, aber wir arbeiteten nur jede zweite Woche, weil das Rohmaterial fehlte. Es waren ja erst wenige Jahre vergangen seit dem Weltkrieg, und der Handel war noch nicht richtig in Gang gekommen. Die Seidenfabrik wurde 1930 nach Frankreich verlagert. Das Gebäude wurde abgerissen, und auf ihrem Areal baute man einen Wohnblock. Die Strasse heisst heute noch Seidenweg, aber niemand weiss mehr, warum.

Zuerst musste ich aber ein Zimmer suchen und fand eines am Lerchenweg bei einer sehr netten Familie.

Der erste Bekannte, den ich in Bern traf, war Karl Moor, zu jener Zeit ein berühmter Sozialist. Er war viel älter als ich und sah ein bisschen aus wie Karl Marx mit seinem Bart.

Er sagte: «So, jetzt musst du mir aber erzählen, was los war», und wir gingen einen Kaffee trinken. Er kannte mich vom Referieren und wollte wissen, was ich in der Zwischenzeit alles erlebt hatte. Die Zeitungen hatten ja allerhand geschrieben über meine Zeit in München.

Ich war in der SP-Mitgliedschaft Länggasse, und schon nach einem halben Jahr wurde ich als Delegierte der Mitgliedschaft in die Stadtberner Delegiertenversammlung gewählt. Ich war die erste Frau der Sektion Länggasse. An einer Delegiertenversammlung traf ich Luise Münch, die ich von früher kannte. Ich ging mit ihr spazieren und dann ins Volkshaus zum Nachtessen. Dort sassen die Genossen alle beisammen. Einer rief: «Genossin Morf!» Das war Konrad Ilg vom Metallarbeiterverband. Er sagte: «Kommt, setzt euch zu uns.» Ich war ja abstinent, aber als die Serviertochter kam, sagte ich, ich weiss nicht, warum: «Einen Becher und ein Glas Wasser!» Das Wasser stellte ich der Luise hin, und den Becher Bier nahm ich, und da lachten alle am Tisch. Auch hier musste ich von München erzählen.

Und da sass nun auch Janis Klawa dabei. Als der Wirt etwa dreimal gesagt hatte: «Ihr Herren, es ist Feierabend», brachen wir endlich auf. Janis fragte: «Genossin Morf, wohin gehen Sie?» Als ich sagte, ich müsse in die Länggasse, meinte er: «Ich wohne auch in der Länggasse, da können wir grad miteinander gehen.» Und so lernten wir einander kennen.

Er lud mich ein zu einem Spaziergang mit dem Töchterchen am Sonntag. Ich wusste nichts von seiner Frau und fragte auch nicht. Aber auf dem ersten Spaziergang erzählte er, er wohne allein mit Susy, seinem Kind. In jenem Sommer machten wir noch viele lange Spaziergänge.

Janis hatte sich sofort in mich verliebt, spürte aber meinen Widerstand und litt darunter. Eines Nachts schrieb er sich seine Zweifel von der Seele. Ich fand den Brief erst nach seinem Tod.

Donnerstag, den 20. April 1922,
fünf Uhr früh.

Alles still um mich her, so still, nur ich finde keine Ruhe mehr. Es ist fünf Uhr und schon seit zwei Stunden ist der Schlaf von meinen Augen geflogen, und meine Gedanken drehen sich wie in einem Zauberkreise, ohne einen Ausgang zu finden. «Ich will nicht zwischen Sie und Ihre Kleine treten.» Nein, nein, das ist nicht wahr, entspricht nicht im ge-

ringsten dem, was sie dachte. Ich sehe sie noch jetzt vor mir sitzen, sehe ihre Tränen, sehe, wie um ihre Lippen der Schmerz zuckt und der Glanz ihrer bezaubernden Augen entwichen ist, der mich so in Bann hält. Meine Kleine, mein liebes, liebes Susy – wie sollte sie diese sonderbare Änderung hervorgerufen haben. «Vier Jahre habe ich dafür gekämpft» – für das Ideal, das man im Leben zusammengeträumt hat...

Vier Jahre furchtbarer Kämpfe, was noch jetzt ihre Augen mit Tränen füllt, ihr Herz zerbricht und sie der Welt entfremdet hat. «Sprechen wir nicht mehr davon» – und sei still, ganz still mein Herz. Und ihre Augen lachen wieder, lachen jenen wunderbaren Traum in meine Seele, von dem ich mich nicht mehr losreißen kann. Ich sehe sie wieder, wie an jenem ersten Abend, sehe sie in ihrer ganzen Herrlichkeit. Ihr Blick ruht immer auf meiner gemarterten Seele und wühlt sie in den tiefsten Gründen auf. Und dennoch suche ich ihn, ich würde vergehen ohne ihn. Ihre Kälte weicht, wenn sie frei ist, sie strahlt, wenn wir so nebeneinandersitzen und plaudern. Und was würde ich nicht hingeben, wenn dieser Born der Freude über mich sich ergießen würde. Ich würde mich in ihm baden, würde rein werden von allem Schmutz des Lebens, würde neue Kräfte sammeln und still ihr zu Füßen sitzen. Sie liebt so

an meinen Büchern zu stehen, liebt an ihnen zu nippen als wär's der Tau auf den frischen Blumen, den ein Schmetterling berührt in seinem Hochzeitsfluge. Anny, Anny, wirst du je an meinen See kommen?

Abends zehn Uhr.

Jetzt habe ich Dich wie einen wunderbaren Balsam genossen. Du schrittst neben mir durch die Stille des Waldes und ich hörte nichts als Deine langsamen Schritte neben mir. Anny, Anny, jetzt weiss ich, was Du mir bist und weshalb ich von Dir nicht meine Gedanken lassen kann. Im Klang des Nachtigallenliedes hörte ich Deine Stimme noch mich rufen und im Funkeln der Sterne lächelten mir Deine Augen in die Seele. Trunken, trunken bin ich und diese Seligkeit soll Dir gehören. Morgen abend sitzt Du wieder hier neben mir und ich schlürfe dann wieder Zug für Zug den Duft Deines ganzen Wesens. Nur noch einen Tag, mein armes Herz, einen Tag!

Dann wurde es September, und er sagte: «Willst du nicht deine Arbeit aufgeben und ganz zu uns kommen? Du könntest für uns kochen und zu Susy schauen.» Er hatte das Essen jeweils in einer Metzgerei geholt, die für Pensionäre kochte.

Ich kündigte in der Seidenfabrik und zügelte zu ihm. Mit mir zügelte eine Wanze. Am Abend sagte ich ganz erstaunt zu ihm: «Janis, hast du Wanzen?» Dabei hatte ich sie selber mitgebracht, denn in meinem Zimmer am Lerchenweg hatte ich Wanzen. Meine Vermieter, die mich gern hatten und nicht verlieren wollten, hatten das Zimmer desinfizieren lassen. Sie waren ganz erstaunt, denn sie hatten noch nie Wanzen gehabt. Wahrscheinlich waren sie mit mir von Italien gekommen.

Als ich zu ihm zog, dachte ich, naiv wie ich war, ich sei nun die

Haushälterin, und das Übernachten und das Essen sei mein Lohn. Aber wie es dann so geht, dann schmusten wir miteinander, und durchs Zusammenleben bekam ich ihn gern. So bröckelte mein Widerstand gegen die Ehe langsam ab.

Ich sah, wie er sich zu Hause benahm und wie das Kind an ihm hing. Die Leute im Haus sagten mir manchmal, der Klawa habe es sauberer als sie, und er hatte wirklich den ganzen Haushalt selber gemacht. Am Anfang passte ich genau auf, ob nicht irgendwo eine Flasche Alkohol stehe, aber es war nie eine da. Wir tranken abends immer Tee. Er war ganz anders als die Männer, die ich früher kannte.

Als er mich heiraten wollte, stellte ich die Bedingung, dass ich weiterhin in der Bewegung arbeiten könne. Und er sagte: «Aber selbstverständlich, das ist doch auch mein Leben und deswegen wurde ich ja nach Sibirien verbannt. Ich bin doch für das Frauenstimmrecht und will, dass auch die Frau mitmacht.»

Ich glaubte ihm das, weil ich nie über eine Lüge stolperte.

Am 11. November 1922, an einem Samstag, heirateten wir, aber nur zivil. Ich wollte keine Hochzeit in der Kirche, denn ich war schon lange ausgetreten, und auch Janis war nicht in der Kirche.

Unsere Trauzeugen waren Genosse Wollermann und meine Schwester Emmy. Wir hatten ihnen ausdrücklich gesagt, es werde kein Fest geben, sie müssten nur ihre Unterschrift geben. Ich trug ein graues Kostüm und Janis sein Sonntagskleid. Als wir uns auf dem Zivilstandsamt trafen und der Bürodienner, der spätere SP-Stadtpräsident Freimüller, meiner Schwester den Mantel abnahm, trug diese ein Seidentaftkleid mit grossen Rosen, das ihr unsere Schwester Rösy extra genäht hatte. Und der gute Genosse Wollermann trug einen Frack. Der Zivilstandsbeamte war ganz durcheinander: «Bitte, darf ich fragen, welches das Brautpaar ist?»

Das Heiraten war für mich eine Formsache. Damals hatten wir noch das Konkubinatsverbot. Vor unserer Heirat hatte die Tochter der Hausbesitzerin mich einmal gestellt und gesagt: «Hören Sie, sind Sie eigentlich die Frau oder das Dienstmädchen von Herrn Klawa?» Da lachte ich und sagte: «Grad beides!»



Anny und ihre Stieftochter Susy, 1922



Anny, Susy und Janis Klawa, 1926



*Janis mit Robert Morf, Annys Vater,
bei dessen Besuch um 1930*



*Anny und Janis (oben), Tochter Susy
und Annys Mutter, um 1940*



Janis Klawa am Stubentisch, wo er seine Artikel schrieb, 1930

Die Biographie von Janis Klawa

Janis Klawa wurde am 19. November 1876 in Kaleti, Lettland geboren. Er stammte aus einer Bauernfamilie, deren Mitglieder noch bis zum Jahr 1882 Leibeigene einer deutschen lunkerfamilie waren. Er besuchte das Gymnasium in Leepaja (Libau) und kam dort mit der revolutionären Bewegung im zaristischen Russland in Berührung. 1897 wurde er zum ersten Mal verhaftet. Nach einigen Wochen wurde er freigelassen, musste aber fortan in seiner Heimatgemeinde unter Polizeiaufsicht leben. Lange hielt er das nicht aus, und mit einundzwanzig Jahren reiste er in die Schweiz und begann in Bern zu studieren.

Da er, wie er selber einmal schrieb, «fanatischer Sozialist» war, fuhr er nach Leipzig und schloss sich der deutschen Arbeiterbewegung an, die er über alles bewunderte. 1901 kehrte er illegal in die Heimat zurück, weil er dort politisch tätig sein wollte, er wurde aber sofort verhaftet und zu vier Jahren Verbannung in Sibirien verurteilt. Wider Erwarten erlebte er eine gute Zeit in Sibirien. Er war fasziniert von der Schönheit der Landschaft und von den Menschen, die ihn und andere Verbannte gastfreundlich aufnahmen. Janis erteilte den Kindern Schulunterricht, und er und seine Genossen fühlten sich in der sibirischen Taiga freier als zu Hause.

1905 reiste Janis von Lettland wieder in die Schweiz, um sein Studium zu beenden. Da erhielt er die Nachricht, dass russische Kosaken im Dienst der deutschen Barone seinen väterlichen Hof niedergebrannt hatten. Er fühlte sich schuldig daran und beschloss, nach Amerika auszuwandern, dort zu arbeiten und so seine Familie zu unterhalten. Nach einer abenteuerlichen Schiffsreise geriet er zu einem Bauern nach Kanada, wo er als Knecht arbeitete, und später kam er nach Boston, wo er von den vielen lettischen Flüchtlingen gut aufgenommen wurde. Sie verschafften ihm Arbeit in einer Fabrik, und daneben besuchte er die Abendschule, um Typograph zu werden. Zusammen mit andern baute er einen lettischen Arbeiterverein auf. Schliesslich wurde er Redaktor einer lettischen Zeitung, in

der er seine sozialistischen Ideen einbrachte und die bald grossen Erfolg hatte. Janis unternahm Vortragsreisen durch ganz Amerika. 1907 heiratete er die Lettin Emilie Schieiter, und 1910 kam seine Tochter Elisabeth, genannt Susy, zur Welt.

1912 kehrte er von Boston in die Schweiz zurück. Er wollte wieder nach Sibirien zurück und dort als Lehrer arbeiten. In der Schweiz wollte er bleiben, bis er das Geld für die Reise nach Sibirien beisammen hätte.

1914 aber brach der Krieg aus, und er musste wieder nach Boston fahren, weil alle Ausländer aus der Schweiz abreisen mussten. Frau und Kind blieben in der Schweiz zurück, sollten aber nachreisen, sobald er Arbeit und Wohnung gefunden hätte. Während seiner Abwesenheit wurde die Frau – sie war Sprachlehrerin und überaus intelligent - geisteskrank und wurde in eine psychiatrische Klinik gebracht. Eine Witwe, bei der Janis als Student logiert hatte, nahm das Kind zu sich. Robert Grimm, der schon die Schiffskarte für Janis' Frau in den Händen hatte, schrieb Janis nach Boston, dass seine Frau krank sei, und Janis kam auf dem schnellsten Weg wieder in die Schweiz. Er fuhr mit einem Schiff, das Munition geladen hatte. Auf hoher See brach ein Feuer aus und der Gepäckraum brannte, aber das Feuer konnte gelöscht werden, und das Schiff kam glücklich in Marseille an. Inzwischen hatte Janis das amerikanische Bürgerrecht erworben und konnte wieder in die Schweiz einreisen. In Bern bekam er in der Druckerei Bächler sofort eine Stelle als Typograph, bis er von der Unionsdruckerei abgeworben wurde, die in jener Zeit eine Zeitung in Esperanto druckte. Janis konnte nicht nur Esperanto, sondern auch mehrere andere Sprachen.

Die Familie blieb in Bern. Die Frau war dreimal in der psychiatrischen Klinik Waldau, bis die Ärzte erklärten, sie sei unheilbar krank.

Inzwischen ging der Erste Weltkrieg zu Ende. Lettland, die Heimat von Janis, wurde ein selbständiger Staat. Mit der Anerkennung Lettlands durch die Schweiz erhielt die ganze Familie lettische Pässe. Und nun teilten die schwei-



Amy und Janis in den Ferien, Prêles, 1946

zerischen Behörden Janis mit, seine kranke Frau müsse das Land verlassen. Er wollte mit Frau und Kind nach Lettland zurück. Auf dem lettischen Konsulat wurde ihm mitgeteilt, seine Frau könne ohne Weiteres reisen, er aber brauche einen neuen Pass, und diesen müsse er bei der Regierung in Riga beantragen. Janis konnte also nicht mit seiner Frau reisen, und diese wurde von der Frau des Waldau-Direktors Oscar Forel, Lokit Forel-Upenek, nach Lettland zu den Eltern gebracht. Frau Forel war ebenfalls Lettin und kannte Janis von seiner Studienzeit in Bern her.

Janis blieb mit seinem Töchterchen in Bern. Einige Jahre später liess er sich von seiner ersten Frau scheiden.

Janis ermunterte mich, nochmals zur Schule zu gehen. Er kannte Prof. Julius Reichesberg, den Sozialisten, und der schlug mir vor, ich solle doch noch die Matur machen. Ich besuchte Kurse am Humboldtianum und war gleichzeitig an der Universität Bern eingeschrieben. Im Winter 1923/24 besuchte ich Vorlesungen über «Volkswirtschaftspolitik», über «Goethes Leben und Werk» und über «Schweizergeschichte 1815 bis 1848». Im Sommer 1924 belegte ich Vorlesungen über «Allgemeine Volkswirtschaftslehre», «Die moderne Arbeiterbewegung und der Sozialismus», «Die Weltanschauung Dostojewskis und ihre Kulturbedeutung» und «Conrad Ferdinand Meyer und sein Werk».

Ich hatte Zeit zum Lesen. Ich musste ja nicht mehr in die Fabrik, denn Janis wollte, dass ich zu Hause sei, wenn Susy aus der Schule komme.

Durch die Waffenfabrik im Nordquartier drüben wurde ich ständig an meine Erlebnisse erinnert. Das Geknatter der Maschinengewehre hörte man bis ins Länggassquartier. Es war ein Höllenlärm, und in der Erinnerung sass ich wieder im Zug von Dachau nach München, als hunderte von Rotgardisten ihre letzten Patronen in die Luft schossen. Ohne dass ich wollte, rannen mir die Tränen hinunter.

So war ich froh, wenn ich mich dem Lernen widmen konnte. Drei Stunden am Morgen, zwei Stunden am Nachmittag, das war mein Tagespensum. Daneben befasste ich mich mit dem Aufbau der Kinderfreunde und kümmerte mich um Susy. Mein Tag war voll ausgefüllt.

Im Februar 1924 wurde ich plötzlich krank und hatte hohes Fieber. Nach zehn Tagen zog Dr. Dubois, unser Hausarzt, einen Frauenarzt hinzu. Dr. König stellte eine Schwangerschaft fest, aber das Fieber gefiel ihm nicht. Sollte es mir schlechter gehen, müsse man ihn sofort rufen.

Es war Samstagabend. Ich hatte schreckliche Schmerzen, und Janis war in grosser Sorge um mich. Wir hatten damals noch kein Telefon, und Janis schrieb dem Frauenarzt, er solle sofort kommen. Susy musste den Brief überbringen. Es war eine schwere Nacht. Gegen sechs Uhr morgens kam Dr. König endlich und beschloss, sofort zu operieren.

Als ich zu mir kam, sah ich in ein fremdes Gesicht. Eine Krankenschwester mit Häubchen hielt meine Hände und sagte ruhig: «Es ist alles vorbei.» Es war drei Uhr nachmittags. Der Arzt trat an mein Bett und sagte: «Es ist alles gut gegangen. Sie hatten eine Eileiterschwangerschaft, die geplatzt ist. So etwas kommt selten vor, aber wenn nicht sofort operiert wird, kann es gefährlich werden.»

Monatelang lag ich im Bett. Meine Schwester Rösy kam, um mich zu pflegen, und auch meine Mutter war da und half. Es war eine schwere Zeit. Uns drückten finanzielle Sorgen. Durch die Heirat war ich Ausländerin geworden und musste im Spital den Ausländertarif zahlen, der für einen Arbeiter unerschwinglich hoch war.

Im September 1925 lag ich mit einer Venenentzündung im Bett, und da besuchte mich der dreiundachtzigjährige Herman Greulich am Krankenbett. Es war die letzte Session des Nationalrats vor seinem Tod. Er war ein sehr witziger Mann, und er erzählte mir eine lustige Geschichte aus seinem Militärdienst. Die Bauernfrau, bei der er logierte, habe ihm Wasser gebracht und zu ihm gesagt: «Da heit er z'Wasser füre Gring, das für d'Scheiche bringeni nachane.» Trotz der Schmerzen musste ich lachen. Meine Schwester Rösy, die mich damals pflegte, sagte nach Greulichs Besuch: «Wenn einer von denen kommt, kannst du lachen, nachher heulst du wieder!»

Greulich wusste, dass wir Schulden hatten und dass ich daran dachte, wieder eine Berufsarbeit aufzunehmen. Er legte mir ein Couvert mit fünfzig Franken – damals ein Vermögen – aufs Bett mit einem Brief:

Bern, 30. September 1925

Liebe Genossin!

Ihr Entschluss, Ihrem wackern Manne behilflich zu sein in der Abtragung von Lasten, hat in mir den Wunsch geweckt, Ihnen dabei etwas behilflich zu sein und ich bitte Sie, mir das zu erlauben. Sie dürfen das, ohne sich dadurch verpflichtet zu fühlen. Es macht mir Freude, wenn ich denke, dass Sie dadurch vielleicht einen Monat früher von einer Arbeit befreit werden, die Sie von

anderer Beschäftigung abhält und sie zwingt, andern armen Schwestern Konkurrenz zu machen, die es vielleicht noch nötiger haben und zu einer andern Beschäftigung nicht befähigt sind. Andererseits brauchen Sie sich durch meine Handreichung nicht bedrückt zu fühlen: Es gab bei mir Zeiten, wo ich über solche Freundschaftsbeweise auch froh war.

Freundlich grüssend
Herman Greulich

Ich hätte furchtbar gern Kinder gehabt, aber bei der Operation wurde ich unterbunden, denn ich durfte nicht nochmals schwanger werden.

Ich hatte früher nie über solche Dinge nachgedacht, nie darüber gelesen. Das kann man sich gar nicht vorstellen, das Unwissen. Ich wurde nie aufgeklärt, und meine Mutter sprach nie mit mir darüber. Auch bei der Geburt meiner Schwester Rösy wusste ich noch nichts. Ich ging am Morgen zur Schule, und am Mittag war das Bébé da. Die Mutter redete gar nicht darüber. Als ich meine erste Menstruation hatte, wusste ich von nichts. Es passierte in der Schule bei Lehrer Muggli. Da weinte ich: «Ich blute!» Der Lehrer schickte mich nach Hause. Als ich heimkam, sagte meine Mutter nur, ich solle mich ins Bett legen.

Ich merkte erst in der Fabrik, wie die Kinder zur Welt kommen, weil eines dort geboren wurde, neben der Maschine. Dort lag es unter dem Rock, an der Nabelschnur. Mutter und Kind wurden auf eine Bahre gelegt und weggetragen. Das Kind überlebte. Das war meine erste Aufklärung.

Auch unter Mädchen sprachen wir nicht über solche Dinge. Ich kümmerte mich nie darum, und auch später dachte ich nie darüber nach. Das war vielleicht aus psychologischen Gründen, weil ich die Männer früher ablehnte. Ich hätte ja so manches Mal heiraten können, wenn ich ja gesagt hätte, dann wäre ich eine Hausfrau geworden und hätte mich um die Bewegung überhaupt nicht mehr gekümmert, wie tausend andere auch, aber das wollte ich nicht. Ich kannte das Leben meines Vaters und das der Leute im Haus zur Genüge. Im «Gelben Haus» in Wipkingen, wo ich als Kind wohnte, gab es nur zwei Männer, die eine richtige Familie hatten, die andern waren allesamt wie mein Vater Alkoholiker und gewalttätig. Später erzählten die Mädchen und Jungen in der Sozialistischen Jugend auch nichts anderes als das, was ich selber erlebte.

Die Genossen in der «Eintracht» waren fast alle Ausländer, und da getraute sich keiner, einmal den Arm um mich zu legen oder zu schäkern. Das konnte man mit mir nicht. Ich war viel zu abweisend. Auch wenn einer noch so freundlich war zu mir, hatte ich immer das Gespenst meines Vaters vor mir. Meine Genossen respektierten das. Sie achteten mich, und was sie sich andern Mädchen gegenüber erlaubten, nahmen sie sich bei mir nie heraus. Vielleicht war ich

anders veranlagt. Schmusen sagte mir nichts, ich fühlte nichts, obwohl ich mit allen gut auskam.

Janis war der erste, mit dem ich intim zusammen war. Ich war siebenundzwanzig Jahre alt und musste mich selbst bei ihm überwinden. Aber Janis war sehr behutsam, und es gelang ihm, das Eis bei mir zu brechen. Ich wurde fröhlich und konnte auf einmal lachen. Er hatte mich als sehr ernst kennengelernt.

Janis kam nie heim, ohne mir einen Kuss zu geben. Ich kannte das vorher nicht, dass man sich einen Kuss gibt, ich bekam nie einen Kuss von meinen Eltern. Ich kann mich nicht erinnern, dass meine Mutter mich einmal in den Arm genommen hätte. Sie kannte es selber nicht, denn sie war Verdingkind und hatte keine Familie. Ich sah auch nie, dass mein Vater meiner Mutter einen Kuss gegeben hätte. Er sagte ihr kaum Adieu und verschwand einfach für eine Weile, sie wusste nicht, wo er war. Da war nichts Liebes.

Janis und ich hatten eine wunderbare Ehe. Fünfunddreissig Jahre lang dauerte sie, und wir hatten nie Differenzen. Wir ergänzten einander. Ich lernte Schreibmaschine schreiben und tippte tagsüber seine Artikel ab, die er nachts von Hand geschrieben hatte. Er forderte mich auch auf, selber zu schreiben. Ich sagte ihm, ich könne nicht schreiben, denn ich wusste, dass ich viele Fehler mache, aber er sagte, ich solle nur anfangen, er korrigiere es dann schon. Da bekam ich Vertrauen und fing an zu schreiben. Mit der Zeit ging es dann auch mit der Orthographie besser. So hatten wir in jeder Hinsicht eine schöne Zusammenarbeit. Wenn ich eine Sitzung hatte, sagte ich es ihm einfach, ich musste nie fragen.

Durch die Heirat verlor ich das Schweizer Bürgerrecht, wurde Lettin und hatte nun auch einen lettischen Pass. Der musste jedes Jahr erneuert werden. Inzwischen wollten wir uns aber einbürgern lassen. Albert Zehnder, der Arbeitersekretär, sollte das für uns übernehmen und den Antrag für die Einbürgerung stellen.

Im Februar 1924 bekamen wir die Ausweisung, weil die Pässe nicht erneuert waren. Innert drei Tagen hätten wir ausreisen müssen. Die Pässe waren aber immer noch bei Zehnder.

Noch schwach von der Krankheit humpelte ich am Stock in die Stadt zu Zehnder. Der sagte, die Akten lägen im Bundeshaus. Es war früh am Morgen, und ich ging sofort ins Bundeshaus zu dem zu-

ständigen Beamten. Der war zuerst etwas mürrisch und sagte: «Ihr Mann hat ja kein grosses Interesse an der Einbürgerung, sonst hätte er den Lebenslauf, den wir von ihm verlangten, sicher geschickt.» Davon wusste ich nichts und liess nicht locker. Der Beamte holte die Akten und zeigte sie mir. Er hatte Zehnder einen Brief geschrieben, in dem er Janis um den Lebenslauf bat. Eine Antwort fehlte. Der Beamte glaubte mir schliesslich und rief Zehnder an. Durchs Telefon hörte ich, dass Zehnder rief: «Das ist eine dumme Kuh!» Der Beamte, ein Bürgerlicher, sagte zu ihm: «Es tut's jetzt!» und hängte auf. Er gab mir neue Formulare und sagte: «Frau Klawa, das können Sie alles selber machen. Entziehen Sie Herrn Zehnder die Vollmacht.» Noch am selben Abend schrieb Janis den Lebenslauf und verlangte von Zehnder die Vollmacht zurück. Ob Zehnder die Sache bewusst oder unbewusst verträdelte, kann man nicht sagen. Jedenfalls schrieb er uns einen Brief, in dem er sich entschuldigte, und am 12. Mai 1925 wurden wir doch noch eingebürgert. Wir mussten Kanton und Stadt Bern über tausend Franken bezahlen.

Am Anfang unserer Ehe rebellierte Susy gegen mich. Sie war damals zwölf Jahre alt. Der Vater hatte sie bis dahin jeden Morgen gewaschen, gekämmt und ihre Schuhe geputzt. Sie musste ja ordentlich in die Schule, und er hatte keine Zeit zu warten, bis sie das alles selber machte. Im Winter trugen die Mädchen damals Schnürschuhe. Susy wollte die Schuhe nicht selber einfädeln und binden, das musste der Vater machen. Sie war einfach nicht daran gewöhnt, selber für sich zu sorgen. Und jetzt kam eine neue Mutter, die ihr den Waschlappen in die Hände drückte und sagte, sie müsse sich selber waschen. Da gab es halt Opposition, und es dauerte gut ein Jahr, bis Susy ihren Widerstand gegen mich aufgab. Aber dann wurde unser Verhältnis sehr herzlich.

Als Susy in die Pubertät kam, hatten wir einige Schwierigkeiten mit ihr. Sie war sehr intelligent, besuchte die Lateinklasse, und der Weg an die Universität schien ihr vorgezeichnet. Susy aber wollte partout nicht, und ich dachte, es sei das Beste, wenn sie ein Jahr ins Welschland ginge und in dieser Zeit darüber nachdenken könnte, was sie eigentlich werden wolle. In der Nähe von Moutier, in Crémises, fanden wir eine Bauernfamilie, die Susy aufnahm.

In der ersten Zeit schrieb sie uns jede Woche. Aber plötzlich

erhielten wir drei Wochen lang keinen Brief. Ich wurde unruhig, konnte nicht mehr schlafen, und eines Tages fuhr ich nach Crémines.

Susy war gar nicht erfreut: «Das ist jetzt ein ganz dummer Moment, hierher zu kommen. Wir gehen fort und du kannst nicht mitkommen.»

«Aber warum denn nicht?» fragte ich.

«Es geht einfach nicht.»

Die Kinder der Familie Gobat waren angezogen zum Ausgehen, und Vater und Mutter liefen nervös umher. Die Pferde wurden eingespannt, und die Familie Gobat, die Magd, der Knecht und Susy stiegen auf den Wagen. Ich wollte auch aufsteigen, aber Frau Gobat verwehrte es mir: «Nein, Frau Klawa, Sie können nicht mitkommen!» Und auch Susy sagte: «Mama, du kannst nicht mitkommen! Du musst halt hier warten.» Ich wollte natürlich wissen, was los war und rannte hinter dem Brückenwagen her. Plötzlich fiel ich zu Boden. Susy begann zu weinen und rief: «Mama, Mama!» Da hielten sie an und ich durfte aufsteigen.

In Moutier hielt der Wagen vor einem grossen Haus mit einem Bibelspruch an der Wand, und dort stiegen alle ab. Ich wollte mit Susy draussen warten, aber sie sagte: «Nein, ich muss auch hinein!» Da ging ich mit ihr und den andern in einen grossen Saal. Auf der einen Seite sassen die Männer und Knaben, auf der andern Seite die Frauen und Mädchen. Ich hielt Susy fest an der Hand. Ein Mann, der vorne in einer Ecke stand, sagte: «Wir fahren heute weiter beim Kapitel soundso.» Und dann hörte ich ihn sagen: «Ihr Frauen» – ich sehe den Mann noch heute, wie er sich zu uns wandte – «Ihr Frauen seid alle Huren!» Da zog ich Susy an der Hand und sagte: «Komm, wir gehen hinaus!» Sie wehrte sich: «Nein, Mama, bleib da!» Ich musste mich wieder setzen. Schliesslich kündigte der Prediger eine Pause an: «Wir nehmen jetzt das Fleisch und Blut Christi zu uns.» Alle standen auf und gingen hinaus. Es gab Brot und Tee.

Ich kam mit Susy fast am Schluss, und da trat der Prediger zu ihr, legte den Arm um sie und sagte: «Heute hast du einen schönen Tag, heute wirst du eingeweiht.»

«Was?!» rief ich.

Susy erklärte: «Das ist meine Mutter.»

Und er: «Aha, das ist die Stiefmutter, die sollte man zwischen Mühlsteinen zermahlen!»

Ich zog Susy mit mir und wollte auf die Strasse hinaus, aber er hielt sie zurück. Da packte ich ihn am Kragen, schüttelte ihn regelrecht und schrie ihn an: «Was wird hier gespielt? Das ist meine Tochter! Und da habe ich das Recht!»

Er starrte mich an: «Ja, Sie sind wirklich eine Stiefmutter!»

Ich schaffte es, mit Susy hinaus zu gehen, aber ich konnte ja nicht zu Fuss zurück und musste draussen warten, bis die Gobats kamen. Am späten Nachmittag waren wir wieder in Crémines. Ich wollte Susy nach Hause nehmen und eilte zum Gemeindehaus, um ihre Schriften zu holen. Der Gemeindeschreiber wollte mir die Schriften aber nicht herausgeben. Auch er war bei dieser Sekte. Da fiel mir der Pfarrer ein, und ich, die ich aus der Kirche ausgetreten war, suchte Hilfe im Pfarrhaus.

Der Pfarrer war alt und hatte sein ganzes Leben in Crémines verbracht. Er sagte zu mir: «Ach, Frau Klawa, Sie kommen da mit einem schwierigen Problem. Ich kann Ihnen nicht helfen, ich wüsste nicht wie. Wissen Sie, ich habe am Sonntag niemanden mehr in der Kirche. Diese Gemeinschaft macht das ganze Dorf verrückt. Aber ich versuche es, ich werde mit den Gobats reden. Ich habe sie als Kinder getauft und später verheiratet. «

Inzwischen rief ich Janis an. Ich erzählte ihm alles und bat ihn, mit Susy zu reden. Sie fing an zu weinen, die Tränen liefen ihr hinunter, und schliesslich sagte sie: «Ja, Papa, ich komme mit der Mama heim.» Janis war furchtbar aufgeregt, und ich wollte noch am selben Abend heim.

Dann gingen wir zurück zu den Gobats. Auf dem Weg kam uns der Pfarrer entgegen und wünschte uns alles Gute. Aber nun weigerte Susy sich, heimzukommen. Sie ging ins Bett, und ich sass die ganze Nacht in der kalten Kammer auf einem Stuhl. Am Morgen drängte ich: «Komm, Susy, du hast es dem Vater versprochen, und was man verspricht, muss man halten.» Sie wurde unsicher. Ich nahm ihren Reisekorb und packte ihre Sachen zusammen. Schliesslich kamen wir weg. Ich hatte nur den Bahnhof im Kopf und dachte immer wieder: Wenn nur ein Zug kommt! Susy trug eine schmutzige Schürze, ich sah das aber erst, als wir in Bern am Bahnhof ausstiegen.

In den ersten Wochen blieb Susy in ihrem Zimmer und las den ganzen Tag. Wenn ich sagte: «Komm, wir gehen spazieren», winkte sie ab. Ich liess sie machen und drängte sie nicht, aber ich fand den

Weg zu ihr nicht. Janis hingegen setzte sich zwei Monate lang jeden Abend hin, las mit Susy die Bibel und diskutierte mit ihr darüber. Ich sass daneben mit einer Handarbeit und hörte zu. Ich redete nie drein, weil ich immer Angst hatte, ich würde etwas Dummes sagen. Ich kannte ja die Bibel nicht.

Eines Tages sagte Susy: «Mama, könntest du bitte das Paket zur Post bringen?» Ich legte das Paket, das an die Familie Gobat adressiert war, auf die Seite. Ich war neugierig, was drin war. In der Nacht zeigte ich es Janis, und er sagte sofort: «Das machen wir auf.» Wir hatten Susy sonst nie einen Brief geöffnet. In dem Paket waren eine kleine Bibel, etwa vierzig Traktätchen und ein Brief an die Familie Gobat: «Ich danke Euch, dass Ihr so nett zu mir wart. Ich bin jetzt daheim, und mein Vater hat mir die ganze Bibel vorgelesen. Es war nicht richtig, dass Ihr mich zu einer Sekte getrieben habt.» Da packten wir die Sachen wieder zusammen, schnürten das Paket zu, und am andern Morgen trug ich es mit Wonne zur Post. Und damit war die Sache erledigt.

Susy fand ihren Weg schliesslich doch noch. Sie machte eine Lehre in einem Fotogeschäft und wurde Fotografin.

Ende der zwanziger Jahre, Janis war gerade an einem Vortrag, bekam ich Besuch von meinem Vater. Er stand einfach vor der Türe. Woher er wusste, wo ich war, weiss ich nicht. Ich bat ihn herein, was konnte ich anderes tun! Er war aber nüchtern und sehr anständig. Wir sprachen über nichts, was früher gewesen war.

Gegen Abend sagte er: «Ich muss noch schauen, dass ich ein Zimmer bekomme.» Dabei sah er doch genau, dass eine breite Ottomane in der Stube stand, und da sagte ich: «Wenn es dir gleich ist, kannst du hier schlafen.» Weil Janis nicht da war, nahm ich Susy mit ins Schlafzimmer. Jedes Mal, wenn er sich in der Stube drehte, quietschte die Ottomane, und jedes Mal erwachte ich und sprang aus dem Bett. Ich hatte mich im Rock hingelegt. Nach so vielen Jahren hatte ich immer noch Angst.

Am nächsten Tag schickte ich ihn mit Susy an den Bärengraben und kochte inzwischen das Mittagessen. Am Nachmittag gingen wir zusammen auf den Gurten. Abends sassen wir auf der Veranda, und ich sagte ihm, um sieben Uhr komme Janis nach Hause. «Dass du das so genau sagen kannst?» meinte er erstaunt.

Er blieb dann noch eine Nacht bei uns. Am andern Morgen begleitete Janis ihn an den Bahnhof und sagte nachher: «Du, Dein Vater ist aber intelligent!» Mein Vater war die ganze Zeit völlig nüchtern.

Etwa ein Jahr später waren wir beim Kornhaus und wollten in die Worbahn steigen. Damals wohnte meine Mutter bei uns. Sie und ich sassen schon in der Bahn, und Janis ging die Billette holen. Da war draussen ein Schwarm Leute, und auf einmal hörte ich die Stimme meines Vaters. Ich sagte sofort zu meiner Mutter: «Kopf runter!» Und so sassen wir nachher im Zug. Janis kam herein und sagte: «Was macht ihr denn da?» Da wollte Mutter den Kopf heben, aber ich drückte sie wieder hinunter und sagte: «Das ist doch mein Vater, dieser Lärm und diese Masse Menschen!» Er hatte dort mit jemandem Krach angefangen und brüllte und lärmte. Die Bahn war schon auf der Brücke, als ich den Kopf wieder hob. Am Abend erwartete ich ihn bei uns. Er kam aber nie mehr.

1934 schrieb mir ein Arbeitskollege meines Vaters einen Brief. Es sei himmeltraurig, ich gehe predigen an Versammlungen und man lese von mir, aber ich Sorge nicht einmal für meinen kranken Vater. Schliesslich sei ich die Tochter. Ich zerriss den Brief sofort und schrieb dem Arbeiter zurück, er sei doch einer von den Kumpanen, der nach der Arbeit auch nie nach Hause gegangen sei, und er hätte sich damals darum kümmern können, dass Morf zur Familie und zu den Kindern schaue, statt mit ihm ins Wirtshaus zu gehen. Er schrieb mir nie mehr. Mein Vater war damals bereits zum zweiten Mal geschieden, und so schrieb ich meiner Schwester Rösy, sie solle nachschauen, wo er sei. Sie fand heraus, dass er im Waidspital war. Einige Wochen darauf starb er. Rösy bestellte einen Pfarrer, aber ich suchte diesen auf und sagte ihm, er brauche nicht zu kommen, mein Vater sei nie in die Kirche gegangen.

In der «Orion» hatten sie meinen Vater gern. Die Fabrik stellte den Betrieb ein für seine Beerdigung! Er hatte dort siebenundzwanzig Jahre lang bis zu seinem Tod gearbeitet.

Ich setzte eine Todesanzeige ins «Volksrecht» und suchte jemanden, der im Krematorium reden würde, aber ich fand keinen. Kein Gewerkschafter, kein Sozialdemokrat hatte Zeit! Schliesslich ging ich zu Ernst Nobs. Ich wurde ein bisschen grob und sagte, mein Vater habe auch Flugblätter verteilt, damit die Sozialdemokraten in

die Regierung gewählt würden. Da empfahl er mir den Freidenker Brauchlin, dem ich am Abend vor der Beerdigung telefonisch die Lebensgeschichte meines Vaters erzählte. Er hielt eine eindruckliche Abdankungsrede. Die Leute kamen nachher zu mir und sagten, das sei jetzt einmal ehrlich gewesen, eine solche Abdankung hätten sie noch nie gehört. Brauchlin hatte halt nichts beschönigt und auch von den Problemen mit der Familie erzählt, aber mit viel Verständnis für die Hintergründe.

1923 durfte ich die Mutter ins Tessin in die Ferien nehmen, das war mein Hochzeitsgeschenk. Wir wanderten von Bellinzona nach Locarno. Das war das erste Mal, dass meine Mutter Ferien machte und aus ihrem Loch herauskam. Wir gingen an einem Narzissenfeld vorüber, und meine Mutter kam in Locarno an mit einem mächtigen Strauss Narzissen. Sie hatte eine riesige Freude.

Fünf Jahre später – sie war immer noch in Neuhausen verheiratet – lief sie ihrem Mann davon. Sie ging zu meiner Schwester, dort konnte sie aber nicht bleiben, sondern musste noch mit dem letzten Zug nach Bern. Nachts um zwei Uhr holte Janis sie am Bahnhof ab.

Sie liess sich scheiden und blieb etwa ein Jahr bei mir. Sie begriff Janis aber lange Zeit nicht. Er sprach hochdeutsch, und das war ihr fremd. Sie meinte, sie sei ihm eine Last. Wir sprachen nie darüber, aber ich spürte das. Ohne mein Wissen schaute sie im Anzeiger die Annoncen an und ging als Haushälterin zu einem Witwer. Sie musste für ihn und seine drei Kinder kochen, kam aber noch immer zu mir zum Schlafen, bis sie erzählte, er habe ihr einen Antrag gemacht. Sie heiratete ihn. Es war damals bei vielen Frauen so, dass sie dachten, sie müssten wieder heiraten. Da war nicht Liebe im Spiel. Ihr Mann war damals aber schon krebserkrank, und meine Mutter pflegte ihn bis zu seinem Tod.

Als meine Mutter Witwe wurde, war Janis der erste, der fragte, was sie jetzt mache, und er schlug ihr vor, zu uns zu kommen, wir hätten ja Platz. Sie blieb siebzehn Jahre bei uns, bis zu ihrem Tod. Als sie herzkrank wurde, kümmerte sich Janis um sie, wenn ich referieren ging.

Wir kamen gut miteinander aus. Ich diktierte ihr nicht, und sie reklamierte nie. Sie half mir im Haushalt, und ich war sehr froh darüber, denn das erleichterte meine politische Arbeit. Mein Haus-

haltungsgeld legte ich jede Woche in eine Kasse. Dort konnte sie Geld nehmen für den Einkauf, ohne zu fragen. Das klappte sehr gut. Sie musste ja ihr ganzes Leben haushälterisch mit dem Geld umgehen.

Als ich von Italien kam, hatte ich Zürich gemieden, weil ich nicht wollte, dass die Genossen meinetwegen etwas unternähmen, ich wollte nicht, dass meine Erlebnisse in München und Italien publik würden. Meine Jugendgenossen fanden mich trotzdem. An einer Veranstaltung traf ich zufällig Edy Meyer, vergass aber, ihm die Adresse zu geben. So schrieb er an die Unionsdruckerei einen Brief «An den Setzer, der die Genossin Anny Morf aus Zürich zur Frau nahm», und Janis brachte den Brief heim. Einmal besuchte mich auch Julius Mimiola. Er hatte Rösli Vondra, eine Jugendgenossin aus Basel, geheiratet. Sie war deutscher Abstammung, und auch er war noch immer Italiener. Er hätte sich gern einbürgern lassen, es wurde ihm aber verweigert. Als Ernst Nobs Bundesrat wurde, redete ich zweimal mit ihm deswegen, er unternahm aber nichts. Julius war nach der Parteispaltung 1920 zu den Kommunisten gegangen, und die Sozialdemokraten nahmen ihm das immer noch übel. Sie konnten den Menschen nicht von seiner Auffassung trennen.

Ich fand in Bern lange Zeit keinen Anschluss, ich fühlte mich einfach immer noch etwas fremd, und Janis wollte meinetwegen nach Zürich.

Darum bewarb er sich für die Stelle als Leiter des Sozialarchivs in Zürich. Das hätte ihm sehr zugesagt, und er wäre sicher auch geeignet gewesen, aber er erhielt die Stelle nicht.

Auf die Gefahr hin, dass es überheblich tönt, muss ich doch sagen: Janis war den meisten Genossen überlegen. Er las täglich mehrere Zeitungen, den «Daily Herald», die «Humanité», die «Prawda» und die «Iswestija», und er hatte fast wöchentlich einen Artikel in der «Tagwacht» oder im «Freien Aargauer» über die politische Lage, über die Verhältnisse in der Sowjetunion oder über die Geschichte der Arbeiterbewegungen in verschiedenen Ländern. Abend für Abend schrieb er die Artikel von Hand, und ich tippte sie am Morgen in die Maschine. Er hätte ohne Weiteres in der Redaktion einer Zeitung mitarbeiten können, war aber zu bescheiden, um

daran zu denken. Und er wurde nie angefragt, obwohl er Dutzende von Artikeln schrieb, natürlich ohne Honorar.

Während Jahrzehnten schrieb er an seinen Erinnerungen. Er hätte das Buch gern veröffentlicht. Einige Jahre vor seinem Tod fragte er bei der Büchergilde Gutenberg an, aber der damalige Leiter der Büchergilde, Hans Oprecht, war gegen Janis. Das Buch erschien erst 1958, zwei Jahre nach seinem Tod, unter dem Titel «Der Rebell». Ein Jahr lang brauchte ich, bis ich neben meiner Berufstätigkeit das handschriftliche Manuskript abgetippt hatte, und wenn Arthur Schmid, der Redaktor des «Freien Aargauers», mich nicht immer gemahnt hätte, wäre es vielleicht nie erschienen.

Fritz Marbach redete immer auf Janis ein, er solle den Doktor noch machen. Er meinte, Janis würde dann eher akzeptiert. Leider betrachteten ihn auch unter den Genossen einige als Ausländer, als «fremden Fötzel». Janis war sensibel und litt darunter. Er schrieb mir einmal:

«Heute habe ich keinen guten Tag gehabt – den ganzen Tag bis halb sechs Uhr im Volkshaus gewesen. Jetzt habe ich noch den Rest meiner Vertrauensmänner mit Material versorgt und dann noch einen kurzen Bericht über den Parteitag für den ‚Aargauer‘ geschrieben. War so müde, dass ich nachher zu Hause noch eine ganze Stunde geschlafen habe. Mir kommt nicht aus dem Sinn, dass ich augenblicklich so ungeheuer einsam bin – kein Mensch, mit dem man so frei sprechen könnte. Wir werden immer einsamer, und wenn ich so die Genossen heute am Parteitag betrachtete und sie mir näher ansah, so muss ich gestehen, dass es für uns nahezu zu einer Naturnotwendigkeit werden muss. Deren, mit denen man verkehren könnte, sind so wenige, und sie sind dazu nicht in Bern. Zu Hause, als ich auf unserer Ottomane schlummerte, war ich dem ‚Grännen‘ nahe, als mir dies gewahr wurde. Es bleibt im Grunde genommen nichts anderes übrig, als zu schreiben und wieder zu schreiben. Aber ob das das Leben selber ganz ersetzen wird, ist noch eine grosse Frage. Und wärest Du mir nicht, ich weiss selber nicht, was für ein Ende das nehmen würde. Nun bist Du ja bald wieder da und damit das Schwerste behoben.»

Janis ging nie jassen nach der Versammlung und trank keinen Alkohol. Auch das machte ihn zum Aussenseiter in der Partei.

Trotz aller Bescheidenheit fühlte er sich den Genossen gegen-

über nie unterlegen. Ich hingegen war empfindlich und gekränkt, wenn mich jemand wegen meiner Herkunft von oben herab behandelte. Meine mangelhafte Bildung machte mir zu schaffen. Janis mahnte mich einmal in einem Brief:

«Es würde mich ungemein freuen, wenn Du Deine Minderwertigkeitsgefühle abstreifen könntest und gegenüber so manchen Erscheinungen im Leben so einstellen könntest, wie Du Dich sonst selbständig genug benehmen kannst. Die offizielle Bildung ist an und für sich wenig wert, wenn sie nicht mit anderen wertvolleren Charaktereigenschaften verbunden ist.»

Ein offenes Haus

Wir wohnten immer im Länggass-Quartier. Bis 1933 am Frohbergweg 6 – das Haus ist heute abgerissen – und dann an der Neufeldstrasse 36.

Ich hatte immer Gäste im Haus, die gepflegt und oft noch eingekleidet werden mussten. Mit dem kleinen Lohn von Janis musste ich schauen, wie ich alle satt bekam. Von zweihundert Gramm Gehacktem machte ich ein Essen für eine grosse Familie. Ich streckte es mit Kartoffeln, Gemüse und was sonst noch in der Küche vorrätig war. Aber es schmeckte ihnen immer.

Unsere Wohnung war nicht sehr gross. Im einen Zimmer schliefen Janis und ich, im andern wohnte meine Mutter, und das dritte war die Stube, die immer bevölkert war. Susy lebte damals schon in Zürich.

Ich hatte schon anfangs der zwanziger Jahre oft junge Helfer von den deutschen und österreichischen Kinderfreunden zu Besuch. Es war bekannt, dass man bei Genossin Klawa übernachten konnte. Die jungen Leute hatten ein Empfehlungsschreiben von ihrer Partei und brachten das unserer Partei, und von der wurden sie an mich verwiesen, bis ich einmal die Genossen bat, sie sollten doch nicht immer alle zu mir schicken. Es gab einige, die meinten, sie seien bei mir im Hotel. Sie wohnten und assen gratis bei mir und stellten mir die Schuhe vor die Zimmertüre, ich ärgerte mich aber nicht und drückte ihnen einfach das Putzkistchen in die Hand. Ein anderer liess Bücher mitlaufen. Er kam nach Biel zu einem Genossen, der ihm für fünf Franken ein Buch abkaufte und mir einige Wochen später telefonierte: «Genossin Klawa, ich habe erst jetzt gemerkt, dass Ihr Stempel darin ist.»

Ich erlebte aber meistens Schönes. Einmal kam ein junger Typograph, der mir anvertraute, er wäre furchtbar gern Dichter. Jahre später schickte er uns ein kleines Buch mit seinen Gedichten. Ein

anderes Mal kamen zwei junge Helfer zu uns. Ich machte ihnen ein Doppelbett bereit, wir gingen am Abend ins Theater und hinterlegten den Schlüssel. Als wir heimkamen, guckte ich in die Stube. Im Bett lagen zwei Buben und auf dem Boden gleich nochmals drei, die sich mit dem Teppich zugedeckt hatten. Als sie mich sahen, brachen sie in schallendes Gelächter aus.

Anfangs der dreissiger Jahre kamen junge Letten, die in Nürnberg am Arbeiterturnfest teilgenommen hatten, zu uns. Am Frohbergweg schauten alle Küchenfenster auf die Strasse. Es war am Vormittag, ich kochte gerade und dachte, was schauen die Leute denn so, und was ist das für ein Lärm? Es waren dreizehn junge Burschen auf Motorrädern. Und auf einmal kamen alle bei uns zum Gartentörchen herein. Unter ihnen war Bruno Kalnin, der Sohn von Paul und Klara Kalnin, lettischen Freunden von Janis aus seiner Berner Studienzeit. Bruno war der einzige, der deutsch konnte, und ich überlegte, was ich machen sollte, es war elf Uhr, und Janis kam zum Essen heim. Ich hatte eine verständige Nachbarin und sagte zu ihr: «Frau Wider, seid so gut und holt beim Metzger Schwarz schnell ein Kilo Kalbfleischplätzchen.» Dann kochte ich Nudeln, Salat und Fleisch, und es reichte für alle.

Es war Sommer, und wir sassen alle auf unserer grossen Veranda. Bruno fragte: «Wann kommt Janis nach Hause?»

«Ziemlich genau um zwanzig Minuten nach zwölf kommt er um jene Ecke», sagte ich. Als Janis um die Ecke bog, begannen sie ein lettisches Kampflied zu singen. Von der Ecke bis zum Haus musste er noch ein Stück auf der Strasse gehen und den ganzen Garten durchqueren. Die Burschen sangen, und alle Leute standen an den Fenstern, als Janis auf das Haus zuing. Ihm liefen die Tränen hinunter. Es waren die Kinder seiner Kampfgenossen. Sie waren eigens nach Bern gekommen, um ihn zu besuchen.

Janis hatte Paul und Klara Kalnin 1901 in Bern kennengelernt und war seither mit ihnen befreundet. Sie waren Ärzte. Als Lettland 1918 unabhängig wurde, war Paul Kalnin in der verfassunggebenden Kommission, und von 1925 bis 1934 war er Präsident des lettischen Nationalrates. Wenn er in Genf an eine Konferenz des Völkerbunds musste, kamen sie bei uns vorbei. Als die lettische Demokratie 1934 von den Faschisten zerschlagen wurde und sich eine Widerstandsbe-

wegung formierte, war Paul Mitglied der Leitung. Er wurde mehrfach verhaftet und wieder freigelassen, sowohl von den Sowjets als auch von den Deutschen. 1944 wurde Bruno in das deutsche Konzentrationslager Stutthof verschleppt. Er wurde später von den Engländern befreit und ging nach Schweden. Paul und Klara flüchteten aus Lettland nach Schweden, wurden aber auf See von den Deutschen gefasst.

1945 waren sie an der Schweizer Grenze in St. Margrethen und wollten zu uns, hatten aber kein Visum. Janis hatte eine Eingabe gemacht. Die Schweizer Behörden verweigerten aber die Erlaubnis. Fast acht Tage waren sie schon dort, da starb Paul Kalnin mit fünfundsiebzig Jahren an einem Herzschlag. Janis reiste sofort nach St. Gallen, und die St. Galier Parteigenossen sorgten dafür, dass Kalnin wenigstens als Toter in die Schweiz kommen konnte. In St. Gallen fand die Abdankung statt, dann wurde er nach Bern gebracht und kremiert. Klara musste die Schweiz sofort wieder verlassen und fuhr zu ihrem Sohn Bruno nach Stockholm. Die Urne Paul Kalnins blieb hier. Erst als Klara starb, musste ich sie nach Schweden zu Bruno schicken. So schiebt man Menschen hin und her, auch wenn sie schon zu Asche geworden sind.

Viele Jahre hatte ich die Kinder meiner Jugendfreundin Amalie aus Wipkingen bei mir.

Amalies Mann Heiri Rosenberger war während des Ersten Weltkriegs Korporal gewesen. Einmal hätte er mit seinen Leuten eine Exkursion machen müssen. Er war ein sehr guter Skifahrer und merkte, dass er in einen gefährlichen Lawinenhang geraten würde. Er weigerte sich, den zu durchqueren. Aber Befehl ist Befehl, und Heiri wurde verhaftet. An seiner Stelle wurde ein anderer Korporal mit seiner Gruppe geschickt. Die Lawine ging aber tatsächlich hinter, und zwei Mann kamen ums Leben! Trotzdem bekam Heiri einen Prozess, wurde verurteilt wegen Befehlsverweigerung und sass etwa ein Jahr im Gefängnis. Nach seiner Freilassung ging er mit Amalie nach Frankreich. Er wollte nichts mehr zu tun haben mit der Schweiz und keinen Militärdienst mehr leisten.

Sie lebten in Argenteuil, einem Aussenquartier von Paris, und bekamen drei Buben. Amalie litt furchtbar unter Heimweh. Einmal in all den Jahren kamen Heiri und Amalie mit den Kindern in die

Schweiz und besuchten uns in den Ferien in Prêles. Da standen wir mit ihnen auf dem Berg – man sah dort wunderbar über den Bielersee – und Amalie liefen die Tränen hinunter. Heiri war Modellschreiner, und ich hätte ihm eine Stelle in Genf gehabt. Aber er wollte nicht, er hatte die alte Geschichte nie verwunden.

Da wurde Amalie geisteskrank. Ich wollte sie in eine schweizerische Klinik holen. Sie war Stadtzürcher Bürgerin, und ich lief in Zürich von einem Büro zum anderen, aber keiner wollte etwas damit zu tun haben. Zuletzt kam ich zu einem Beamten, der aufgeregt fragte: «Heiri Rosenberger, wirklich? Das war ja unser Korporal! Hören Sie, Frau Klawa, Sie müssen nichts mehr machen, ich mache für den Rosenberger alles, was ich kann. Er hat mir das Leben gerettet.» Er erreichte, dass Heiri wieder ins Bürgerrecht aufgenommen und rehabilitiert wurde. Und so konnte Amalie nach Zürich ins Burghölzli kommen.

Auch die Kinder kamen in die Schweiz. Paul und André konnte ich zu mir nehmen, Heiri, den Ältesten, nahm mein Jugendgenosse Willy Klingler zu sich, der keine Kinder hatte.

Paul kam schon vor dem Krieg mit acht Jahren zu mir und blieb, bis er aus der Schule kam. André kam zu mir beim Einmarsch Hitlers in Frankreich. Ich hatte an der Neufeldstrasse eine grosse Veranda, die zu einem kleinen Kämmerchen umgebaut wurde. Dort schliefen Paul und André.

Wir kamen für die Buben auf, was nicht immer leicht war. Einmal, als ich beim Roten Kreuz arbeitete, erbat ich mir einen Kittel und eine Hose aus der Sammlung. So hatte André wenigstens einen Anzug.

Als er zu uns kam, war er fünfzehn und konnte in eine Lehre eintreten. Vier Jahre lang lernte er Maschinenmeister in einer Druckerei. 1945 machte er mit seinem Bruder Heiri eine Bergtour auf das Matterhorn. Er stürzte ab und war tot. In Zermatt wurde er begraben. Sein Tod traf uns schwer, denn die Buben waren für uns wie Söhne.

Nach Kriegsende verliess uns auch Paul. Er ging wieder nach Frankreich zu seinem Vater. Nach einigen Jahren verloren wir den Kontakt zu ihm.

Frauenbewegung

Nach der Heirat, als Anny nicht mehr von morgens früh bis abends spät in der Seidenfabrik arbeiten musste, entwickelte sie eine rege politische und publizistische Tätigkeit. Trotz ihrer schweren Krankheit in den Jahren 1924 und 1925 scheint sie sich bei Janis so wohl gefühlt zu haben, dass sie sich jetzt so richtig entfalten konnte. In den folgenden Jahren schrieb Anny Dutzende von Artikeln, die in der «Berner Tagwacht», im «Aufstieg» und ab 1929 im neuen Blatt der Sozialdemokratischen Frauen, dem «Frauenrecht», veröffentlicht wurden. Sie schrieb über allgemeine politische Themen, kritisierte zum Beispiel die übersetzten Apothekerpreise oder den Milchpreisaufschlag und wetterte gegen die vom Bürgertum lancierte Initiative zur Wiedereinführung des Zehnstudentages. Am häufigsten aber schrieb sie über Frauenfragen. Dabei knüpfte sie oft an private Erlebnisse an, so am 16. Oktober 1923 in der «Tagwacht»:

Wir Frauen sassen am Teetisch und unterhielten uns über alles Mögliche, wie es so kommt, wenn Frauen zusammentreffen. Wir sprachen über die letzte Mitgliedschaftsversammlung, von der Schule und speziell über die Geschlechtermischung in den Schulen. Unsere dreizehnjährige Kleine horchte uns zu. Auf einmal fällt sie ins Gespräch: «Päh... nei, nei, mir wei nid näbe de Buebe hocke. D'Lehreri het üs das au gseit, es gäb viel Lüt, wo verlange, dass Meitschi und Buebe zsämme cho sötti i ei Klass. Si het üs gfragt, ob mir das o wetti. Mir hei Nei gseit.» Ich fragte die Kleine, warum sie nicht zusammen sein wollen. «Ja, wil d'Buebe grob si.» Das war ihre ganze Begründung.

Nun, ihr lieben Leserinnen, sehen wir dieses Päh... ein wenig an.

Noch zwei Jahre, und dann kommt meine Kleine mit hundert anderen Schülerinnen aus der Schule. Sie tritt ins Leben hinaus, erlernt einen Beruf oder ergreift irgendeine Arbeit. Wird sie nun nicht auf einmal gezwungen, neben diesen jungen Buben zu arbeiten? Besteht draussen in der Welt irgendein Gesetz, das dies für unstatthaft erklären würde?

Ihr alle, die ihr selbst Arbeiterinnen seid, wisst zur Genüge, dass dies nicht der Fall ist. Aber der junge Mann wurde schon in der Schule durch die Klassentrennung dazu erzogen, auf das Mädchen als minderwertig herabzusehen und wird es immer mehr tun, je älter er wird. Und umgekehrt, das junge Mädchen wird in dem heranwachsenden Jüngling den starken, trotzigem Mann sehen, dem es untertan sein soll. Dies ist das Gefühl, das wir alle seit Menschengedenken ins Leben mitgenommen haben.

Aber haben wir nicht auch durch die Entwicklung gesehen, dass die Frau ebenbürtig dem Manne gegenübergestellt werden kann? Sind ihre Leistungen als Fabrikarbeiterin, Hausfrau, Mutter in ein und derselben Person eine Seltenheit, oder findet man das nicht fast unter allen Frauen? Haben wir nicht ein Interesse, dafür zu sorgen, dass Knaben und Mädchen dieselbe Erziehung gemeinsam geniessen? Haben wir nicht dafür zu sorgen, dass dieser grosse Gegensatz, der heute zwischen Mann und Frau besteht, schon bei den Kindern ausgerottet wird?

Gleich sollen beide Geschlechter gestellt werden. Bis heute hatte die Frau nur Pflichten. Wir wollen aber auch unsere Rechte fordern. Wenn wir Kindern das Leben geben dürfen, warum bekommen wir Frauen das Stimm- und Wahlrecht nicht wie die Männer?

Anny trat der Frauengruppe der Partei bei und war bald einmal im kantonalen Vorstand, der damals Frauenagitationskommission hiess.

Die sozialdemokratische Frauenbewegung war damals fast eingeschlafen und existierte an vielen Orten nur noch auf dem Papier. Vor dem Krieg und in den Kriegsjahren war die Arbeiterinnenbewegung, damals noch unabhängig von der Partei, sehr aktiv gewesen.

Anfang der zwanziger Jahre aber war von der Frauenbewegung kaum mehr etwas zu spüren. Anny versuchte sie

mit ihren Artikeln anzustacheln. 1924 schrieb sie in der «Tagwacht» ihre «Märzgedanken einer Frau»:

Voll war der Saal, ein Teil der Frauen mussten wieder heim.» So lese ich in der Wiener Arbeiter-Zeitung. In allen Stadtbezirken von Wien wurden Frauentag-Versammlungen abgehalten. Unsere österreichischen Genossinnen haben den Frauentag, den Tag der Erhebung der Frauen, trotz ihrem Stimm- und Wahlrecht nicht vergessen. Haben doch unsere Schwestern drüben noch viel zu erkämpfen, haben sie trotz ihrem Stimm- und Wahlrecht noch manches der Frau zu erringen.

Als ich all jene Berichte las, wo Hunderte, ja Tausende von Frauen an den Versammlungen teilnahmen, beschlich mich Wehmut über uns selbst in der Schweiz. Hätten nicht auch wir allen Grund, mit diesen österreichischen Genossinnen den Frauentag mitzufeiern? Hätten wir nicht auch die Pflicht, unsere Frauen an die Märzsonne herauszurufen? Leiden nicht auch wir Arbeiterinnen ebenso wie jene?

Wir müssen uns doch auch einmal bewusst werden, dass wir Menschen sind. Wir leben wohl in einer Demokratie, aber rechtloser ist wohl in keinem Lande der Welt die Frau als gerade in unserem «Lande der ältesten Demokratie». Hat nicht die Frau selbst in Indien, in China, in der Türkei usw. das Stimm- und Wahlrecht? Ja, fast alle von uns so gerne als unkultiviert bezeichneten Völker haben die Frau dem Manne gleichgestellt. Aber wir in der Schweiz dürfen das nicht wagen. Der Staat würde in Gefahr kommen.

Und doch hätten wir Frauen uns gegen diese Unterdrückung zu wehren. Werden wir nicht vom Kapital noch mehr ausgebeutet als unsere Männer? Sind wir nicht Lohnsklavinnen, völlig entrechtete Menschen? Werden nicht zu oft unsere jugendlichen Mädchen zu Prostituierten, nur weil sie schlecht entlohnt werden? Glaubt man, ein alleinstehendes Mädchen könne mit achtzig Fr. im Monat auskommen? Erhalten nicht vieljährige Arbeiterinnen in den Textilfabriken einen Lohn von fünfzig bis sechzig Fr. in vierzehn Tagen, und das in der teuren Stadt Bern!? Haben wir einen Mutterschutz, der die Mutter wirklich schützt? Haben wir eine Witwen- und Waisenpension? Haben wir eine Altersversicherung?

Dies sind Fragen, die wohl, so lange die Frau rechtlos bleibt,

nicht gelöst werden. Wann endlich wacht die Frau auf und verlangt ihre Rechte?

Ja, dort, wo die Frauen gleichgestellt sind, nehmen sie von neuem den Kampf auf, so auch in Lettland, wo Massenversammlungen für den Frauentag stattgefunden haben. Auch unsere lettischen Schwestern haben noch vieles zu erkämpfen, obwohl bis heute noch kein Gesetz so weit gegangen ist wie das lettische, das das uneheliche Kind in das volle Recht des ehelichen einsetzt.

Das überlieferte Vorurteil, die Frau gehöre an den häuslichen Herd, muss von uns so gebrochen werden, wie es der Kapitalist gebrochen hat, als er die Frau als billiges Werkzeug in die Werkstatt und in die Fabrik zog, als sie als billige Arbeitskraft im Bureau und in den Läden ihren Einzug hielt.

Ein Jahr später lag die Frauenbewegung aber immer noch im tiefen Dornröschenschlaf. Eindringlich mahnte Anny in der «Tagwacht»:

Haben es denn die Frauen nicht nötig, sich zusammenzuschliessen? Oder sind sie schon so stark, dass sie es nicht nötig haben, ihre Fragen in der Presse zu besprechen, ihre Beschlüsse zu publizieren?

Warten denn die vielen Frauen und Mädchen auf bessere Zeiten? Ja, wenn man eine «Courths-Mahler» gelesen hat, kann man getrost sein und sein trockenes Stück Brot in zwei Teile teilen: das eine bildet den Schinken dazu, und der Prinz findet sich auch noch einmal ein...

Oh, welche Enttäuschung, wenn dieser Prinz nach der Verheiratung eben auch nur Arbeiter ist, dem seine Hände schwielig werden durch seine Arbeit, wenn die Maienwonne durch die nackte Tatsache verdrängt wird, dass es nicht so gekommen ist, wie man es träumte.

Oh, wir könnten uns eine bessere Zukunft schaffen, könnten einen Teil von unseren Träumen verwirklichen, wenn – wenn wir gemeinsam unsere Not, unser Elend uns eingestehen wollten und wenn wir den Willen hätten, Abhilfe zu schaffen.

Da, bei diesen Fragen, rufe ich die Frauen und Mädchen auf: legt die Hand aufs Herz und sagt einmal: auch ich will keine Abseitsstehende mehr sein, will denen, die noch nicht wissen, wie wir

Proletarierinnen leben, es schildern. Bei diesen Betrachtungen und diesen Tatbeständen wäre eine rege Frauenbewegung am Platze, und es sei hier der Hoffnung Ausdruck verliehen, bald davon unterrichtet zu werden, welche Arbeiten unsere schweizerische Frauenbewegung im letzten Jahre geleistet hat.

Am schweizerischen SP-Parteitag 1925 stellte die Sektion Zürich 3 den Antrag für eine Frauenbeilage zu den Parteiblättern, um die Präsenz der Frauen in der Parteipresse zu verstärken. An der Diskussion, die darüber schon vor dem Parteitag geführt wurde, beteiligte sich auch Anny. Sie wusste, wovon sie sprach, denn in der «Berner Tagwacht» gab es schon seit zwei Jahren eine «Frauenbeilage», das heisst, die Seiten der «Tagwacht» standen den Frauen offen für ihre Artikel. In Tat und Wahrheit war Anny die einzige, die ab und zu einen Artikel veröffentlichte. Um nicht aufzufallen und Neiderinnen auf den Plan zu rufen, schrieb sie nicht unter ihrem Namen, sondern mit dem Kürzel «\$».

Ich halte eine spezielle Frauenbeilage zu den Parteiblättern als etwas längst Überlebtes. Wir wollen uns das Recht als Genossinnen erkämpfen, unsere Artikel auch an einem andern Platz und an einem andern Tag, als gerade dann, wenn diese Beilage erscheint, veröffentlicht zu sehen. Wir sollten unsere Fragen in jedem Parteiblatt publizieren können und nicht für die ganze Schweiz eine einheitliche Beilage schaffen. Die Interessen sind verschieden. Ein industriell hoch entwickelter Ort wird ganz andere Fragen aufwerfen als eine Landgemeinde, eine Beamtenstadt andere als ein katholisches Städtchen.

Nein, es sollte meines Erachtens mehr Wert auf die Heranbildung von Frauen, die die Feder in die Hand nehmen könnten, gelegt werden, als auf eine einheitliche Beilage. Eine starke Frauenorganisation wird sich schon ein Blatt schaffen, wenn die Zeit dazu da ist, und wenn die Parteipresse nicht mehr dazu ausreicht. Aber heute sollten die Frauen die Parteipresse benützen, um nicht nur die Frauen, die diese Beilage lesen, sondern gleichzeitig auch unsere Männer aufzuklären. Denn nur zu oft wird gerade von den Männern diese Beilage nicht gelesen, weil es etwas für die Frauen ist. Die Frau aber

wartet eine Woche, zwei Wochen, um einmal die Frauenbeilage in die Hand zu nehmen.

Wir haben ja die «Tagwacht» vor uns. Wer wollte diese Beilage haben? Gewiss die Frauen. Sie forderten sie, bis sie kam. Und heute, wo sie da ist, wer schreibt denn für sie? Wo sind die Frauen? Wo ist die kantonale Frauenagitationskommission, wo die schweizerische?

Die Frauen hatten in der Partei und in der Familie immer noch sehr um Anerkennung zu kämpfen, wie Anny 1927 bemerkte:

Auch in Kreisen der Arbeiterschaft ist man noch immer nicht im Klaren, ob die Frau sich politisch betätigen soll oder nicht. Selbst unter uns Frauen herrscht eine geteilte Meinung. Die einen glauben, wenn sie einer Organisation angehören, damit die Familie zu vernachlässigen. Der andere Teil ist der Auffassung, es sei genug, wenn der Mann sich mit Politik befasse – das schicke sich nicht für eine Frau. Wieder andere halten es für genug, das Parteibuch zu besitzen, um ihr Fränkli jeden Monat zu bezahlen. Was sollten denn wir Frauen sonst tun? Wir haben ja kein Stimm- und Wahlrecht und somit keinen Einfluss auf die Gesetzgebung. Das ist so das Landläufige, das man bei Frauen hört.

Und doch, denken wir nur zehn Jahre zurück. Die Forderungen der Arbeiterinnenbewegung haben doch da und dort Verwirklichung erfahren. Ich erinnere nur an die Armenfürsorge, Schulkommissionen und andere Institutionen, wo heute doch die Frau tätig mitarbeiten kann, und zwar im Sinne der Arbeiterbewegung.

Die Phrase, die Frauen lassen sich nicht organisieren, ist falsch. Man soll sie nur heranziehen, man soll den Frauen beweisen, dass wir sie als ebenbürtig in unseren Organisationen dulden, dass wir sie begrüßen als Mitarbeiterinnen der öffentlichen Institutionen. Wir müssen es ihnen beweisen, indem ein jeder Genosse bei sich selber anfängt. Im Hause, in der Familie soll er im kleinen den Sozialismus zu verwirklichen suchen. Er soll zeigen, dass er auch kleine Frauenarbeiten im Hause schätzt.

Wir wissen ja alle, dass es im Hause eine Unmenge zu tun gibt, das der Mann nicht sieht, die Arbeiten müssen aber doch gemacht werden, um das häusliche Wohlbehagen zu erreichen. Die Frau, die

aber an die Fabrik, an den Verdienst gebunden ist, muss eine Stütze in ihrem Gatten finden, um der Arbeiterbewegung nicht verlorenzugehen.

Hier muss eingesetzt werden. Der kleinbürgerliche Gedanke, die Frau gehöre nicht in die Politik, muss abgestreift, vernichtet werden. Gemeinsam müssen Mann und Frau am politischen Leben teilnehmen.

1929 wurde gesamtschweizerisch eine Petition für das Frauenstimmrecht lanciert. Die meisten Frauenverbände, ob bürgerlich oder sozialdemokratisch, nahmen an der Unterschriftensammlung teil. Anny sammelte die Unterschriften unter anderem vor den Wahllokalen. Die Reaktionen der Abstimmenden waren sehr geteilt:

«Eine famose Idee», so kommt beim Stimmlokal Länggasse der erste Bürger aus dem Lokal auf den Schulhausplatz und bewundert uns Frauen, dass wir es gewagt haben, mit den Unterschriftenbogen hierher zu kommen. Für oder gegen das Frauenstimmrecht? Viele haben schon bei der Haussammlung die Petition unterschrieben, viele machen es noch mit Freuden.

Bei anderen aber herrschte nicht eitel Freude:

Sie drückten sich uns gegenüber jeweils aus: «Göht ga choche!», «Flicket zersch eui Schrümpf!», «Ihr verschtöht ja e Dräck vo Politik». Das waren noch die galanteren Bürger. Es gab aber auch solche Ausdrücke, die man hier nicht erwähnen kann, denn zu derb, zu unparlamentarisch waren sie.

1928 veröffentlichte Anny in der «Gewerkschaftlichen Rundschau» zwei Studien, eine über Frauenlöhne und Frauenarbeit, die andere über die Arbeiterin in den Gemeindebehörden.

Für die letztere untersuchte Anny die Tätigkeit der Frauen, insbesondere der Sozialdemokratinnen, in den Behörden verschiedener Gemeinden der Schweiz. In grosser Fleissarbeit trug sie die Materialien zusammen, machte Umfragen und verschickte Fragebogen an die Präsidentinnen der SP-Frauengruppen. Entstanden ist ein einmaliges

Bild über die Vertretung der Frauen in den einzigen Behörden, in die sie im Jahr 1928 wählbar waren: die Kommissionen für Fürsorge- und Armenwesen, Gesundheitswesen und Schule.

Eine zweite Studie, von Anny ebenfalls 1928 in der «Gewerkschaftlichen Rundschau» veröffentlicht, befasst sich mit einem Thema, das ihr immer besonders nahe lag: Frauenlöhne und Frauenarbeit. Auch diese Studie, für die Anny viel Material zusammentrug und analysierte, hatte sie von sich aus angepackt.

Anny schlug radikale Töne an, wie es unter den linken Frauen der zwanziger Jahre üblich war. «Es muss einmal mit den alten Anschauungen, dass das Mädchen nur zur Ehe erzogen werden muss, aufgeräumt werden. Die Tatsachen haben uns anderes gelehrt.» Den Frauen, auch den unverheirateten, müssten Lebensbedingungen geschaffen werden, «mit denen sie im Leben standhalten können». Leider seien aber auch die Gewerkschafter noch nicht alle der Meinung, dass die Frau gleich viel verdienen müsse wie der Mann.

Für Anny aber war klar: Gleiche Arbeit – gleicher Lohn. Nicht zuletzt würde das die Frau im Haushalt entlasten.

«Erst mit der Gleichstellung von Mann und Frau in bezug auf die Entlohnung wird es möglich sein, all die Errungenschaften der Technik, die Hilfsmittel für den Haushalt anzuschaffen, damit nicht die Frau ganz in der Kleinarbeit für die Familie aufgeht.»

1928 fand in Bern die «Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit – Saffa» statt. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund delegierte Anny Klawa in das Komitee der Gruppe Industrie und Heimarbeit der Saffa. Anny erzählt über ihre Erfahrungen:

Die «Saffa» war eine einmalige, grosse und wichtige Ausstellung, und die Frauen arbeiteten hart dafür. Ich vertrat von der Gewerk-

schaft aus die Textilarbeit, Heimarbeit und Fabrikarbeit. 1926 fingen wir mit der Arbeit an. Wir tagten in einem Nebenflügel des Bundeshauses. Später teilten wir uns auf in die verschiedenen Kommissionen.

Wir wollten den ganzen Arbeitslauf in einer Weberei bis zum fertigen Stoff dokumentieren. Ich schlug vor, auch einen Jacquard-Webstuhl zu zeigen. Die Glattweberei können sich viele vorstellen, das läuft bloss hin und her, aber wie der Jacquard mit den eingewobenen Mustern hergestellt wird, weiss kaum jemand. 1928 funktionierte die Jacquardweberei mit dem Lochkartensystem. Die Weberin musste ständig aufpassen und mitzählen, sonst gab es Fehler, und das war eine komplizierte, anspruchsvolle Arbeit.

Mit dem Jacquard-Webstuhl wollte ich dem Publikum zeigen, dass auch eine Arbeiterin etwas können muss. Es wurde oft genug abschätzig über die «Fabriklerin» gesprochen. Der Industriellenverband war aber dagegen. Er musste den Transport der Maschinen übernehmen und die Arbeiterin im Hotel unterbringen, und diese Kosten, zum Beispiel für den Jacquard-Stuhl, der viel Platz brauchte und sehr kompliziert war zum Aufstellen, hätte er sich eigentlich ersparen wollen. Nach einer Sitzung ging ich mit Steinmann, dem Präsidenten des Industriellenverbands, den Gang entlang, und da sagte er: «Hören Sie, Frau Klawa, warum beharren Sie eigentlich so darauf, dass so ein Jacquard-Stuhl aufgestellt wird? Sie wissen doch anscheinend, was das ist und was es dazu braucht?» Da sagte ich zu ihm: «Weil ich finde, dass man zeigen muss, dass auch eine Arbeiterin ein intelligenter Mensch ist und nicht eine minderwertige Fabriklerin!»

Er redete wieder dagegen, aber ich unterbrach ihn und sagte: «Herr Dr. Steinmann, ich bin Anny Morf von der Weberei Höngg!» Da stutzte er, begriff aber sofort. Er war einer von denen, die mich damals auf die schwarze Liste gesetzt hatten, so dass ich jahrelang nicht mehr in einem richtigen Betrieb arbeiten konnte. Nun erinnerte er sich an meinen Namen und sagte hastig: «Ja, Frau Klawa, nicht wahr, diese Zeiten sind vorbei, das macht man heute nicht mehr!»

Aber ich hatte gesiegt. Der Jacquard-Stuhl wurde an der «Saffa» tatsächlich aufgestellt und zog am meisten Publikum an, weil die Leute es spannend fanden, wie das Blumenmuster in den Stoff gezaubert wurde.

Die Roten Falken

Die ganz grosse Leidenschaft in Annys Leben, ihr eigentliches Lebenswerk, sind die Berner Kinderfreunde, die Roten Falken, eine Bewegung ähnlich den Pfadfindern, aber mit sozialistischen Inhalten und für Buben und Mädchen. Anfangs der zwanziger Jahre entstanden nach österreichischem Vorbild an verschiedenen Orten in der Schweiz solche Gruppen.

In einem Artikel im «Frauenrecht» von 1934 schilderte Anny, was sie den Kindern mitgeben wollte:

Unseren Kindern Licht, Luft, Sonne, Freude, Arbeit – das sind Dinge, die nicht jede Mutter spenden kann. In den dumpfen Wohnungen der Städte und in den rauchgeschwängerten Hütten der Dörfer ist das Licht spärlich, die Luft stickig, Sonne selten, und, wo diese Voraussetzungen fehlen, kann die Freude nicht zu Hause sein.

«Ja, mein Kind muss es besser haben, als ich es gehabt habe», höre ich oft sagen. Man glaubt, im Sparbuch auf der Bank ihm das Bessere zu geben. Oh, wie töricht ist dieser Glaube!

Schon seit vielen Jahren besteht eine Kinderfreundebewegung in der Schweiz. Dahin, Mütter, Arbeiterfrauen, müsst ihr eure Kinder schicken. Gebt ihnen die paar Stunden frei, verzichtet auch einmal in der Woche auf euer Kind. Macht euer Kind stolz, dass es zu den Kinderfreunden gehen darf, es wird dann auch auf seinen Vater, auf seine Mutter stolz sein, dass sie Arbeiterleute sind.

Eure Kinder, wenn sie auch erst sechs Jahre alt sind, können zu uns in die Hortstunden kommen. Und da sechs und zehn sechzehn sind, könnt ihr euren Kindern zehn schöne Jugendjahre verschaffen. Frohe, lichtvolle Jahre, wo der Glaube an die Menschheit, an ein Vorwärtsschreiten gelegt wird und euer Ideal, «Es soll meinem Kinde besser gehen als mir», seine Verwirklichung erfährt.

An einer Delegiertenversammlung traf ich den Genossen Karl Geissbühler, einen Lehrer aus Wabern, der später Stadtrat wurde, und diskutierte mit ihm darüber, dass man schon die Kinder zum Sozialismus erziehen sollte. Nach all dem, was ich in München erlebt hatte, schien es mir unmöglich, dass Leute erst mit dreissig oder vierzig Jahren zu Sozialisten werden könnten.

Ich schlug dem Genossen Geissbühler vor, eine Kindergruppe auf die Beine zu stellen. Er fand die Idee gut, fragte den Abwart seines Schulhauses, ob wir den Schulhausplatz benutzen könnten, und dann fingen wir einfach an. Die Strassen waren damals voll von Kindern. Wir luden sie ein, auf den Turnhallenplatz zu kommen und spielten mit ihnen. Später suchte ich junge Leute aus dem Quartier, die uns dabei halfen, und sie bekamen denn auch den Namen «Helfer».

Am Anfang und am Schluss sangen wir zusammen ein Lied. Ich konnte nicht singen, aber einige junge Leute konnten das gut und studierten mit den Kindern die Lieder ein. Wenn ich einmal aus Begeisterung trotzdem mitsang, merkte ich plötzlich, dass die Kinder zu mir hersahen, und dann hörte ich auf, ich sang nämlich falsch. Ich konnte nur die Internationale singen!

Kurz darauf gründeten wir je eine Gruppe im Südquartier, im Ostring, in der Matte unten und in der Länggasse. Überall suchten wir Lokale. In der Länggasse mieteten wir ein Waschhäuschen.

1922 gründete ich mit diesen Gruppen die Organisation der Berner Kinderfreunde.

Unser Vorbild kam aus dem Roten Wien. Nach dem Ersten Weltkrieg hatten dort die Sozialdemokraten die Oberhand bekommen. Damals wurde das neue Wien gebaut, der Karl-Marx-Hof zum Beispiel. Das Rote Wien machte sehr viel für die Arbeiterschaft, und die Kinderfreunde bestanden schon seit einigen Jahren.

Auch in Basel, Biel, Zürich und Winterthur waren Gruppen gegründet worden. 1928 schlossen diese Gruppen sich zusammen im Landesverband Schweizerischer Kinderfreunde-Organisationen, genannt Lasko. Der Genosse Max Winter, Abgeordneter und Leiter der Kinderfreunde in Wien, kam nach Zürich an die Gründungsversammlung.

In den dreissiger Jahren hatten wir allein in Bern mehr als zweihundert Mitglieder. Jede Familie, egal wieviele Kinder es waren,

zahlte drei Franken pro Jahr. Das reichte aber nicht, und wir mussten noch Geld sammeln. Wir gingen einfach ins Haus hinein, treppauf und treppab, läuteten an den Türen und sagten, wir kämen von den Kinderfreunden, ob sie etwas stiften würden. Da waren zwanzig oder fünfzig Rappen schon viel, man gab selten einen Franken. Sogar meine Mutter half beim Sammeln. Bei einer Weihnachtssammlung – es wurde ihr im Protokoll verdankt – brachte sie einmal vierhundert Franken zusammen.

Nach einigen Jahren hatten wir schon viel Spielmaterial, Springseile und Bälle und wussten nicht wohin damit. Wir brauchten einen Standort. Damals hatte Genosse Jenzer die Liegenschaftenverwaltung, und an einer Versammlung sprach ich mit ihm darüber. Da sagte er, er habe an der Brunnengasse in der Altstadt eine Wohnung frei, das wäre etwas für uns. Ich sagte sofort zu und unterschrieb den Vertrag auf mein Risiko, bevor der Vorstand die Bewilligung gab. Ich hatte eine schlaflose Nacht, weil ich Janis noch nichts erzählt hatte, und er war ja der Verdienende, ich war die Hausfrau. Aber auf jeden Fall aber glückte es, ich konnte wie immer überzeugen, und im Frühling 1931 zogen wir im «Budeli», wie wir sagten, ein. Jeden Mittwochnachmittag war ich dort mit den Kindern. Wenn es schönes Wetter war, gingen wir spazieren, und wenn es regnete, bastelte ich mit ihnen.

Für die Spiele im Freien hatten wir viel zuwenig Spielplätze. 1925 bis 1927 suchten wir überall. Wo wir auch hinkamen, zum Beispiel in Innenhöfen, reklamierten die Leute. Sie vertrugen das Singen und den Kinderlärm nicht, und immer mussten wir wieder weg. In der Matte stand nur gerade das Schulhausareal zur Verfügung. Am besten war es im Nordquartier, wo wir den Sportplatz des Schulhauses benützen konnten. Aber dort war Fussballspielen verboten. Diese vielen Vorschriften und die Unmöglichkeit, etwas Bleibendes zu haben, brachten mich auf den Gedanken, etwas zu kaufen.

Wir suchten überall, und ich fragte auch den Liegenschaftsverwalter wieder, ob er mir nicht irgendwie helfen könne. Da telefonierte er mir eines Tages, ein Bauarbeiter wolle in Belp ein Stück Land verkaufen. An einem schönen Samstagnachmittag fuhren wir nach Belp und schauten uns das Land an. Es gefiel uns gut. Rings um das Land herum war ein Streifen, der der Gemeinde Belp gehör-

te. Das Land war schön eingebettet in einen Wasserlauf. Als die Belper aber erfuhren, dass das Land den sozialistischen Kinderfreunden verkauft werden sollte, hiess es: «Kommt nicht in Frage.» Der Bauarbeiter aber war in der Gewerkschaft und sagte, er wolle uns das Land gern verkaufen, allerdings nur an eine Privatperson. Janis und ich entschlossen uns, das Land auf unseren Namen zu kaufen, obwohl wir kein Geld hatten. Der Bauarbeiter war für siebentausend Franken verschuldet, was damals ein grosser Betrag war. Wir versprachen ihm, wir würden alle seine Schulden auf uns nehmen, und damit war die Sache erledigt. Er selber bekam keinen Rappen, aber er war seine Schulden los und musste keinen Zins mehr zahlen. Das übernahmen nun die Kinderfreunde.

Natürlich fragten sie auf der Gemeinde sofort, was wir vorhätten, man könne da nicht bauen. Wir sagten, wir würden nicht bauen, sondern – eine Hühnerfarm eröffnen!

Es war Frühling, und das Gras stand ziemlich hoch. Ich fragte einen Bauern, ob er das Gras brauchen könne, weil es mich reute, es zu zertrampeln, aber er sagte, er könne es höchstens auf den Mist werfen. Er hatte Angst, er müsse dafür bezahlen. Auch der zweite Bauer konnte das Gras nicht brauchen. Die Bauern hatten natürlich erfahren, dass wir Sozialdemokraten waren, das liess sich ja nicht verheimlichen.

Eine Woche später fuhren wir über das Wochenende – wir hatten damals schon zwei Zelte – mit einer Gruppe hinaus, spielten auf der Wiese und weihten sie so ein. Das war am 14. Juni 1931.

In der Gemeinde Belp, die ganz bürgerlich war, schimpfte man über uns, und im ersten Jahr hatten wir es sehr schwer. Aber es war schliesslich unser Land. Im zweiten Jahr lud ich die ganze Gemeinde in den grossen Saal der «Linde» ein. Der Saal war gut halb voll, es kamen sehr viele Leute aus der Gemeinde. Wir erzählten von den Kinderfreunden und zeigten Fotos von unseren Wanderungen. Trotzdem sagten einige: «Wir wollen keine Sozis in Belp haben.»

Ein Teil des Vorstands fand, wir sollten nicht bei Leuten einkaufen, die gegen uns seien, wir sollten in der Konsumgenossenschaft in Bern einkaufen und die Sachen mit hinausnehmen. Ich aber wollte mit der Bevölkerung auskommen. Bevölkerung, das ist auf dem Lande nicht der Arbeiter, sondern der Gewerbetreibende. Ich sagte:

«Wenn wir in dieser Gemeinde Frieden haben wollen, müssen wir dort einkaufen. Und wir müssen Frieden haben, sonst wird die Belper Jugend gegen uns aufgeputscht. Das ist für uns gefährlich, weil wir ja im Zelt übernachteten. Wir wollen allen Streitereien aus dem Weg gehen.»

Der Vorstand liess sich davon überzeugen, und wir kauften fortan in Belp ein. Mit dem Metzger bekamen wir schnell ein gutes Verhältnis. Wenn wir Kartoffelsalat machten, gaben wir natürlich eine Wurst dazu. Hundert Cervelats oder Schüblinge waren für den Metzger ein Ertrag, den er nicht so rasch machen konnte. In Belp gab es wohl ab und zu ein Festchen, wo er Würste verkaufen konnte, aber nun kamen wir und bestellten sogar mehr als einmal im Jahr.

Nach der Orientierung der Bevölkerung an der grossen Versammlung und wegen meiner Einkaufspolitik legte sich der Sturm in der Gemeinde mit der Zeit.

Nach und nach kamen immer mehr Kinder, und wir brauchten mehr Zelte, wenn wir auf der Spielwiese übernachteten, hatten aber das Geld nicht dafür. 1930/31 beschloss der Vorstand, ein kleines Häuschen zu bauen, in dem man bei Regenwetter und Gewitter unter schlüpfen könnte. Wir hatten keine Unterstände, oft brach ein Gewitter über uns nieder, und wir mussten danach die Kleider trocknen.

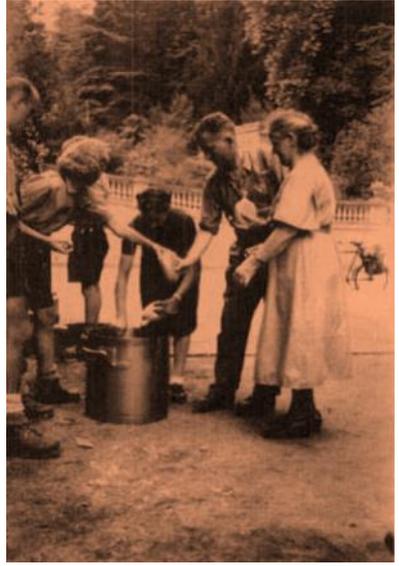
Um das Häuschen zu finanzieren, veranstalteten wir Konzerte mit der Arbeitermusik, Tanzveranstaltungen mit Tombola und machten jedes Jahr den «Blümchen-Tag», an dem wir auf der Strasse Ansteckblümchen aus Celluloid verkauften.

Als wir fünfzehntausend Franken beisammen hatten, begannen wir zu bauen. Im Jahre 1935 war die Einweihung des Häuschens. Die Eltern wurden eingeladen und konnten schauen, wo die Kinder übernachteten. Oben unter dem Dach richteten wir den Schlafsaal ein. Anfangs schliefen wir auf blossem Stroh. Danach legten wir Decken darüber, damit die Kinder das Stroh nicht im ganzen Haus herumtragen. Sie hatten Stroh in den Kleidern, Stroh im Haar, und manchmal bewarfen sie sich sogar damit.

An Weihnachten bekamen die Kinder immer ein Geschenk. Im Vorstand hatten wir Frauen, die den Kindern ein Schürzchen oder



Casiano 1935



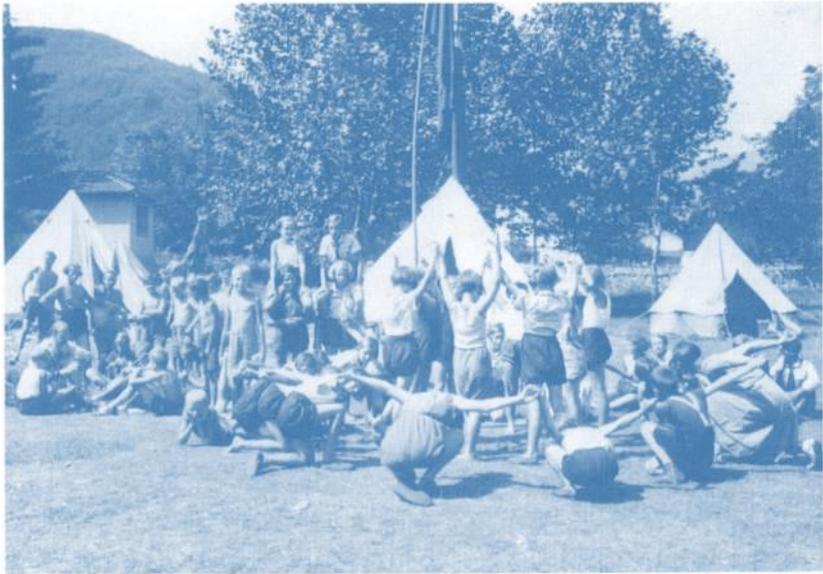
Casiano 1949



Casiano 1935



Das Häuschen der Berner Kinderfreunde im Belpmoos



Casiano 1935

Strümpfe geben wollten, aber mir war das ein Greuel, denn das ist kein Andenken für das Kind, wenn es zu Weihnachten Strümpfe bekommt. Mir war es selber so gegangen als Kind, und ich war immer bitter enttäuscht gewesen. Ich wollte den Kindern ein Andenken geben, zum Beispiel eine Tasse oder einen Teller mit einem Bild, das illustrierte, was wir in jenem Jahr gemacht hatten. Wenn es ein Jahr mit wunderbarem Wetter war und wir auf vielen Wanderungen Suppe gekocht hatten, liess ich eine Tasse malen mit einem Lagerfeuer drauf. Das wechselte von Jahr zu Jahr. Wir besprachen das mit den Helfern, und die Siebzehn- und Achtzehnjährigen fassten den Beschluss. Manchmal waren sie gegen den Vorstand und bekamen die Mehrheit. Zum Beispiel wollten wir ein Gefäss für die Wanderungen. Ich meinte, es müsse ein Beckeli sein, und sie fanden, ein Suppenteller sei besser. Ich war nicht einverstanden damit, aber sie hatten die Mehrheit, und ich musste mich fügen. Dann sahen sie, dass der Teller unpraktisch war, und so schenkten wir das nächste Jahr einen Wanderbecher, aus dem sie Tee trinken *und* Suppe essen konnten. Den Henkel konnte man umklappen, damit der Becher im Rucksack Platz hatte, andere banden ihn wie die Pfadfinder an den Gürtel. Das fanden dann die Genossinnen doch praktisch und gaben ihre Strümpfe- und Schürzentheorien auf.

Ich achtete sehr darauf, dass mit den Falken über Berufe gesprochen wurde, wenn sie aus der Schule kamen. Wenn die Kinder schon drei oder vier Jahre bei den Falken waren und ich mit den Eltern Kontakt hatte, ging ich zu ihnen nach Hause. Ich fragte sie: «Habt ihr einen Lehrvertrag?» Oft war kein Lehrvertrag da, und der Bub meinte, er sei in einer Lehre, dabei war er nur ein schulentlassener Hilfsarbeiter. Ich setzte auch Gewerkschafter ein, weil ich ja nicht alles selber machen konnte. Ich sagte zum einen oder andern Genossen, den ich gut kannte: «Hör mal, frag diesen Buben, was er im Betrieb machen muss.» Ich wollte wissen, ob er wirklich in einer Lehre war.

Und so brachte ich manchen Falken zu einem Beruf. Es brauchte natürlich den Willen des Kindes. Wir hatten auch Falken, die ablehnten und Eltern, die sagten, das spiele keine Rolle, sie brauchten jetzt in erster Linie ein neues Bett. Und wenn der Bub oder das Mädchen verdiene, könnten sie es anschaffen. Diese Kinder arbeiteten mei-

stens als Ausläufer. Aber oft setzte ich alle Hebel in Bewegung und liess nicht locker, bis das Kind trotzdem eine Lehre machte.

Oft kamen die Eltern wegen Betreibungen oder Pfändungen zu mir. Ich hatte einmal drei Familien, die einem Hausierer für ein paar Leintücher unterschrieben hatten, aber das konnten sie nicht zahlen, und es kam eine Betreibung von der Firma. Da schrieb ich der Firma und heizte ihr tüchtig ein, so dass der Vertrag rückgängig gemacht wurde. Manchmal gab ich noch unsere letzten zwanzig Franken vor dem Zahltag aus, damit eine Betreibung zurückgezogen werden konnte. Aber Janis war immer damit einverstanden.

Ich führte regelrecht ein Sekretariat. Ununterbrochen war ich mit Arbeit für die Roten Falken und ihre Familien beschäftigt, und das war für mich manchmal eine ungeheuer intensive Arbeit.

Wir wollten mit den Kindern aber nicht nur basteln und spielen, sondern ihnen auch den Gedanken des Sozialismus näherbringen und sie zur Solidarität erziehen.

Das begann schon im Kleinen: Auf unseren Wanderungen kochten wir Tee, sammelten das mitgebrachte Essen der Kinder ein und machten etwas für alle daraus. Oft, wenn das eine oder andere eine Wurst mitbrachte, machten wir Wurstsalat. Viele brachten auch Früchte mit, Äpfel, Orangen und Birnen, Bananen gab es in jener Zeit noch nicht. Daraus machten wir ein Birchermüesli. Ich nahm zwei Pfund Haferflocken mit und ein bisschen Zucker. Irgendwo beim nächsten Bauern kauften wir Milch. Und dann sagte ich zu den Kindern, das sei doch viel schöner und besser, als wenn jedes seinen Apfel oder seine Wurst verzehre. So hatten alle gleich viel, und jedes konnte etwas zum Essen beitragen.

Dann kam die Zeit der dreissiger Jahre mit der grossen Arbeitslosigkeit. Die Kinder mussten daheim oft sehr schmal durch, und da gab ich den Helferinnen und Helfern manchmal einen Fünfliber und sagte: «Ihr könnt einkaufen, was ihr wollt, und es aufteilen in Gemeinschaft.»

Wir erzählten den Kindern von der Entstehung der Konsumgenossenschaft in England und von ihrem Gründer Robert Owen. Ich sagte ihnen auch, sie sollten die Zeitungen lesen. Damals waren unsere Zeitungen ja voll von Arbeitslosigkeit und Elend. Ich liess sie Zeitungsausschnitte mitbringen, und dann diskutierte ich mit den

Zwölf- und Dreizehnjährigen darüber und machte ihnen klar, warum wir Arbeitslose hatten.

Manchmal hatten sie Vater oder Mutter gefragt und hatten vom Vater die Antwort bekommen: «Du bist noch zu jung, das verstehst du noch nicht.» Aber ich sagte ihnen: «Auch ihr versteht das.»

In den Lagern machten wir Diskussionsgruppen mit den Kindern. Auch die Frauenfrage kam zur Sprache. Ich erklärte ihnen, warum die Mutter, die in der gleichen Fabrik wie der Vater arbeitete, weniger verdiente.

Die Kinder reagierten sehr positiv. Sie wurden ja zu Hause mit der Armut konfrontiert. Weil ich die Mitgliederkartei führte, wusste ich, was der Vater arbeitete, ob er organisiert war, ob sie die «Tagwacht» hatten, ob sie in der Konsumgenossenschaft waren oder nicht. Ich wollte doch wissen wie die Kinder lebten! Die Kinder kamen dann mit Fragen, und ich erfuhr die Familiengeschichten. Sie konnten mit uns oft besser diskutieren als daheim.

Einst schrieb ein Lehrer von Bern, es gehöre sich nicht, dass bei den roten Falken Burschen und Mädchen zusammen seien. Das sei nicht schicklich. An den Helferkursen – die Falken, die aus der Schule kamen, blieben meistens bei uns, und wir zogen sie als Betreuer für die kleineren heran – nahmen Mädchen und Burschen teil.

Die meisten Falken gingen nach der Schule in eine Lehre oder in eine Fabrik. Mädchen und Buben mussten miteinander arbeiten. Warum sollten nicht auch die Kinder beieinander sein und sich aneinander gewöhnen? Ich hatte die Kinderfreunde vor allem auch gegründet, weil ich wollte, dass die Frauen mehr anerkannt würden. Ich hatte ja schon früher immer dafür gekämpft, dass auch die Frauen miteinbezogen werden.

Von einer Teilung des Haushalts zwischen Männern und Frauen sprachen wir vor dem Ersten Weltkrieg noch nicht. Bei den Kinderfreunden versuchte ich das aber einzubringen. Buben und Mädchen mussten die gleiche Arbeit machen. Wenn wir mit den Zelten unterwegs waren und Stroh geholt werden musste, füllten Mädchen und Buben zu zweit einen Strohsack. Ich hielt das bewusst so, damit die Buben sahen, dass Mädchen das auch können. Auch beim Kochen und beim Abwaschen machten sie die gleiche Arbeit. In den Lagern sassen Mädchen und Buben durcheinander. Wir hatten nicht einen Buben- und einen Mädchentisch. Nach dem Essen halfen die Kinder

in Dreiergruppen, eines wusch ab, ein anderes trocknete das Geschirr und das dritte musste es versorgen. Und da waren immer Mädchen und Buben beteiligt.

Natürlich rebellierten die Buben manchmal dagegen. Einmal wollte ein Bub im Tessiner Lager beim Abwaschen nicht mitmachen. Die andern Kinder schimpften. Ich sagte: «Silenzio!» und stellte den Teller des Buben nach dem Essen auf ein Bord. Abends beim Tischdecken stellte ich ihm den schmutzigen Teller hin. Als alle am Tisch sassen, schlug er mit dem Löffel gegen den Teller und schimpfte: «Das ist eine Sauerei, das ist ja ein dreckiger Teller!»

Da ging ich zu ihm und redete mit ihm. «Wir sind jetzt schon eine Woche im Lager. Du hast gesehen, eines wäscht ab, das andere trocknet ab, und das dritte räumt ein.»

Er sagte: «Aber das ist Weiberarbeit!»

«Darüber reden wir dann noch!» meinte ich.

Am selben Abend rief ich alle Mädchen und Buben von der Abwasch-Équipe zusammen. «Wer hat gehört, was er gesagt hat und besser nicht sagen sollte?» Ein Mädchen sagte sofort: «Weiberarbeit». Ich fragte den Buben, ob er zu Hause das Geschirr abtrockne. «Die Mutter hat mich noch nie geheissen», war die Antwort.

So diskutierten wir miteinander darüber. Aber das Theoretische allein genügt nicht. Die Praxis muss dazukommen, und am wichtigsten ist das Beispiel der Eltern. Wenn der Vater mithilft in der Familie, macht der Bub es ihm automatisch nach.

Im Sommer 1930 fanden in Thun zwei Lager der deutschen Kinderfreunde statt. Ich fuhr fast jeden Tag dorthin, um zu sehen, wie sie das machten, denn ich wollte lernen für unsere eigenen Lager.

Da waren je zweitausend Kinder in zwei Etappen. Im ersten Lager waren die Kinder von Berlin bis Mecklenburg, nachher kamen Kinder aus dem westdeutschen Raum, vom Rheinland bis nach Hamburg. Da sah ich die Gegensätze zwischen den beiden Teilen Deutschlands. Das zweite Lager wurde nicht so militärisch geführt wie das erste, das sehr streng und richtig preussisch war.

1934 fand ein gesamtschweizerisches Lager in Männedorf mit vierhundert Kindern statt, da hätte ich zuerst die Sanität übernehmen sollen, aber die Verantwortung für so viele Kinder war mir zuviel in Anbetracht der Arbeitslosigkeit und der Unterernährung,

und ich verlangte noch einen Verantwortlichen für die Sanität. Als sie mir schrieben, sie hätten einen Sanitäter, da sagte ich zu als Mit-hilfe. Am zweiten Tag kam der «Sanitäter». Das war ein einund-zwanzigjähriger Sanitätssoldat, der absolut nichts verstand, am wenigsten von Kinderkost.

Das Lager wurde von einem Vegetarier geleitet. In jener Zeit kamen Gedanken auf von neuer Ernährung, einige wollten kein Fleisch essen, andere wollten keinen Essig. Das ist eine persönliche Sache, die man nicht ändern aufzwingen kann. Nun wurde das aber in das Lager hineingetragen. Der Salat wurde mit Zitrone ange-macht, was die Kinder nicht gewohnt waren. Der Salat wurde nicht gegessen. Die Kinder schrieben nach Hause, sie bekämen nie Fleisch. Da schickten die Eltern Landjäger und Würste. Das Bir-cher muesli war sehr gut gemeint, es musste unbedingt Rahm hinein, damit es nähre. Nun hatten wir aber im Lager unterernährte Kinder aus der Ostschweiz, St. Gallen und Appenzell, die vertrugen dieses Essen nicht. Die Kinder vertrugen nicht einmal den normalen Ha-ferbrei, der mit Milch gekocht wurde, und ich musste Nacht für Nacht das Erbrochene von den Woldecken waschen und die Kinder umziehen. Da liess ich einen Arzt kommen, der mir riet, den Kin-dern Griessbrei mit einem Drittel Milch und zwei Dritteln Wasser zu geben. Das kochte ich auf einem Petrolherd, bis die Kinder wie-der auf den Beinen waren.

Wir hatten also Schwierigkeiten noch und noch. Man wollte zuviele neue Ideen verwirklichen, ohne auf die Bedürfnisse der Kin-der zu achten. Nach dem Lager gab es eine Sitzung des Landesver-bands, die sehr turbulent war. Die Leute wurden sogar handgreiflich und gingen mit Fäusten aufeinander los. Dann wurde beschlossen, dass das nächste schweizerische Lager von den Berner Kinderfreun-den übernommen werden sollte. Das war das Böniger Lager 1937 mit vierhundert Kindern, das ich leitete, und von dem die alten Falken, die damals dabei waren, noch heute schwärmen. In diesem Lager ging alles wunderbar. Der Lagerplatz, das Essen, die Zusam-menarbeit der Leiter, alles stimmte.

Weil die Eltern zuviel dreinredeten und immer wieder in den Lagern vorbeikamen, beschlossen wir, im Tessin einen Platz zu su-chen, und wir fanden einen wunderschönen Platz in Casiano, direkt am Luganersee. 1933 hatten wir dort das erste Lager, und bis in die

fünfziger Jahre gingen wir immer wieder dorthin. Die Tessiner Lager waren die schönsten Lager.

Die «oberen» Genossen, die ein gutes Einkommen hatten, schickten ihre Kinder selten zu uns. Sie hatten ihren Kindern einen andern Weg vorgezeichnet, sie sollten studieren.

Die Partei unterstützte die Kinderfreunde leider kaum. Einmal machte ich der städtischen Partei den Vorschlag, an einer Versammlung über die Kinderfreunde zu referieren. Man sagte mir zu. Aber an der Versammlung gingen die Traktanden immer weiter, und die Hälfte der Leute ging heim, weil es einfach zu lange ging, denn sie mussten am nächsten Morgen wieder früh aufstehen. So ging das an drei oder vier Delegiertenversammlungen, und nie konnte ich sprechen. Dann hiess es plötzlich einmal: «Genossin Klawa spricht heute abend über die Kinderfreunde.» Es war zwanzig Minuten vor elf. Und da sagte ich: «Danke schön, ihr lieben Genossen, die Hälfte ist bereits nach Hause gegangen. Ich referiere um diese Zeit nicht mehr.» Die Versammlung wurde geschlossen, und das Thema kam nie mehr zur Sprache. Das war bitter und auch töricht, denn die Kinderfreunde arbeiteten ja für den Sozialismus, und die Kinder waren der Nachwuchs für die Partei.

Eines schönen Tages durften wir am 1. Mai nicht mehr als Rote Falken mitmarschieren. Die Maifeierkommission, die aus Gewerkschaften und Partei zusammengesetzt war, bestimmte, was für Transparente am 1. Mai mitgetragen und welche Forderungen aufgestellt würden. Und nach dem Reichstagbrand 1933 bestimmte die Kommission, wir dürften nicht mehr mit den roten Fahnen und den blauen Blusen kommen. Als Kindergruppe schon, aber nicht mehr als Rote Falken. Dabei waren wir früher immer mitmarschiert, mit unseren blauen Blusen und den roten Tüchern um den Hals. Wir hatten grosse rote Sturmflaggen. Jede Gruppe hatte eine solche rote Fahne. An der Spitze der Fahnenstange thronte ein Falke aus Metall, unser Emblem, das ein Metallarbeiter für uns fabriziert hatte.

Die Blütezeit der Kinderfreunde waren die dreissiger und vierziger Jahre. Den Arbeiterfamilien ging es schlecht, und bei uns bekamen die Kinder vieles, was ihnen die Familie nicht geben konnte: Wandern, Ferien, genügend zu essen. Es gibt Falken, die mir heute

noch schreiben, was für eine glückliche Zeit sie bei uns verbracht hätten. Noch viele Jahre, bis nach Janis' Tod, hatte ich die Leitung der Kinderfreunde und machte die ganze Arbeit, obwohl ich wieder berufstätig war. Bis es mir zuviel wurde und ich aufhören musste. Dann ging es nach und nach bergab mit den Kinderfreunden, und heute gibt es nur noch wenige Gruppen. Auch die Arbeiterfamilien haben ein Auto und einen Fernsehapparat, und damit beschäftigt man sich heute.

Aber ich habe die Früchte geerntet, die ich säte. Am meisten freut es mich, dass die Ehen der Falken so gut geworden sind. Sie können miteinander reden und haben gemeinsame Interessen, und das ist das Wichtigste in einer Ehe.

Der Spanische Bürgerkrieg

Wir nahmen grossen Anteil an den Ereignissen in Spanien. In den Zeitungen verfolgten wir den Überlebenskampf der jungen Republik, die Streiks und Demonstrationen der spanischen Arbeiter und mussten zusehen, wie Franco, von Deutschland und Italien mit Kriegsmaterial versorgt, immer mächtiger wurde. Der Bürgerkrieg brach aus. Dutzende von unseren Genossen gingen nach Spanien, um die spanische Republik zu verteidigen.

In Madrid, wo heftig gekämpft wurde, versuchte Franco als erstes, die Arbeiterorganisationen zu zerschlagen. Das Schweizerische Arbeiterhilfswerk (SAH) half der bedrängten Arbeiterschaft und den Flüchtlingen, so gut es konnte. Regina Kägi-Fuchsmann, die Leiterin des SAH, fragte mich, ob ich nicht für den Kanton Bern die Hilfsaktion organisieren wolle. So begann für mich die Spanienhilfe, für die ich von Ende 1936 bis 1939 intensiv arbeitete.

Ich begann Leute zu suchen, die mithalfen, und fragte natürlich unsere Sozialdemokraten an. Viele machten mit, ich hatte keine Mühe, Freiwillige zu finden.

Wir verschickten Zirkulare an die Schulen, weil ich wusste, dass Kinder sehr spontan reagieren, wenn man ihnen erzählt, andere Kinder hätten Hunger. Ich regte die Lehrer an, sich mit den Kinder an der Sammelaktion zu beteiligen, und die machten das ohne Weiteres, weil es ja nicht um politische Agitation ging, sondern darum, dass man die hungernden und frierenden spanischen Kinder, die sich damals bereits auf der Flucht befanden, ernähren und kleiden konnte.

Unsere Aktion war eindeutig für die Linken und gegen die Faschisten. Ich bin heute noch erstaunt, wie gross die Unterstützung der Berner Bevölkerung war. Ich erfuhr nie Ablehnung, sondern im Gegenteil immer Anerkennung.

Im Winter 1936 begannen wir mit der Arbeit. Wir brauchten dazu ein Lokal. Am Anfang waren wir an der Brunnengasse, dann im

Munzingerschulhaus und zuletzt in der alten Volksküche an der Lentulusstrasse.

Im März 1937 erreichte ich, dass die Gefangenenanstalt Witzwil und das Zöglingenheim Tessenberg auf ihren grossen Landflächen für uns Suppengemüse anpflanzten. Alles wurde unentgeltlich gedörft und geliefert! Gedörftes war leichter und besser haltbar. Auch viele Bauern schickten uns Obst und Gemüse, und was grün eintraf, gab ich der Konsumbäckerei weiter, die für uns tonnenweise Gemüse und Apfelstücklein dörfte. Sie machte das unentgeltlich, als Solidaritätsaktion. Damals war eben alles noch persönlicher, und ich kannte die Leute von der Konsumbäckerei. Wir hobelten, scheidelten, rüsteten, und abends wurde das Gemüse von der Bäckerei abgeholt.

Wir hatten auch ein Büro, wo Berge von Drucksachen, Dankschreiben und Quittungen verschickt und Tausende von Adressen geschrieben wurden. Im Sortierraum wurden die gesammelten Hemden und Hosen, Pullover, Schuhe und Strümpfe, Windeln und Schlüttli sortiert, zusammengebunden und auf französisch und spanisch angeschrieben. Dann wurden sie in Säcke gefüllt und zugenäht.

Die Arbeit war nicht immer leicht. Wir mussten schwere Kisten und Säcke hin und her tragen, denn alles wurde gewogen, und jedes Colis bekam eine Nummer und wurde angeschrieben. «Ayuda Suiza» stand auf der Etiketle, auf der genaue Angaben über den Inhalt gemacht wurden, damit die Säcke in Spanien so schnell wie möglich an den richtigen Ort gelangten. Jeden Abend wurde die Liste der abgewogenen Stücke zu einer Mitarbeiterin gebracht, die sie von Hand sechsmal kopieren musste.

Die Kleider und Lebensmittel kamen in Säuglingsheime, Kinderheime, Refugios und Waisenhäuser nach Madrid, Valencia, Barcelona und andere Städte, wo die Not am grössten war. Die Camions samt Fahrer wurden von humanitär eingestellten Firmen zur Verfügung gestellt. Sie fuhren bis nach Madrid. Die Fahrten dauerten immerhin zwei Nächte, und die Fahrer mussten unterwegs übernachten. Aber nur Benzin und Reparaturen wurden vom Geldertrag der Spanienhilfe bezahlt.

Während der ganzen Zeit lief eigentlich immer alles gut, wir hatten aber zwei Zwischenfälle, die sehr unangenehm waren. Einmal be-

stahl uns der Abwart des Schulhauses, wo wir arbeiteten. Er versteckte kistenweise Fett, Schokolade und Putzmittel auf dem Estrich und schickte es an Verwandte, die in Zürich ein kleines Geschäft hatten und die Sachen für ihn verkauften. Als es auskam, wurde er gebüsst.

Ein anderes Mal brachte uns Dr. Trösch, der für kurze Zeit Präsident der Spanienhilfe war, eine verschlossene Kiste und sagte, die brauche nicht geöffnet zu werden. Er schrieb mit rotem Stift «Kontrolliert» darauf. Selbstverständlich öffnete ich sie später doch und entdeckte zu meinem grossen Schrecken, dass sie faschistisches Propagandamaterial enthielt. Ich rief einen Lehrer des Schulhauses als Zeugen herbei und liess dann Dr. Trösch holen. Der war wütend, dass ich nicht ihn zuerst informiert hatte. Er nahm die Kiste noch am gleichen Tag mit und sagte, er erledige diese Angelegenheit selbst. Wer ihm die Kiste übergeben hatte, fand ich nicht heraus. Er selbst hatte anscheinend vom Inhalt keine Ahnung.

Gegen den Schluss der Spanienhilfe fuhr ich einmal mit Karl Ketterer, der später Nationalrat wurde und viele Sprachen konnte, vier Wochen nach Frankreich in die Flüchtlingslager, weil ich die Verhältnisse einmal von nahem sehen wollte. Wir verteilten unsere Hilfsgüter und führten Familien zusammen. In den Lagern hingen grosse Plakate mit Namen von Kindern, die gesucht wurden. Die notierten wir, und auf dem Weg nahmen wir solche Kinder mit und brachten sie zu ihren Eltern. Sie kamen aus allen möglichen Gegenden Spaniens.

Das Lager in Argeies war das grösste Lager, das ich besuchte. Es war schrecklich. Zwanzigtausend Menschen waren am Meer unten zusammengepfercht. Dort erlebte ich, dass Frauen sich an den Haaren nahmen wegen einem Knäuel Wolle und fünf Stricknadeln, die ich bei mir hatte.

Im Lager Les Martyrs waren hundert Buben und eine Wöchnerinnenabteilung untergebracht. Wir hatten dort eine Panne, und eine ganze Traube von Kindern musste den Lastwagen den Berg hinaufstossen. Als wir ankamen, begrüssten uns die Kinder mit einem spanischen Lied.

Wir brachten für die Wöchnerinnenstation hundertfünfzig Körbe mit einer Erstlingsausstattung. In einigen Geschäften in Bern



Sammlung von Säuglingskleidem in Berner Warenhäusern, 1939



Anny Klawa in der Spedition der Spanienhilfe. Bern, 1938



Abfahrtsbereite Lastwagen der Spanienhilfe vor dem Munzingerschulhaus in Bern, 1938



Panne in Saint-Pau auf Anny's Reise mit Karl Ketterer nach Südfrankreich, 1939. Von Anny Klawa fotografiert.

hatten wir einen Korb mit Bébésachen ins Schaufenster gestellt und die Leute zu Spenden aufgerufen. Der Schauspieler und Maler Eckehard Kohlund, der Vater des Schauspielers Erwin Kohlund, hatte uns dazu ein Plakat mit spanischen Frauen und Kindern gemalt. Wir hatten sehr viele von Hand gestrickte und gekaufte Kleidchen bekommen und damit diese Körbe ausgestattet.

Im Lager Gurs traf ich Gabriel Ersler wieder, einen jungen Polen jüdischer Abstammung, der in Bern Medizin studiert hatte und oft bei uns zu Besuch war. 1937 hatte er als Arzt am Böniger Lager der Kinderfreunde teilgenommen. Gleich darauf war er in den Spanischen Bürgerkrieg gegangen und hatte zwei Jahre in einer internationalen Brigade gekämpft. Nach dem Zusammenbruch der Republik landete er im Lager Gurs. Bei unserem Besuch fotografierte ich ihn vor unserem Lastwagen.

Später gelang es uns, Gabriel aus dem Lager zu befreien, und er wurde Arzt in einer Kinderkolonie in Südfrankreich.

Bei Kriegsausbruch 1939 mussten wir die Spanienhilfe liquidieren, weil wir nicht mehr hinfahren konnten. Was noch übriggeblieben war, übergaben wir dem Fürsorgeamt Bern.

Ich erhielt von der Spanienhilfe als Dank für meine Arbeit einen Lehnssessel, zusammen mit einem Brief des Präsidenten:

Bern, den 10. Nov. 1939
Liebe Frau Klawa,
Dieser Lehnssessel, den ich Ihnen von der Berner Arbeitsgemeinschaft als bleibendes Andenken an das gemeinsame Hilfswerk übergeben soll, ist nur ein ganz kleines Zeichen des Dankes im Vergleich zu der grossen und wertvollen Arbeit, die Sie in den vielen Monaten für die unglücklichen Kinder Spaniens geleistet haben.

Wenn wir mit vieler Freude und Genugtuung auf die grosse Hilfe zu-

rückblicken, die von Bern aus den Opfern des spanischen Bürgerkrieges zukam, dann vergessen wir nicht, dass diese Hilfe vor allem Ihrer unermüdlichen Arbeit, Ihrer reichen Erfahrung, Ihrem starken Willen und Ihrer Zuversicht zu verdanken sind.

Wir danken Ihnen, Ihrer Mutter und Ihrem Manne, die Ihnen geholfen haben, heute dafür aufs Herzlichste. Die Berner Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder,
Dr. Hans Lehmann, Präsident.

Briefe aus Spanien von Gabriel Erster



Gabriel Erster in Gurs, 1939

Albacete, 20. September 1937

Die Zustände hier, Organisation, Ordnung usw. sind sogar besser, als ich erwartet habe, eine angenehme Überraschung. Ich war heute glücklich, eine (die erste hier) Militärparade mit General Miaja gesehen zu haben. Es klappte alles sehr gut, und die Armee scheint sehr gut organisiert zu sein. Die alten Kämpfer erzählten mir, welche Fortschritte die Organisation gemacht hatte. An der Front und im Hinterlande wird Erstaunliches geleistet. Die Siegeszuversicht ist allgemein, und falls der Faschismus nicht zum offenen Krieg übergeht, werden wir siegen. Natürlich hängt viel von Frankreich und England ab. Die U.S.S.R. leistet das ihrige. Soviel ich von den Soldaten gehört habe, ist dieser Krieg wohl der brutalste aller bisherigen, mehr als der Weltkrieg, obwohl der letzte

auch viel grösser war. Das ist auch der entscheidende Kampf zwischen Faschismus und Sozialismus, umso wichtiger ist aber, dass sich alle proletarischen Parteien und Gewerkschaften einigen und den Kampf unterstützen. Es hat mich sehr gefreut, in einer Zeitung zu lesen, dass die sozialistischen und kommunistischen Parteien Spaniens eine Aktionseinheit geschlossen haben.

«Proletarier aller Länder vereinigt euch» war noch nie so wichtig und entscheidend wie jetzt. Um den Faschismus auszurotten.

Alles zu erzählen, was ich gehört und gesehen habe, ist unmöglich in einem Brief, dabei war ich natürlich noch nicht an der Front. Ich hoffe aber demnächst an die Front versetzt zu werden. Vorläufig bleibe ich in der Ambulanz der Basis der Int. Brigade in Albacete. Wie lange, ist unsicher. Jetzt bin ich Soldat und warte auf Kommando.

Madrigueras, 13. November 1937

Dem kleinen Falken, der meint, es sei traurig, dass er sieben Jahre zu jung sei und deshalb unseren Kampf nicht mitmachen kann, kann ich zum Trost eines sagen: erinnere Dich in sieben Jahren noch an das heute Gesagte und kämpfe dann. Wisse, der Kampf hier ist nicht der letzte, den das Proletariat ausfechten muss, um die Freiheit zu erringen. Aus seinen Worten entnehme ich aber, wie ich das selbst im Ausland erlebte, dass unser hiesiger Kampf zur Revolutionisierung der Gemü-

ter führt. Erfreulich. Ich erinnere mich doch, wie ich selbst durch ihn aufgewühlt wurde und wie wir, die Älteren im Zeltlager, mit Ungeduld auf die Zeitung warteten: Wie geht es in Spanien? Siegen unsere?

Ja, wir werden siegen, aber Eure Hilfe ist uns wichtig und die Schweiz gerade leistet ziemlich viel.

Madrigueras, 26. November 1937

Wir, die Internationalen, sollen und müssen auf jedem Gebiet die Stoss-truppe sein, da wir das Weltproletariat, seine Ehre und Zukunft verteidigen. Dass wir dafür sterben können, das beweist die nahe Vergangenheit und Gegenwart, dass wir zu siegen verstehen, wird die Zukunft zeigen. Der Optimismus, der mich beherrscht, ist nicht nur Ausdruck unserer Überzeugung, die uns glauben lässt, dass uns doch endgültig der Sieg beschieden wird. Es ist im ganzen spanischen Volke vorhanden. Nicht der Opportunismus, der nur dem Feinde nützen kann, dem gewisse Kreise huldigen, sogar noch heute. Nein, die Zuversicht, die aus eigenem Willen und Aufopferungsbereitschaft den Ursprung nimmt, auch aus der Überzeugung, dass Ihr alle, die fortschrittliche Welt, mit uns seid und uns im Kampfe helft.

18. August 1938

In zwei Wochen ist es ein Jahr, dass ich nach Spanien kam. Schnell ist es vergangen und für mich doch fast ein Jahrzehnt. Mit der «Zeit» ist es hier so komisch, sie vergeht doch so

schnell und doch gibt es Stunden, die Jahrhunderte zu dauern scheinen. Und man erlebt hier einige Menschenleben. Wie schade, dass ich keine schriftstellerischen Fähigkeiten besitze, Stoff hätte ich in ungeheurer Menge gehabt. Wenn ich früher ein theoretischer Pazifist war, so hatte ich Zeit gehabt, den Krieg hassen zu lernen. Und die, die ihn verursacht haben. Würde nur wünschen, dass Hitlerjugend und Balilajugend zwei Monate des Krieges miterlebten.

Perpignan, 15. Februar 1939

Nun habe ich wieder Zeit, sogar zu viel Zeit, zum Schreiben. Die Internationalen befinden sich jetzt im französischen Konzentrationslager. Die Zustände sind auch entsprechend. Wie ich gehört habe, haben unsere schweizerischen Kameraden als Empfang vom Vaterland sieben Monate Gefängnis bekommen. Wie lange wir hier bleiben werden, ist noch ungewiss, und wohin wir dann wandern werden, ist auch noch unklar.

Den letzten Rückzug, Verlust von Katalonien, haben wir mitgemacht. Eine wirklich tragische Zeit. Und ziemlich unerwartet. Unsere spanischen Gefährten, die mit uns die französische Grenze überschritten haben, befinden sich im benachbarten Lager und warten auf die Entscheidung der Regierung (franz, natürlich), ob und wann sie nach Levante fahren könnten. Vorläufig ist auch dies vollständig im Dunkeln.

1. März 1939

Von den Konzentrationslagern hier habt Ihr wohl schon gehört. Nichts Erfreuliches. Darüber könnte man Bände schreiben. Die «hygienischen» Zustände sind einfach unglaublich. Es gab noch keine Konzentrationslager, nicht im Weltkrieg, nicht vor- oder nachher, die ähnliche Bedingungen, ähnliche sanitäre Zustände hätten. 77'000 Menschen (in St. Cyprien) auf einem etwa zwei Quadratkilometer grossen Sandstreifen, zwischen Sümpfen und Meer ohne Latrinen, fast ohne Baracken, ohne Licht und genügender Anzahl von Decken. Zum Trinken unfiltriertes Sumpfwasser, das noch durch das Fehlen von Latrinen verunreinigt wird, denn das Wasser ist unmittelbar unter dem Sand (in anderthalb bis zwei Meter Tiefe). Das Essen, dank unserer Arbeiter-Linksorganisationen, hat sich letzgens gebessert, aber doch fehlen Vitamine, denn frisches Gemüse oder Obst usw. fehlen. Sehr bemerkbar macht sich das Fehlen von Zigaretten, die man nicht mal für das nichtvorhandene Geld kaufen kann. Genauso die Briefmarken. Dazu kommt noch Stacheldraht, Kolonialtruppen usw. Und trotz allem ist unsere Moral ausgezeichnet, wir lernen und lehren und bereiten uns auf den Kampf ohne Waffen vor. Wo unsere Leute aus Deutschland, Italien, Polen und anderen faschistischen Staaten hingehen, welcher Staat sie hineinlässt, ist jetzt – nach Anerkennung Francos dazu – sehr ungewiss. Ein Teil

der Polen, da Amnestie für die Spanienkämpfer erlassen werden soll, geht in die Heimat zurück. Genauso die Jugoslawen und Rumänen. Ich persönlich werde nicht nach Polen zurückkönnen und das Emigrationsland (es gibt eine ganze Gruppe, die in der Emigration bleiben müssen) ist uns noch unbekannt.

Die letzten internationalen Ereignisse beschäftigen uns sehr; die Änderungen in der Politik sind gewaltig, und der politische Sieg Francos, d.h. des Faschismus, muss grosse Folgen für die nächsten Zeiten Europas haben. Die schweizerische Politik scheint immer mehr unter Einflüsse der Achse zu kommen.

St. Cyprien, 10. März 1939

Liebe Genossen!

Danke bestens für den gestern von Euch erhaltenen Brief und für die ausgezeichnete Schokolade.

Die letzten Zeiten und Ereignisse waren genügend aufregend, um einen aus der Ruhe zu bringen. Und wie es augenblicklich in Spanien aussieht, die Ereignisse überstürzen sich; Franco bereitet eine neue Offensive gegen Madrid vor, Casado ist als Faschist entlarvt und das Volk tritt ihm entgegen.

Nun, im Konzentrationslager alles beim Alten. Hygienische Zustände haben sich nicht gebessert, einige von uns konnten hinaus (waren früher legal in Frankreich und hatten carte d'identité) und man macht grosse Anstrengungen, um mich und einen anderen Arzt, meinen

Freund, heraus zu bekommen. Es sind auch ernste Aussichten vorhanden, dass wir demnächst befreit werden. In diesem Fall werden wir in einem Departement, dessen Präfekt einverstanden ist, bleiben, bis die Frage unserer Emigration aus Europa, die höchstwahrscheinlich vor uns steht, gelöst sein wird. Wann und wohin ist uns noch lange nicht klar, dies wird wahrscheinlich kollektiv erledigt.

Die Arbeiterparteien tun alles, um uns das Leben zu erleichtern und alle aus dem Lager zu befreien. Dies ist aber äusserst schwierig. Man hilft uns mit Lebensmitteln, Sanitätsmaterial usw. Ausserdem bekommen die Genossen immer mehr Pakete aus der ganzen Welt, so dass Essen nicht fehlt (ausser vitaminhaltigem Grünzeug und Obst, das man aber letzstens in der Kantine fürs Geld bekommen kann). Leider haben sich die hygienischen Zustände kaum gebessert und stellen wie früher eine der Hauptgefahren (der Epidemie) fürs Lager dar.

Mir persönlich fehlt fast gar nichts. Ausser Freiheit und Zigaretten.

Wie ich schon im vorigen Brief erzählte, arbeiten wir im Lager kulturell, lernen und lehren alles mögliche. Ich habe auch sanitäre Arbeit zu verrichten, obwohl bei diesen Zuständen und dem «Entgegenkommen» der Macht nicht viel geholfen werden kann. Man macht unter den Internierten rege Propaganda für Fremdenlegion. Haben aber natürlich keine grossen Erfolge

zu verzeichnen. Von den Internationalen hat sich bis jetzt kein einziger gemeldet, und auch für die Zukunft haben die Agenten schlechte Aussichten.

Herzliche Grüsse allen, salud
Euer Gabriel Ersler.

3. April 1939

Wie ich gehört habe, sitzen alle Schweizer der Internationalen Brigaden im Gefängnis. Wie lange müssen sie das grosse Verbrechen büssen? Sitzt Otto Brunner noch? Vorgestern sind einige Schweizer aus dem Lager entlassen worden. Es war ausserdem eine Delegation (zwei Männer, deutsch sprechende) hier, die dem schw. Komitee der Spanienhilfe angehören soll. Hat Geschenke gebracht (sogar den Polen auch). Kennen Sie die Mitglieder des Komitees? Arbeitet man noch für Spanien?

Camp de Gurs, 26. April 1939

Liebe Genossen!

Antworte spät, da man unvorhergesehener Weise unser Lager oder besser die Internationalen von St. Cyprien nach Gurs geschickt hat.

Für das Paket mit Tabak besten Dank. Er war grossartig eingepackt. Und schmeckt ebenfalls grossartig.

Die Lebensbedingungen im neuen Lager haben sich etwas gebessert. Die Baracken sind grösser und dichter. Man tritt in der Nacht keinem auf den Bauch oder Füsse und beim Regen bleibt es innen ziemlich trocken. Die Hygiene ist auch bes-

ser, da Latrinen vorhanden sind und – allerdings mangelhafte – Kanalisation. Je 1500 Menschen haben eine «Insel» (Ilot) die durch Stacheldraht von der nächsten getrennt ist. Die Internationalen befinden sich alle jetzt hier und da sie etwa 6'000 Menschen sind, bewohnen sie vier solche Inseln. Es ist natürlich verboten, den Stacheldrahtzaun zu verlassen, dazu muss man spezielle Erlaubnis haben. Jede solche Abteilung besitzt eine Küche, Intendantz und Sanitätshilfs-posten. Die Sanitätsarbeit ist nun erleichtert, da wir eine gute Baracke mit einem Krankensaal haben. Die Baracken sind für etwa siebenzig Menschen berechnet. Sie stehen dicht beieinander, und das ist einer von den grössten Nachteilen, da für Gymnastik oder Sport gar kein Platz ist. Man verspricht uns, einen Sportplatz zu bauen, ob und wann ist aber die Frage. Eine Kirche baut man aber tatsächlich. Dass wir sie nicht unbedingt notwendig haben, wissen sie schon. Vielleicht rechnen sie unter den Spaniern (es befinden sich hier sogar mehr als vier Spanierinseln) mehr Verständnis dafür zu finden.

Unsere vier Abteilungen bilden ein Quadrat und sind einheitlich eingerichtet. Durch die Erfahrung gelehrt, hat man uns die innere Autonomie, genauso wie früher, gewährt. Wir haben unsere Vertretung, der wir gehorchen und die von der militärischen Leitung des Lagers anerkannt wird. Überhaupt, die Organisation klappt bei uns sehr gut.

Nachteile des hiesigen Lagers sind der kleine Raum, der feuchte, harte Boden, kühles Klima mit viel Niederschlägen. Die Besucher haben grössere Schwierigkeiten, und das Departement ist bekanntlich ein faschistisches. Das Wasser ist besser, aber viel zuwenig. Auch das Meer und der Sand gehören zur Vergangenheit. Das Essen hat sich nicht verändert und wird uns jetzt vom Militär geliefert. Elektrisches Licht, das wir schon drei Monate entbehren, gibt es hier nur im Sanitätshilfs-posten. Man verspricht, auch die Baracken mit elektrischem Licht zu versorgen. Dabei muss bemerkt werden, dass die Franzosen ungerne abschlagen, sie versprechen höflich, und meist wird nichts getan. Jedenfalls war es so bis jetzt. Wir werden nicht mehr von Kolonialtruppen, wie in den ersten Wochen, sondern von «Gardes Mobiles» (Spezialpolizei) und Militär bewacht. Unter dem letzten finden wir natürlich viele, die mit uns sympathisieren.

Mit antifaschistischen Grüssen
Euer G.E.

Oloron, 10. Juni 1939

[Ansichtskarte mit dem Schloss Le Lac, das eine Kinderkolonie beherbergte]

Grüezi Anneli!

Was meinst Du zu unserem Schloss? Und was zu unserem Hausarzt Dr. Ersler, den wir soeben aus Gurs geholt haben und der nun mit uns am Tisch sitzt? Herzliche Grüsse: Karl Ketterer.

Liebe Anny! Bin gerade befreit worden und fahre in'netter Gesellschaft zur span. Kinderkolonie, die Adresse werdet Ihr wohl schon kennen (Le Lac, près Sigean, Aude, Camp Suisse). Demnächst schreibe ich mehr.

Herzliche Grüsse
Gabriel Ersler.

Le Lac, 17. Juni 1939

Liebe Genossen!

Bin also Koloniarzt geworden, ich glaube, dank Anny via Karl Ketterer, der ein sehr netter Kerl ist. Ihr wisst wohl schon, dass er die im Konzentrationslager übriggebliebenen Schweizer, z.T. ohne Papiere, mit nach der Schweiz nahm. Bin neugierig, ob und wie es gelungen ist.

Die ersten Eindrücke beim Herausgehen aus dem Konzentrationslager nach vier Monaten, Monaten in denen man keine Blumen, keine Häuser, keine Frauen, Bäume nur von weitem, keine Musik hörte (ich meine ernste, gute Musik), sind sehr stark. Die Autofahrt ist eine Sensation, wobei das wechselnde Panorama einem interessanten Kinofilm gleicht. Natürlich waren es nur vier Monate, während man doch in den Gefängnissen jahrelang sitzt, aber doch muss man bedenken, dass man in ein- bis zweijährigem hartem Krieg war, die Leute erschöpft und müde ankamen, erhoffend, in Frankreich eine Ausruhe zu finden. Man darf nicht vergessen, dass achtzig Prozent unserer Leute irgendwie beschädigt worden waren im Krieg,

von schweren bis leichten Invaliden, Verwundungen aller Art (die sich natürlich verschlimmern, mindestens aber Beschwerden machen in einem Konzentrationslager), Krankheiten. Dazu die moralische und Nervenermüdung, das Unvorbereitetsein auf den Empfang in dem «demokratischen» Staat. Deshalb, glaube ich, ist das Herauskommen aus diesem Zustand ein Erlebnis.

Le Lac, 11. August 1939

Grüsse, allen den Kindern die ich kenne und überhaupt allen Falken. Die Buben von hier lassen auch herzlich grüssen, ich lege alles bei, was sie für die Roten Falken geschrieben haben. Sie sind den Falken durch ihre Ansichten und antifaschistische Einstellung nahe verwandt. Das sind Jungen, die den Krieg mitgemacht haben und in der spanischen Republik erzogen wurden. Sie werden in nicht allzu langer Zeit die Geschichte Spaniens leiten. Die Buben hier sind nicht älter als vierzehn Jahre, körperlich, denn geistig sind sie der anderen Jugend voraus. Sie wissen, was Leben, Verantwortung, Kampf heisst.

Interessant ist es, den Kleinen zuzuhören, ihr Gesprächsthema ist durch die Zeiten, die sie mitgemacht haben, natürlich stark beeinflusst. Wie oft wird über durchgestandene Gefahren, über das Schicksal – oft ein grausames – der Familienmitglieder erzählt. Wie oft hört man nacherzählte Frontgeschichten und Kriegserzählungen. Es wirkt manch-

mal grotesk, wenn ein Siebenjähriger von zweimotorigen Bombern oder einer «Antiarea» erzählt und sogar das Kaliber angibt. Es wird gestritten, welche Waffen besser seien, welche Weltmacht die stärkere sei, gestern war gerade eine Diskussion über den chinesisch-japanischen Krieg und die Aussichten der beiden Staaten. Natürlich sind die Sympathien aller auf der chinesischen Seite.

Gabriel Ersler ging von Frankreich nach Polen und war während mehr als zehn Jahren verschollen. Er war in Moskau im Gefängnis und tauchte erst 1957 wieder bei mir auf. Noch heute gehört er zu meinen engsten Freunden.

Briefe von Stefan Simon

Der Mann, der die folgenden Briefe schrieb, hatte weder die Zuversicht noch das Glück von Gabriel Ersler. Stefan Simon war ein Deutscher jüdischer Abstammung, etwa siebenundfünfzig Jahre alt, der im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatte. Er hatte in Barcelona gelebt und dort Frau und Tochter zurücklassen müssen, als er nach Frankreich flüchtete. Ich war ihm nie begegnet, bekam aber von Friedrich Barthel, der mit ihm befreundet war, seine Adresse und schickte ihm ab und zu ein Paket mit Raucherwaren, Lebensmitteln oder Kleidern. Er hatte alles verloren: Papiere, Geld und seinen Koffer, und kein Mensch kümmerte sich um ihn.

Camp Argelès, 19. März 1939

Sehr geehrte, gnädige Frau!

Als mir heute ein Postpäckchen überreicht wurde, wagte ich nicht zu glauben, dass sich jemand meiner erinnern könnte und nahm einen Irrtum an, denn wir leben hier hinter dem Stacheldraht völlig abgeschlossen, und ausser meiner Frau und Tochter, die seit sieben Wochen nicht wissen, wohin ich geflüchtet bin und die wir uns wegen der für sie bestehenden Gefahr nicht schrei-

ben dürfen, habe ich keinen Menschen, der sich um mich kümmern könnte.

Haben Sie recht herzlichen Dank für das mir gesandte Päckchen Ovomaltine, das mir grossartige Dienste leisten wird, denn seit mehreren Tagen liege ich in meinem Erdloch mit Schüttelfrost und heftiger Darmkolik. Sie haben mir mit Ihrer Sendung eine grosse Freude erwiesen. Weniger des Inhalts wegen, als der Tatsache, dass man nicht ganz vergessen

ist. Hoffentlich lag dem Päckchen kein Brief von Ihnen oder Herrn Barthel bei, da die Sendung halb zerissen eintraf.

Haben Sie bitte die Güte, mir mitzuteilen, ob es Herrn Barthel, der ein guter Freund von mir aus Barcelona ist, gelungen ist, sein Ziel zu erreichen, nachdem wir uns hier getrennt haben.

Wir wissen nicht, was aus allen werden wird. Alles liegt völlig im Dunkeln. Nur wenige Tage waren warm und schön. Seit Wochen ist es bitter kalt Tag und Nacht, und wenn es nicht regnet, pfeift ein eisiger Wind, der Sand schlägt ins Gesicht wie Hagel. – Mein Gepäck ist endgültig verloren und könnte ich weinen wegen meiner kostbaren Garderobe, meiner Personalpapiere und besonders wegen der verlorenen Wertsachen, mit deren Verkauf ich mir im Auslande eine Existenz zu gründen hoffte. Langsam zerfällt mein einziger Anzug und die Schuhe beim täglichen Aufenthalt im Freien. Laufe bereits ohne Strümpfe. Seit sieben Wochen haben wir bei der Kälte die Kleider nicht ausgezogen. Das Ungeziefer frisst uns bald auf. Seit sechs Wochen unrasiert und mit langem Haar, da man die Kosten nicht zahlen kann. Es fehlt nicht viel, und bald sieht man wie ein Landstreicher aus. Wie soll man in diesem Aufzuge Arbeit irgendwo finden. Jeder wird mich für einen Strolch halten und Arbeit verweigern. Meiner Frau kann ich nicht schreiben, um ihr keine Ungelegenheiten zu bereiten.

Ebenso wenig meine Frau mir, da sie nicht weiss, ob ich überhaupt noch lebe und aus Spanien habe flüchten können. Die Kost ist sehr knapp und reicht gerade, um nicht zu verhungern. Dazu ständig der Blick auf den Drahtverhau, in den wir eingesperrt sind. Die Kontrolle ist sehr scharf und streng und die Gendarmen und Soldaten lassen niemand aus dem Lager. Die Hygiene ist ein Kapitel für sich. Wer kann sich bei der Kälte und Sturm im Freien waschen? Das Allerschlimmste, was mehr weh tut, als Hunger und Kälte, ist das absolute Fehlen von Pfeifentabak.

Gurs, 5. Juli 1939

Ein Rätsel ist es mir, wie wir hier in den leichten Holzbaracken, deren Fussboden wackelt, wenn man einige Schritte tut, den kalten Winter überstehen sollen. Ohne Heizung, ohne Öfen und ohne Licht. Dazu täglich ohne Ausnahme Linsen oder Erbsen. Das Paket von Ihnen muss wohl leider als «verloren» gelten. Ich habe zweimal an den französischen Lagerkommandanten auf Französisch und sehr höflich deswegen geschrieben, doch hat er mir keine Antwort gegeben.

Haben Sie bitte die Liebenswürdigkeit, mir keine Seife zum Waschen zu senden, da dies der einzige Artikel ist, mit dem wir von den Franzosen überschwemmt werden, so dass jeder von uns mindestens ein bis zwei Kilo Reserve hat, da man die Seife nicht verkaufen oder tauschen

kann. Einige ganz billige Briefumschläge und Zündsteine für das Feuerzeug würde ich dagegen mit grösstem Dank annehmen.

Gesundheitlich geht es mir bedeutend besser; jedenfalls haben die Schmerzen fast aufgehört. Auch die Läuseplage ist erträglich geworden, denn wir haben eine unerwartete Hilfe durch die Ameisen erhalten, welche uns davon befreien. Daher geben wir den Ameisen den Vorzug als das kleinere Übel.

Von Ihrem freundlichen Anerbieten mache ich sehr gerne Gebrauch und lege einen Brief an meine Frau bei. Leider kann ich aber den Brief nicht frankieren.

5. Juli 1939

Sehr geehrte Frau Klawa!

Ich glaube, Ihnen im gestrigen Brief unrichtige Nummern angegeben zu haben. Ich habe folgende Grössen:

Schuh Nummer: No. 41

Kragen Weite 38-39

Hosen Bund 92-93 cm

Schritt Länge 76 cm

Grösse 1,69 m

Freundl. Grüsse Stefan Simon.»

[Bemerkung Anny's: Alles erledigt und gesandt 10. August 1939.]

Gurs, 26. August 1939

Hoffentlich wird ein Weltkrieg noch in letzter Minute vermieden werden. Ich persönlich glaube nicht, dass es dazu kommt. Alles was Hitler macht, ist Bluff, seine Drohungen kann und wird er nicht ausführen können, dagegen sprechen zuviele

innenpolitische Momente. Die Hauptsache ist, dass die Mächte Frankreich und England sich nicht einschüchtern lassen und fest bleiben, dann wird Hitler an inneren Krisen kaputtgehen und zwar schneller, als man glaubt. Seine Kriegsdrohungen sind nur die Anzeichen, dass er nach einem Ausweg aus der Sackgasse sucht. Entweder durch Krieg einen Erfolg zu erringen, was sehr unwahrscheinlich ist, oder Kriegswirtschaft abbauen, sich auf den Frieden umstellen, was mit Bankrott und Wirtschaftskrise sowie Arbeitslosigkeit verbunden ist. Über unser Schicksal hier im Lager sind wir weiter im Ungewissen. Ich weiss wirklich nicht, was besser ist, sich mit dem Lagerleben hier abzufinden, oder draussen nochmals mit dem Leben anfangen, dem man fast fremd geworden ist, wo man nicht weiss, was einem noch draussen bevorsteht. Es würde mir sehr schwer werden, mich wieder ins Leben einzugliedern, wo man hier zum Einsiedler geworden ist und den Geist nur durch geistige Anregung pfllegt.

Gurs, 4. September 1939

Sehr geehrte Frau Klawa!

Besten Dank für Ihre frdl. Zeilen mit dem eingelegten Brief meiner Frau. Meine letzte Prognose hat sich leider nicht erfüllt, denn soweit wir hier orientiert sind, ist der Krieg von Hitler bereits begonnen worden. Ich hatte immer gehofft, dass der Krieg sich wird vermeiden lassen. Hoffentlich dauert es nicht allzu lange,

damit unnötiges Blutvergiessen vermieden und schnell dem Verbrecher Hitler das Genick gebrochen wird. Wir hier im Lager hoffen, durch die letzten Ereignisse bald aus dem Lager herauszukommen, um in der französ. Kriegsindustrie beschäftigt zu werden.

Gurs, 13. Oktober 1939
Sehr geehrte Frau Klawa!

Der Grund, weshalb ich Ihnen heute schreibe, ist eigentlich etwas merkwürdig. Ich kramte vor einigen Tagen in meinen Sachen, um mich für den Winter vorzubereiten, als ich auf den mir seinerzeit von Ihnen gesandten Wollswearer stiess, welchen ich sorgfältig in Papier als Mottenschutz verpackt hatte. Und da mir dieser Sweater jetzt sehr gute Dienste leisten wird, so teile ich Ihnen dies in meiner Freude darüber mit. Das Leben hier im Camp ist jetzt recht unwirtlich geworden. Es regnet Tag für Tag, der Lehm Boden ist total aufgeweicht und so glatt, dass man Skitouren darauf unternehmen könnte. Mehrere Male habe ich mich dabei schon tüchtig hingesezt. Durch den Krieg ist unser Schicksal in den Hintergrund getreten. Hoffentlich kommt es bald zu einem Frieden, der Hitler fortjagt und uns endlich mal Ruhe vor diesem Gesindel gibt.

Je länger ich hier bin, desto grösser wird meine Sehnsucht nach meiner Familie und nach Spanien. Deutschland gegenüber habe ich in den sechs Jahren meines Aufenthaltes in Spa-

nien niemals ein derartiges Heimweh gehabt, wie jetzt nach einjähriger Abwesenheit von Spanien. Ich bin schliesslich 57 Jahre und habe nicht mehr viele Jahre zu verlieren. Ich würde mich freuen, wieder einmal von Ihnen etwas zu hören und grüsse Sie, sowie Ihren Herrn Gemahl

Ergebenst
Stefan Simon

Gurs, 30. Dezember 1939

Seit Wochen befinden wir uns in einer Regenperiode, die kein Ende nehmen will. Der Boden nichts als tiefer Schlamm und Sumpf. Infolgedessen gehe ich wochenlang nicht aus der Baracke und liege tagelang ohne aufzustehen im «Bett». Das ist wenigstens warm und man friert weniger. Trotzdem habe ich an den Füssen schmerzhaft Frostbeulen bekommen. Wie überhaupt meine Gesundheit nicht am besten ist. Es ist leicht möglich, dass ich demnächst in die Central-Infirmerie übersiedeln werde, wo es sehr warm sein soll mit guten Wegen, dass man etwas frische Luft schnappen kann. Wie ich unter diesen Umständen das Weihnachtsfest verbracht habe und in welcher Stimmung können Sie sich vorstellen. Aber einen Weihnachtsbaum hatten wir doch, wenn auch ohne Lichter und ohne Schmuck. Da weit und breit kein Baum oder Strauch aufzutreiben war, hatten Kameraden aus einem Besenstiel und Stacheldraht, der mehr als reichlich da ist, einen Baum

angefertigt und mit etwas Watte geschmückt. Hoffentlich wird es im nächsten Jahr anders, d.h. besser sein. – Von meiner Frau erhalte ich dreimal im Monat Nachrichten. Die Ärmste muss sich sehr quälen. Sie arbeitet Sweaters als Heimarbeit, verdient aber kaum ihren Unterhalt dabei. Unsere elegante Wohnung hat sie verkaufen müssen, fast für ein Butterbrot, da sie die Kosten nicht aufbringen konnte, und lebt bei ihrem Vater. Leider kann sie mir von dem Erlös nichts hersenden, da kein Geld ins Ausland gehen darf. Es bleibt als Grundstock für später, wenn ich herauskomme, um irgendwohin meine Familie nachkommen zu lassen. Hoffentlich erlebe ich es noch. Denn meine körperliche Widerstandsfähigkeit wird täglich geringer.

Argelès sur Mer, 14. August 1940

Das letzte Mal schrieb ich Ihnen im April von der Front, nehme jedoch an, dass mein Brief Sie nicht erreicht hat. Ich war nämlich mit sehr vielen Kameraden zwangsweise als «Freiwilliger» in einer Arbeitskompanie zusammengestellt worden. Es war eine sehr schwere Zeit. Wir mussten an der belgischen Grenze mit Schippe und Pickel dicht hinter der Front Befestigungen bauen. Eine bis zwölf Stunden schwere Arbeit, bei ungenügender Verpflegung und strengster Bewachung und schlechter Unterkunft und ebensolcher Behandlung, mit einem Lohn von fünfzig Cts. pro Tag war bestimmt kein Paradies. Der

Lohn reichte kaum im Monat, um Seife, Tabak und Porto bezahlen zu können.

Während der deutschen Angriffe wurden wir zersprengt und ich konnte mit grösster Anstrengung zu Fuss mit fünf Kameraden bis Paris gelangen. Von den übrigen Kameraden haben wir nie mehr etwas gehört. Natürlich war die Flucht nur möglich, indem wir alle unsere Habseligkeiten im Stich liessen. Unterwegs wären wir beinahe ums Leben gekommen, weil die Bevölkerung in einem Dorf uns für Parachutisten hielt und uns lynchen wollte. In Paris wurden wir gut behandelt und gepflegt und dann nach Gurs zurückgeschickt. Inzwischen waren in Gurs etwa 6'000 Frauen und Kinder im Camp eingesperrt worden, so dass wir, als die Deutschen in der Nähe von Bordeaux erschienen, nach Argelès geschickt wurden, wo wir am Anfang 1939 schon waren. Nur ist es infolge des verlorenen Krieges noch viel schlechter geworden. Täglich dreihundert Gramm altes Brot, sehr oft verschimmelt, und zweimal täglich eine dünne Suppe, in welcher, wenn man Glück hat, ein bis zwei Kartoffeln oder ein Stückchen Fleisch zu sehen sind. Das ist alles. Früher hatten wir in Gurs eine Kantine, und der Überschuss diente für Krankenkost und zur Verbesserung unserer Kost. Alles dies ist hier verboten. Unsere Lage ist aber keine rosige, zumal man infolge des Krieges wenig über die Lösung unseres Problems hört. Hier ist ein ganzes

Camp, in welchem noch spanische Frauen mit Kindern und Säuglingen liegen unter den gleichen Bedingungen wie wir. Sie haben jetzt zwar ein Dach über dem Kopf als Schutz gegen die uns nur zu gut bekannten Winterstürme, aber leben und schlafen wie wir ohne Bett oder Stroh auf dem blanken Sande. Mir selbst geht es gesundheitlich etwas besser, nachdem ich sechs Wochen krank gelegen hatte und Nierensteine und Arterienverkalkung als Folgen weniger des Alters als der Anstrengungen bei der Arbeit, dem Rückzug und der Verpflegung.

Wenn mir meine Ausweise nicht seinerzeit gestohlen worden wären und ich wüsste, in welches Land ich gehen kann, würde ich keine Minute länger hierbleiben und flüchten. Aber so ist es aussichtslos. Gestern war eine deutsche Militärkommission hier und fragte jeden, ob er nach Deutschland zurück will, aber

alle haben es abgelehnt. Ich habe das Gefühl, dass die Deutschen Frauen und Säuglinge nicht unter solchen Bedingungen leben lassen würden, wie es hier im Camp geschieht. Könnten Sie nicht beim Roten Kreuz erwirken, dass deren Lage geprüft wird? Was uns betrifft, so wäre uns durch Übersendung alter Anzüge, Schuhe, Wäsche, Taschenmesser, Feuerzeuge sehr gedient. Denn viele tragen nur Lumpen, und sehr viele haben auf dem Rückmarsch von der Front alles fortgeworfen, um das nackte Leben zu retten. Früher hatten wir in England ein Hilfskomité, welches den Kameraden alte Sachen, wenn auch noch so schlecht, sowie Geld sandte; aber durch den deutsch-englischen Krieg ist diese Quelle versiegt. Vielleicht veranlassen Sie diese Zeilen, etwas einzuleiten, was die Not meiner Kameraden mildern könnte. Denn der Winter steht vor der Türe.

Hier bricht die Korrespondenz ab. Was ist wohl aus Stefan Simon geworden? Anny weiss es nicht. Als deutscher Jude war er natürlich sehr gefährdet, mehr, als er je geglaubt hätte. Für unzählige Lagerinsassen, die in die «Heimat» zurück verfrachtet wurden, war die letzte Station Dachau, Auschwitz oder Theresienstadt. Vielleicht starb dort auch Stefan Simon.

Faschismus und Krieg

Schon vor dem Krieg waren die Fröntler sehr aufdringlich, und es gab leider sogar in der Arbeiterschaft Leute, die begeistert waren von Hitler. Die Sozialdemokraten setzten dem wenig entgegen, denn sie hatten Angst. Sie rechneten damit, dass Hitler in die Schweiz einbrechen würde, wie er es in Österreich gemacht hatte. Diese Angst grenzte manchmal an Hysterie. Viele Parteigenossen schickten ihre Kinder nicht mehr zu den Roten Falken, weil sie sie nicht als Sozialdemokraten abstempeln lassen wollten.

Es gab aber auch sehr mutige Sozialdemokraten. Einmal kamen Fröntler mit ausgestrecktem Arm ins Restaurant Volkshaus und riefen: «Harus!» Da erhob sich der Genosse Welti, ein grosser, fester Mann, und haute einem eine herunter, dass der unter den Tisch fiel. Das war der Auftakt zu einer regelrechten Schlägerei. Die meisten Leute im Restaurant waren aus der Arbeiterschaft und halfen natürlich sofort mit, aber am Ende wurde Welti angeklagt und bekam eine Busse von zwanzig Franken wegen Radaumachens. Vor Gericht haute er dem Betreffenden, der auch vorgeladen war, nochmals eine herunter und sagte: «Da sind die nächsten zwanzig Franken!»

Janis rechnete nicht damit, dass die Deutschen einmarschieren würden. Er sagte immer: «Wart ab, die Amerikaner und Engländer werden einmal da sein.» Ich sagte: «Aber wie kannst du das sagen!», und er antwortete: «Die müssen sich zuerst bereit machen, und dann werden sie eingreifen.»

Wenn Hitler in die Schweiz einmarschiert wäre, wäre ich unter keinen Umständen geflüchtet. Ich hatte die Flüchtlingslager nach dem Spanischen Bürgerkrieg erlebt und gesehen, was es heisst, Flüchtling zu sein. Darum sagte ich: «Ich bleibe da, auch wenn ich zugrunde gehe.» Janis war mit mir einverstanden.

Untertauchen konnte man in der kleinen Schweiz kaum. Wo hätten wir hin sollen? Ein Genosse, der in Toffen wohnte und Janis gut mochte, schrieb ihm einmal, er sei ein unbekannter Bürger und habe in der Politik schon lange nichts mehr gemacht. Er würde uns ohne Weiteres aufnehmen, wenn wir untertauchen müssten. Von Bern nach Toffen! Man hätte uns doch sofort gefunden. Man sah Janis an, dass er kein Schweizer war.

Wir hatten den Ersten Weltkrieg mit seinen Schrecken erlebt und waren gegen alle Armeen, auch gegen die eigene. Wir hatten geglaubt, unser Ruf «Nie wieder Krieg!» könne nicht verhallen. Die Entwicklung zeigte uns aber, dass das nicht so war. Da gab es nur eines, sich nicht kampfflos auszuliefern. Man musste auch den Mut haben, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen. Es gab kein Zaudern mehr, die Umkehr fand statt, und wir bekannten uns zur Landesverteidigung, um die Schweiz nicht ohne Gegenwehr den Nazis zu überlassen. Die Fröntler durften bei uns nicht die Oberhand bekommen. Wir mussten gegen den Faschismus kämpfen, um die Demokratie zu bewahren. Auch wir als Gewerkschafter und Sozialdemokraten gehörten dazu.

Wir ahnten aber auch, dass die Schweiz Geschäfte machte mit den Deutschen. Janis und ich diskutierten oft darüber. Es hiess, die Grenzen seien besetzt, aber ich zweifelte manchmal daran. Nachts fuhren Eisenbahnzüge von Deutschland nach Italien durch die Schweiz. Sie verbanden die Achsenmächte miteinander. Ich hatte einen Onkel, der Lokomotivführer war und diese Züge fuhr. Die Züge führten Waren von Deutschland nach Italien und umgekehrt. Mein Onkel erzählte, es sei Kohle aus dem Ruhrgebiet, und von Italien komme Gemüse und anderes. Von Waffen war nie die Rede. Aber wer weiss... Er wusste auch nicht genau, was alles in diesen Zügen war. Ich erinnere mich nur, dass er sagte, sie hätten vierundzwanzig Wagen, und durch den Gotthard hätten sie noch eine weitere Lokomotive anhängen müssen, weil der Zug so schwer war.

Die Züge kamen durch die Schweiz, obwohl die Bevölkerung meinte, alles sei abgesperrt. Die Behörden wussten aber bestimmt, dass da etwas hin und her ging. Wahrscheinlich hatten sie mit den Deutschen ein Abkommen getroffen. Hitler hatte ein grosses Interesse, dass das Stück Erde von Schaffhausen nach Chiasso durchgängig war.

Als der Krieg losbrach, war die Schweiz eingekeilt. Ich konnte nicht dasitzen und zuschauen. Also meldete ich mich sofort beim Roten Kreuz.

Die Leitung des Bernischen Roten Kreuzes hatte Frau Oberst Beck aus dem Frauenverein Nordquartier. Sie liess sich Frau Oberst Beck titulieren, weil ihr Mann Oberst war, aber ich sagte ihr nie so. Ich hatte nicht viel mit ihr zu tun, sondern machte einfach meine Arbeit, denn ich stand mit diesen Damen meistens auf Kriegsfuss, weil sie fast alle Anbeterinnen des Dritten Reiches waren. Viele von ihnen waren adlige Damen. Da waren Namen wie von Ernst, von Wattenwyl, von Beck, alles solche Damen. An Frau von Ernst kann ich mich besonders gut erinnern. Sie hatte Verwandte in Frankfurt und besuchte diese dort. Als sie zurückkam, sagte sie: «Das war wie ein Fest, diese Leuchtraketen!» Dabei wurde Frankfurt bombardiert!

Ich leitete die Spedition. Das Material kam aus den Sammelstellen. In den Zeitungen wurden Aufrufe veröffentlicht, und die Leute spendeten reichlich. Man verlas und flickte die Sachen, und aus kaputten Leintüchern wurde Verbandmaterial. Wir verschickten hauptsächlich Krankenwäsche für Notfallspitäler in der Schweiz. Die Säcke waren genau angeschrieben: Inhalt, Anzahl, Alter und Geschlecht. Wenn wir einen Bahnwagen gefüllt hatten, kontrollierte ich mit zwei Soldaten das Gepäck. Sie hatten ein Formular und ich eines, und wir verglichen die Nummern, damit es auch ganz sicher stimmte.

Ich wusste, wohin die Ware ging. Damals wurde mir gesagt: «Das ist ein Vertrauensposten, Sie haben Schweigepflicht.» Heute kann ich darüber reden. Die Säcke waren bestimmt für Dörfer in den Bergen, zum Beispiel Grindelwald und Isenfluh. Dort wurde das Material gelagert für den Notfall.

Einmal wurde ich vom Roten Kreuz nach Chiasso geschickt. Ich war etwa acht oder zehn Tage dort unten und übernachtete im Hotel, das musste ich natürlich nicht selber bezahlen. Man erwartete Flüchtlingskinder aus Italien, und ich musste das Lager einrichten, weil man sie dort umkleiden wollte. Ich bereitete die Gestelle mit den Kleidern vor und schrieb sie an, nach Grösse und Alter. Zwei Männer stellten die Holzgestelle nach meinen Anweisungen auf, und einige Frauen halfen mir beim Einrichten.

Das Rote Kreuz Bern Mittelland machte einmal eine grosse Veranstaltung mit Tanz im Kursaal. Ich war an einem Stand und verkaufte belegte Brötchen. Sogar General Guisan beehrte uns mit seinem Besuch. Mit dem Erlös schickte man den Soldaten, die kein Zuhause hatten, ein Weihnachtspaket.

In Bern gab es in einem Winter viele Grippekranke, die in Notspitäler gebracht werden mussten. Im Schulhaus an der Postgasse, wo wir arbeiteten, waren Matratzen gelagert. Zwei Soldaten kamen mit einem Pferdewagen, um sie abzuholen. Einer hielt das Pferd, der andere, ein Leutnant, lümmelte am Wagen herum und polierte seine Fingernägel. Wir Frauen mussten inzwischen die Matratzen herunterschleppen. Als ich die fünfte Matratze auf dem Buckel heruntergetragen hatte, rief ich das Territorialkommando an und sagte: «Es würde nichts schaden, wenn eure Leute auch etwas helfen würden!» Frau Beck nahm mir diesen Anruf sehr übel. Sie selber trug aber auch keine Matratze, schliesslich war sie die Leiterin!

Kurz darauf kam ein hoher Militär mit Eichenblättern um den Hut zur Besichtigung. Er sprach im vordem Teil des Saales mit Frau Beck, und da hörte ich, wie mein Name fiel. Er kam zu mir nach hinten und sagte: «Also Sie sind Frau Klawa! Potztausend, eine mutige Frau!» Ich wusste sofort, worauf er anspielte, und sagte ihm, das habe mich halt wirklich wütend gemacht. Er lobte uns: «Das ist schön, was ihr Frauen macht! Gibt es auch einen Zvieri?» Da tönte es von den Frauen: «Wovon denn?» Wir hatten ja nur die Brotmarken. Aber von da an bekamen wir wenigstens Tee.

Ich arbeitete beim Roten Kreuz von 1939 bis 1946, vom Anfang des Krieges bis zum Ende und sogar darüber hinaus. Ich arbeitete die ganze Woche, bis am Samstagmittag. Jeden Tag war ich um halb acht an der Postgasse, wo wir ein ganzes Schulhaus zur Verfügung hatten. Über Mittag ging ich schnell heim und half meiner Mutter mit dem Mittagessen. Und um zwei Uhr nachmittags war ich wieder dort. Ich bekam keinen Fünfer dafür. Aber für mich war das selbstverständlich, ich sah das einfach als meine Aufgabe an. Mund auch Janis war völlig meiner Meinung.

Auch er trug seinen Teil zur Landesverteidigung bei. Der Radiojournalist Otto Pünter hatte in unserer Stube einen Kurzwellenempfänger eingerichtet, damit Janis Radio Moskau empfangen konnte. Unsere ganze Stube war voller Drähte, und die Besucher wunderten

sich oft darüber. Oft hörte Janis bis um drei Uhr nachts Radio. Er übersetzte die Meldungen und übermittelte sie an Pünter, der sie fürs Radio verwertete. Pünter arbeitete mit General Guisan zusammen und gab diesem mehr als einmal etwas weiter, das Janis abgehört hatte. Janis verwertete die Meldungen für seine Artikel. Nach dem Krieg wurde der Empfänger wieder abgeräumt.

Während des Krieges hatte ich immer genügend Vorräte. Als rationiert wurde, musste ich nicht hamstern, ich hatte schon Monate vorher immer ab und zu ein Kilo Zucker oder Reis mehr mit nach Hause genommen. Ich hatte im Ersten Weltkrieg meine Erfahrungen gemacht und daraus gelernt.

Auf unserer Spielwiese mussten wir Gemüse anpflanzen, sonst hätten die Bauern die ganze Wiese umgeackert. Im ersten Jahr pflanzten wir Kartoffeln und verkauften sie bei den Kinderfreunden. Im zweiten Jahr teilten wir die Wiese auf. Die Leute vom Vorstand und die Helfer erhielten ein Stück Land. Ich pflanzte Bohnen, Weisskohl, Lauch und Sellerie. Die Bohnen hängte ich im Kinderfreunde-Haus zum Trocknen auf. Noch nach dem Krieg hatte ich einen Vorrat davon. Für das übrige Gemüse baute ich in unserem Garten eine Grube, die ich mit Stroh füllte und zudeckte. Den ganzen Winter hindurch bewahrte ich das Gemüse in dieser Grube auf.

Schon vor dem Krieg kamen viele Flüchtlinge in die Schweiz, die versteckt werden mussten. Zu den Kinderfreunden kamen vor allem Flüchtlinge, die mit den Roten Falken zu tun hatten. Wir versteckten sie im Mösli, dem Ferienhaus der Zürcher Kinderfreunde, und bei Privaten. Alle spendeten jeden Monat einen Fünfliber, damit die Miete für ein Mansardenzimmer bezahlt werden konnte, und jemand hatte sie dann am Tisch zum Essen. Sie schlüpfen halt irgendwo unter. Wir nahmen sie auf und meldeten sie einfach nicht an. An der Neufeldstrasse, wo wir wohnten, führte ein kleiner Privatweg direkt zu unserem Häuschen, und da konnte man leider gut sehen, wer herauf und hinunter ging. Die Nachbarschaft war aufmerksam. Wir hatten trotzdem Leute bei uns, aber nach einigen Wochen und Monaten wurde es manchmal brenzlig.

Einer dieser Flüchtlinge war Friedrich Barthel, mein alter Freund aus der Münchner Zeit. Wir meldeten ihn nicht an, denn er

war 1918 ausgewiesen worden und durfte seither nicht mehr in die Schweiz einreisen.

Er kam 1935 zu uns, reiste aber nach einigen Monaten wieder ab. Wir hatten alles für die Abreise bereit, und er fuhr am Morgen mit dem ersten Zug weg. Kaum eine Viertelstunde später war die Polizei bei mir. Friedrich war denunziert worden. Die Polizisten schauten sogar unter das Bett. Ich sagte einfach: «Er ist abgereist!» Janis und ich bekamen daraufhin eine Busse, weil wir einen Ausgewiesenen beherbergt hatten.

Beim Ausbruch des Spanischen Bürgerkriegs ging Friedrich nach Spanien und kam 1939 nach dem Zusammenbruch der Republik nochmals zu uns. Dann aber ging er wieder nach Deutschland, weil er keinen andern Ausweg gefunden hatte. Er kam ins Konzentrationslager Dachau und schrieb uns von dort noch eine Karte. Dann hörten wir nichts mehr von ihm. 1947 gab ich über einen deutschen Bekannten eine Suchanzeige auf. Wir bekamen aber nie eine Nachricht, und da wussten wir, dass er tot war.

Ein anderer Flüchtling, der bei uns wohnte, war Hans Svarz. Er flüchtete nach der Machtübernahme von Dollfuß in Österreich im Jahr 1934 in die Schweiz. Er war jüdischer Abstammung, Lehrer, etwa einunddreissig Jahre alt. Ein prächtiger Mensch. Als hoher Funktionär bei den Kinderfreunden in Wien war er gefährdet, und wir waren überzeugt, er könne endgültig hier bleiben. Deshalb hatten wir ihn bei der Fremdenpolizei angemeldet. Er lebte in einem Zimmer im Nordquartier, kam etwa dreiviertel Jahre zu mir zum Mittagessen und machte bei den Kinderfreunden mit. Er blieb, bis ihm 1935 die Aufenthaltsbewilligung endgültig verweigert wurde. Er konnte wählen, wohin er wollte. Er ging vom Tessin nach Italien und über Jugoslawien und Ungarn nach Bratislava. Kurz darauf, noch vor Kriegsausbruch, kehrte er illegal nach Österreich zurück. 1937 wurde er verhaftet und war lange im Gefängnis. Nach dem Anschluss Österreichs ans Deutsche Reich kam er ins Konzentrationslager Hamburg-Neuengamme. In all den Jahren schrieb uns Hans immer wieder. Seine Briefe zeigten, dass er den Mut, den Glauben an eine gerechtere Gesellschaftsordnung und die Zuversicht, dass es einmal wieder besser würde, auch in den langen Jahren im Gefängnis und im Konzentrationslager nicht verlor.

Briefe von Hans Svarz

Bratislava, den 2. Mai 1935

Liebe Anni, lieber Jan,
Ihr werdet mich nicht zu Unrecht schelten, dass ich so lange nichts von mir hören liess. Ich wollte von Mailand ein Lebenszeichen geben und es wäre so gut gewesen. Also ich will der Reihe nacherzählen. Bis Mailand ging alles gut. Auch der Tag dort war noch in Ordnung, und erst als ich im Zug nach Jugoslawien sass, war mir nicht ganz gut, aber auch das konnte ich noch «überdauern», wie es bei uns heisst. In Budapest kam ich mit 38,5 Fieber an und so nahm ich den nächsten Zug - obwohl ich einen Tag Aufenthalt nehmen wollte - nach Bratislava, wo ich am 5. früh ankam, in welchem Zustand, das weiss ich heute noch nicht recht. Vierundzwanzig volle Tage - bis zum 29. April abends - lag ich an einer Rippenfellentzündung hier im Spital, habe fünf Kilogramm abgenommen etc. Das Schrecklichste - ausser in den ersten zehn Tagen, wo die Schwere der Krankheit es mir nicht so drückend zum Bewusstsein brachte - war das vollkommen «ausgeschaltet» sein. Ich klage nicht - es liegt mir ja auch nicht ganz - und habe mich so gefreut, dass es jetzt anders werden würde, doch nein: Die Behörden haben verfügt - und sie wollen auch trotz Intervention keine Ausnahme bei mir machen - dass Emigranten nicht in Pressburg (Bratislava) bleiben dürfen, da eine Zone



Hans Svarz, Bern 1934

von 10 km «freibleiben» müsse. Also musste ich Wohnsitz in Malacky - einem kleinen Städtchen 38 km von Bratislava entfernt nehmen. Eng, öde und vor allem wenig politisch zu tun.

Da ich aus kluger Voraussicht meine Papiere - ausser Post - wegen der Durchreise durch Italien und Ungarn vorausgeschickt habe, so wäre bald ein Unglück geschehen. Wie ich ins Spital gebracht wurde - Genossen wussten ja schliesslich nichts von meiner Krankheit, und die für den 5. April bestellten Wiener fuhren nach zweitägigem ergebnislosem Warten zurück - wollte man, da ich nicht einvernahmefähig war, an die Heimatbehörde (Wien) schreiben, damit mich jemand abholen komme oder ob man mich in ein

Wiener Spital bringen solle. Glücklicherweise dauerte der Aktenweg zu lange und inzwischen konnte ich Bratislaver Genossen auftreiben, die bei den Behörden so viel als möglich intervenierten. Bei der Gelegenheit will ich Euch für die dreissig Franken danken, die Ihr mir mitgegeben habt, sie waren mir in diesen Tagen eine wirkliche Hilfe. Ich weiss wohl, dass Ihr jeden Dank ablehnen werdet und vielleicht sogar sagen werdet, es sei eine kleine Anerkennung für die Arbeit bei den Kinderfreunden. Die war aber entschieden meine Pflicht als Genosse, und für mich eine innere Genugtuung, nicht ganz unnütz zu sein. Eure kameradschaftliche Hilfe hat mich die Zeit meiner Emigration leichter tragen lassen, und diese Kameradschaft vermisse ich hier sehr stark. Eine kleine Bitte: Ein mir unbekannter Spender – ich vermute, dass es die Friedi war – hat mir fünf Franken, in Papier eingewickelt, auf dem «Freundschaft Hans!» stand, in die Wintermanteltasche praktiziert. Ich lasse mich auf diesem Weg bedanken. Aber von mir reichlich. Entschuldigt, dass ich keinen geeigneteren rascheren Weg fand, von mir etwas hören zu lassen. Über meine Frau gings auch nicht, die hat auch erst in dem letzten Aprildrittel Nachricht erhalten.

Ausser dass ich rekonvaleszent bin, bin ich mehr oder minder isoliert, ein Teil der Verbindungen sind gerissen und müssen wieder aufgebaut werden, Kontakt mit den österr. Ge-

nossen in Unordnung gekommen, die selber ein paar brauchbare Leute verloren hatten und heute im Gefängnis sitzen. Da ich mich nie länger als vierundzwanzig Stunden in Bratislava aufhalten darf, muss ich zwei- bis dreimal die 76 km von Malacky nach Br. und zurück auf dem Rad fahren, in den letzten Tagen wahrlich kein Vergnügen. Dabei ist das Ergebnis der Arbeit minimal, das muss man sich ehrlich eingestehen. Der Ort, wo ich jetzt wohne, liegt nur wenige km von der österr. Grenze entfernt. So kommt es, dass ich einen Teil meiner Post durch Wiener Genossen gehen lasse, die sie dem Kurier weitergeben, was weniger beschwerlich ist, als es in Bratislava zu holen. Und in kleineren Orten ist es zu auffällig, da will ich nicht allzuviel «für die anderen Genossen riskieren». Eine solche Adresse ist: Ferdi Falk in Fa. S. Falk, Buchdruckerei, Wien 13, Nobilegasse 4. Unter doppeltem Kuvert, innen auf dem Kuvert Hans Svarz, das ist dann zuverlässig, ab 3. Maiwoche ist dann poste restante Bratislava CSR günstiger, weil ich sowieso wieder hier sein muss.

Übrigens wurden zum 1. Mai 135 Genossen amnestiert, darunter einige sehr schwere Fälle – sogar schwieriger als mein Fall – und die Frage der Verlegung der Arbeit innerhalb der Grenzen Österreichs wird damit akuter. Doch darüber will ich das nächste Mal schreiben. Liebe Anni und lieber Jan, vielen Dank für Eure liebe Kameradschaft,

die mir vielen Halt gab und ich hoffe von Zeit zu Zeit etwas zu hören, wenn Ihr ein wenig Zeit zum Schreiben habt. Und wenn ich Euch irgendwie in Eurer Arbeit helfen kann, gerne.

Ich bleibe mit herzlichem «Freundschaft» und Kampfgruss
Euer Hans

Österreich, 20. Juli 1935

Liebe Anny, lieber Jan

unsere Postverbindung funktioniert nicht recht. Irgendetwas ist hier nicht in Ordnung, dass ich von Euch noch keinen einzigen Brief erhalten habe. Ich will die Gelegenheit wahrnehmen, dass einer unserer Genossen zu Euch fährt, dass er diesen Brief mitnimmt.

Seit ca. drei Wochen bin ich illegal in Ö., wo ich versuchen soll, die Lücken, die uns die letzten zahlreichen Verhaftungen gerissen haben, auszufüllen und neue Stützpunkte zu schaffen. Ich bin im Bewusstsein der Gefahr zurückgegangen – es war kein Gefühl des «Nichtaushaltenkönnens» – und darum, weil man mich gerufen hat. Zahlreiche meiner Freunde sind ebenfalls aus der Emigration zurückgekehrt, um hier zu arbeiten. Leider wurden mehr als zwei Drittel bereits verhaftet. Wie lange ich mich davon freihalten kann, weiss ich nicht.

Dieser Tage fand ein Prozess gegen sechzehn meiner Freunde und Bekannte aus Kärnten in Klagenfurt statt, die angeklagt waren, nach dem Februar 1934 die Organisation der

«Revolutionären Sozialisten» illegal aufgebaut zu haben, die Verbindung mit den Kommunisten und der Brüner Emigrantenzentrale aufrechterhalten zu haben. Sie wurden des Hochverrats angeklagt, weil «sie die Diktatur des Proletariats angestrebt und die Regierungsform des Staates gewaltsam verändern wollten». Die Urteilsfällung ist mir im Moment des Schreibens noch nicht bekannt. Ausserdem fanden mehrere andere Hochverratsprozesse gegen Arbeiter statt, bei welchem ein Arbeiter zwölf Jahre in Leoben erhielt.

Die Arbeit muss daher immer mehr unterirdisch verlegt werden, da die Kader zusammenschrumpfen, alte Funktionäre nicht oder nur schwer zu verwenden sind, da sie zu bekannt sind.

Ihr seid jetzt sicher in den Vorbereitungen für Euer Sommerlager drin und werdet drei Wochen in herrlicher Gegend und in Gemeinschaft erleben können. Ich möchte gerne von Eurer Arbeit hören. Ich sitze irgendwo im Süden in den Bergen und halte für unsere Jugend- und Kinderführer einen Schulungskurs ab, dabei denke ich sehr an Euch und Eure Solidarität in den sieben Monaten. Wir haben nämlich wieder zahlreiche Kinder- und Jugendgruppen – wenn es natürlich nur ein Bruchteil unserer früheren sind – die sehr fleissig arbeiten.

Wenn ich von Euch den ersten Brief in Händen habe, so will ich gerne ausführlicher über unsere Arbeit

schreiben, anders will ich's nicht ver-
antworten. Und jetzt, Anny und Jan,
recht frohen Sommer, ein herrliches
Falkenlager und herzliche Grüsse von
Hans.

Cesenatico, Italien, 7.8.35

Lieber Jan und Anny,
recht herzliche Grüsse aus dem
schönen und sonnigen Italien, wo
ich auf der Durchfahrt mit einem
Kindertransport aus Frankreich bin.
Euch allen, Roten Falken, Helfern
und Euch selber wünsche ich ein
schönes Lager, in das ich gerne ge-
kommen wäre.

Mit Freundschaftsgrüssen,
Hans Svarz.

Wien, 3.1.36

Liebe Anny, lieber Jan,
Zuvorderst recht herzliche Wünsche
zum Jahreswechsel und recht viele
Grüsse von einem Lernlager unserer
Jugend. Gerne gedenke ich der schö-
nen Stunden in Eurem Kreise und der
vielen Mühe um mich. Nehmt dafür
die Versicherung hin, dass bei uns al-
les weitergeht und wir den Mut nicht
sinken lassen.

In alter Freundschaft,
Euer Hans.
Grüsse an alle Freunde.

Die folgenden Briefe kommen aus dem Gefängnis. Hans
wurde in der Zwischenzeit verhaftet und war seit Mai 1937
in Untersuchungshaft. Dem Brief liegt ein vorgedruckter
Zettel bei: «Vom Standpunkt des Strafvollzuges kein Ein-
wand gegen Absendung. Wien, am 27. Dez. 1937.»

J. K. Svarz

Abteilung 20 E 79

Landesgericht I

Wien VIII

Wien, 11. November 1937

Liebe Anny,

Du hättest mir keine grössere Freu-
de machen können als durch Deinen
Brief. Ich habe mich nachträglich
mit Euch allen über eine so herrlich
verlaufene Ferienkolonie gefreut,
genauso als wäre ich mitgewesen.

Von mir wollt Ihr hören, was ich
treibe und wie ich den Tag verbrin-
ge? Nun das ist verhältnismässig

leicht erzählt. Seit mehr als einem
Jahr versuche ich, Euch Nachricht
zukommen zu lassen. Irgendwo hat
etwas gestreikt, nun ist es aber doch
gelungen. Wie Ihr schon gehört ha-
ben werdet, habe ich neun Monate
Polizeistrafe erhalten und bin hier
seit sechs Monaten in Untersuchungs-
haft wegen Verbrechen des Hochver-
rats und Pressevergehen. Richtiger
gesagt gewesen.

Denn am 9. November hat meine
Schwurgerichtsverhandlung getagt,
wo ich vom Hochverrat freigespro-
chen und wegen Pressevergehens zu

18 Monaten verurteilt wurde. Wohin ich jetzt komme, weiss ich noch nicht, aber Du kannst an die angegebene Adresse schreiben.

Nun also zu meiner «Tagesarbeit». Um 6.30 Aufstehen, Wäsche, Zelle herrichten. 7 Uhr Frühstück (schwarzer Kaffee oder Einbrennsuppe), 10.30 bis 1.30, je nach Einteilung Mittagessen (Suppe und Gemüse oder Suppe und Milchspeise, einmal am Sonntag ein Stück Fleisch), abends um 16 Uhr Abendessen (Milchspeise oder Gemüse oder Suppe) um 19.30 im Winter, 20 Uhr im Sommer ist Schlafenszeit. Eine Stunde täglich bei Schönwetter ist Spaziergang, einmal in zwei Wochen ein Bad. Zwischen diesen festgelegten Zeiten spielt sich mein «persönliches Leben» ab. Seitdem ich hier bin, bin ich in einer Einzelzelle. Lesen und arbeiten darf ich. Bücher, soweit es keine politischen, soziologischen usw. sind, kann ich benutzen, wenn sie keinen harten Einband haben. Es sei denn, dass die Anstaltsbücherei solche verfügen würde. Trotz diesen Schwierigkeiten habe ich es mir «halbwegs» eingerichtet. Eine halbe Stunde übe ich Stenographie, je eine Stunde lerne ich Englisch und Italienisch, um meine Kenntnisse nicht zu vergessen. Dann lese ich, englisch und deutsch, natürlich Zeitungen, um auf dem laufenden zu sein. Zeitungen nur in Österreich erscheinende deutschsprachige. Und manchmal zeichne und male ich. Vielleicht kann ich einmal ein paar Zeichnungen

beilegen. Wie so eine Einzelzelle aussieht, das wisst Ihr ja zur Genüge aus den Zeitungsberichten. Klapptisch, Klappbett, Bank, kleiner Bord für die Habseligkeiten, Zentralheizung, Waschbecken, englisches Klosett und elektrisches Licht selbstverständlich. Damit habe ich meine Umgebung beschrieben. Wie es mir gesundheitlich geht? Ich will nicht klagen, weil ich weiss, dass es anderen schlechter geht. Zu meinem Lungenleiden habe ich mir noch eine schwere Neuralgie dazugeholt, allerdings noch vor der Landesgerichtshaft. Im Allgemeinen kann ich augenblicklich von einem Ruhezustand sprechen. Vor zwei und drei Monaten war es besonders arg.

Gegenwärtig arbeite ich an Ch. Darwins Abstammungslehre des Menschen. Man muss die Zeit eben benützen, so wie sie kommt. Zu pädagogischer Arbeit komme ich nur wenig, äusser ein paar Erzählungen, die ich für Kinder geschrieben habe. Das ist aber nicht meine stärkste Seite, sondern die Organisation erzieherischer Arbeit.

Das wäre in kurzen Umrissen meine jetzige Tätigkeit.

Liebe Anny, ich danke Dir für das Geld, das Du mir geschickt und für die gute Absicht, mir ein Paket zu senden. Vielleicht geht es zu Weihnachten, jetzt ist dies nicht gestattet. Jedenfalls weissst Du, dass mir Deine liebe Absicht genau so viel Freude und Vergnügen gemacht hat.

Ich bin in Gedanken bei Euch und grüsse Euch alle, Dich, John, Buben

und Mädels und alle nicht ausdrücklich genannten Freunde mit freundschaftlichem Gruss
Euer Hans

Wien, 27. Dezember 1937

Liebe Anny,
hoffentlich meint der Schnee es mit Euch in Bern besser als mit uns, wo er zu Wasser wird. Denn Weihnachten im Schnee ist ja doch ein viel angenehmeres Bild. Ich wünsche Euch allen – obwohl ja bereits vorüber – ein frohes Weihnachtsfest und ein frohes glückliches arbeitsreiches neues Jahr. In Gedanken habe ich das Weihnachtsfest unter Eurem Weihnachtsbaum mit all den Kindern und Helfern mitgefeiert. Nicht nur das schöne Fest allein, sondern auch die mühevollen Vorarbeiten zur schönen Feier, die viele Plagen von Euch, Anny und Jan, mit all den Dingen. Leider habe ich heuer nicht mithelfen können. Und doch ist mir all die Arbeit abgegangen.

Also, Eure sicherlich schöne Weihnachtsfeier ist vorüber, unser «Weihnachtsbäumchen» in der Zelle verliert schon seine Nadeln und damit so mancher seine Illusionen, falls er welche gehabt haben sollte. Wir sieben, die wir augenblicklich auf der Zelle leben, haben die Weihnachtstage kameradschaftlich überstanden. Amnestiert wurde ja niemand, und wir alle tragen das gleiche Los: Eine neuerliche Strafuntersuchung. Mir selbst «blüht» ein neuerliches Hochverratsverfahren. Wir werden es aber auch gesund

an Körper und Geist überstehen, weil wir fest überzeugt sind und unser Wollen ungebrochen ist. Es ist ein so erhebender Gedanke, dass für unsere Gedanken und unser Wollen die uns umgebenden Mauern viel zu schwach sind und sie in ferne Lande zu unseren Freunden abschweifen können. Während wir den Marschtritt der Häftlinge im Spazierhof unten hören, hören wir den ehernen Klang der Zukunft, während die Glocken der umgebenden Kirchen ertönen, hören wir aus ihnen das Signal der Freiheit.

Du siehst, Anny, Ihr könnt unbesorgt um mich sein, ich bin der alte geblieben. Gewiss, der Mensch hätte vieles bequemer, was er verloren hat, lernt er besser schätzen. Unter anderem, dass ich bei Euch die Gelegenheit hatte, in wertvollen Büchern zu blättern, was hier nicht gestattet ist. Leider kann ich Euch nicht so oft schreiben, als ich gerne möchte, aber einige Zeilen kann ich ja doch empfangen, um von Euch zu hören. Seid mir alle recht herzlich gegrüsst, Du, Jan, alle Helfer und Kinder
von Eurem Hans

Wien, 24. Jänner 1938

Liebe Anny!

verzeiht, Euer Päckli kam zwei Tage später als meine Neujahrsgrüsse an Euch abgingen, so dass ich Euch erst jetzt schreiben kann, wieviel Freude mir Eure guten Sachen gemacht haben. Der Bär, die Datteln, die Nüssli, Zwetschken, Käse usw. haben uns allen, die wir hier eine Gemeinschaft

sind, gut gemundet und ich danke Euch sehr dafür. Und alles war so lieb und nett verpackt, dass wir den Geruch der herrlichen Schokolade noch lange in der Nase hatten.

Mit Eurem Brief habe ich mich sehr gefreut, obwohl Dein Brief arg zerschnitten und vor allem ohne Beilage in meine Hände kam. Immerhin habe ich mich auch mit dieser guten Absicht sehr gefreut.

Dass Ihr zu den Ferien mit so vielen lieben Freunden auf der Tschuggenalp ein herrliches Skilager gehabt habt, hat mich sehr gefreut, wenn auch bei uns der Schnee zu Wasser geworden ist, wie man so sagt. Die letzten Tage gingen wir schon fast bei «Frühlingswetter» in «unserem» Hof spazieren; dabei konnte ich denken, wieviel Schnee noch bei Euch liegen wird.

Auch auf unserem «Budeli» stand ein kleines Bäumchen. Und wir gedachten des vergangenen Jahres, der

vielen lieben Freunde, sangen ein wenig, dann sprach einer von uns ein Gedicht. Das war unsere Feier. Bescheiden, dennoch ebenso herzlich als würden wir draussen sein. Inzwischen fliegen die Tage dahin, der erste Monat ist beinahe um, wenn Euch mein Brief erreicht. Die Tage sind streng eingeteilt, damit die Zeit nicht unnütz vergeudet wird. Englisch, Italienisch, Soziologie, Stenografie, Philosophie, Zeichnen sind unser Tagespensum, denn da wir verschiedenen Alters und Bildungsganges sind, müssen wir unser Tagesprogramm sehr extensiv betreiben, damit alle auf die Rechnung kommen.

Für die lieben Grüsse und die Wünsche zum neuen Jahr danke ich Euch sehr und ich denke, dass es auch Euch allen und Eure Arbeit viel Erfolg bringt. Seid mir alle recht herzlich gegrüsst
Euer Hans

Der letzte Brief kommt aus dem Konzentrationslager Hamburg Neuengamme. Er wurde am 8. 12. 1944 in Hamburg Bergedorf aufgegeben und trägt drei Marken mit Hitlers Porträt. Auf dem Umschlag und auf dem Brief steht vorgedruckt:

Konzentrationslager
Hamburg-Neuengamme.
Auszug aus der Lagerordnung:
Jeder Häftling darf im Monat 2 Briefe oder 2 Postkarten empfangen und auch absenden. Ein Brief darf nicht mehr als 4 Seiten à 15 Zeilen enthalten und muss übersichtlich und gut lesbar sein. Postsendungen,

die diesen Anforderungen nicht entsprechen, werden nicht zugestellt bzw. befördert. Pakete dürfen empfangen werden, ausgenommen alkoholische Getränke. Briefsendungen ohne Absender werden nicht ausgehändigt. Geldsendungen sind zulässig.
Der Lagerkommandant.

Meine genaue Anschrift:
Schutzhäftling: *Svarz Hans*
Nr. 63043
Block 27
Konzentrationslager
(24) Hamburg-Neuengamme

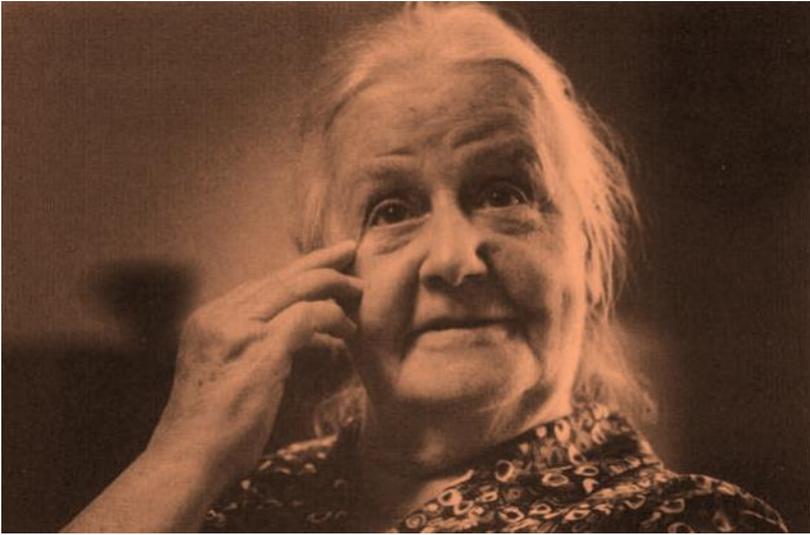
Neuengamme, 19.11.44

Liebe Anni, es ist mir erst jetzt möglich, Dir wieder einige Zeilen zukommen zu lassen. Ich hoffe, dass diese Nachricht Dich und Jan in guter Gesundheit antrifft. Die Verhältnisse bedingten es, dass ich so lange keine Nachricht geben konnte. In all der langen Zeit ist es mir gesundheitlich ganz gut gegangen, so dass Ihr beruhigt sein könnt. Von meiner Mutter habe ich jetzt schon längere Zeit keine Nachricht, ebenso von meiner Frau Käthe. Aber ich hoffe doch, dass es bald möglich sein wird, Nachricht zu erhalten. Wie geht es Dir und Jan? Und all unseren gemeinsamen Freunden? – die ich sehr herzlich grüsse und deren ich mich

noch gerne entsinne. Es sind zu schöne Erinnerungen! Wollen wir hoffen, dass wir in absehbarer Zeit ein frohes Wiedersehen feiern können. Eure Berge und Euer Leben haben in mir immer freundliche Erinnerungen ausgelöst, und wenn man heute in besinnlichen Momenten – die es ja allerdings seltener gibt – daran denkt, so weiss man, was man alles entbehren muss. Aber all das mag trist sein, aber das Bewusstsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, nichts umsonst gemacht zu haben, ist beglückend und tief. Wer von uns dieses Bewusstsein haben kann, der alte geblieben zu sein, darf stolz sein. Nimm meine Zeilen als ein Zeichen, dass ich froh und munter Eurer gedanke und mich über alles Gute und Frohe freue, was sich bei Euch ereignet.

Mit sehr herzlichen Grüssen an
Euch alle,
besonders aber an Jan und Dich
Hans

Hans Svarz wurde kurz vor Kriegsende mit den andern KZ-Insassen von den Nazis auf ein Schiff gebracht. Das Schiff wurde von den Alliierten bombardiert und versank. So kam er ums Leben.



IV Lebensneige

Als der Krieg zu Ende geht, ist Anny einundfünfzig Jahre alt. In den folgenden Jahren verändert sich viel in ihrem Leben. Innerhalb von zehn Jahren verliert sie ihre engsten Angehörigen durch den Tod.

Kurz nach Kriegsende stirbt Annys Mutter, die siebenzehn Jahre bei ihr gewohnt hatte. Zwei Jahre später stirbt die Tochter Susy siebenunddreissigjährig an einem Hirntumor. Sie hinterlässt zwei Kinder, die dreijährige Annemarie und Peter, der noch nicht ein Jahr alt ist. Anny und Janis nehmen die Kinder zu sich. Sie haben grosse Freude an ihnen, und auch die Kinder fühlen sich wohl bei den Grosseltern. Als der Schwiegersohn nach ein paar Jahren wieder heiratet und die Kinder zu sich holt, fällt der Abschied Anny sehr schwer.

Da stirbt 1956 Janis im Alter von achtzig Jahren. Er hat schon lange Schwierigkeiten beim Essen, und Annys Tee nützt nichts. Die Untersuchung bringt es an den Tag: Magenkrebs. Janis wird operiert, und alles geht gut. An einem Sonntag spaziert Anny mit ihm im Garten des Spitals. Am nächsten Morgen sollte er entlassen werden. Aber am Montag früh um sechs klingelt bei Anny das Telefon: Janis ist an einer Embolie gestorben.

Nach der Beerdigung hat Anny noch einen Franken und zweiundsechzig Rappen in der Tasche. Ihre Schwestern Emmy und Rösy und ein Freund von Janis bleiben zum Mittagessen. Anny macht Kartoffelsalat und holt Schüblinge, die sie in der Metzgerei anschreiben lassen muss. Am nächsten Morgen geht sie aufs Arbeitsamt und hat sofort Arbeit als Wasch- und Putzfrau. Sie lässt sich ihren Lohn gleich auszahlen, damit sie sich etwas zu essen kaufen kann. Von der Altersversicherung, der AHV, be-

kommt sie bloss sechsfundfünfzig Franken im Monat. Sie hat sich früher die Füsse wundgelaufen beim Unterschriftensammeln für die beiden AHV-Initiativen, aber sie selber kann nun nicht existieren von ihrer Rente.

Acht Tage nach dem Tod von Janis steht der Mieter der Mansarde im oberen Stock vor Annys Wohnungstüre und sagt: «Frau Klawa, wann zügeln Sie? Sie können ja diese Wohnung nicht halten.» Er hätte gerne ihre Wohnung übernommen. Anny sagt trotzig: «Gegenwärtig bin ich noch da!», und verbissen arbeitet sie weiter, um nur ja das Dach über dem Kopf zu behalten.

Anny ist zweiundsechzig Jahre alt. Noch mehr als dreissig Jahre ohne Janis liegen vor ihr, das ist länger, als sie mit ihm zusammen war. Trotzdem wird sie die Zeit mit ihm immer als ihr eigentliches Leben empfinden.

Aber sie hat keine Zeit, am Alleinsein herumzustudieren. In einem Alter, da andere pensioniert werden, schafft sie den Wiedereinstieg ins Berufsleben. Es ist hart, und sie geht fast zugrunde daran, aber sie weiss, dass sie keine andere Wahl hat.

Im Sommer, an einem Donnerstag oder Freitag, kam ich von einer Wäsche und begegnete Arthur Steiner, der damals Präsident des SMUV, des Metall- und Uhrenarbeiterverbandes, und Nationalrat war. Ich streckte ihm die Hand entgegen, die ganz aufgequollen war. Da sagte Steiner: «Was habt Ihr da?»

«Ihr wisst ja, ich bin Rheumatikerin», sagte ich, «und ohne Wasser kann ich bei den Leuten nicht waschen.»

«Herrgott Donnerwetter», schimpfte Steiner, «und wir haben soviel Arbeit! Hört, Ihr bekommt ein Telefon, sagt dann aber nicht nein!»

Am Samstagnachmittag bestellte man mich ins SMUV-Büro. Und so habe ich einundzwanzig Jahre für die SMUV-Krankenkasse gearbeitet. Meine Aufgabe war es, die Arztrechnungen und Rezepte zu kontrollieren und zu schauen, was die Krankenkasse bezahlt. Für den Rest stellte ich eine separate Rechnung. Zuerst aber musste ich lernen, die Hieroglyphen unserer Ärzte auf den Rezepten zu entziffern!

Ich wurde gleich im Akkord angestellt, ohne angelernt zu werden. Und das bei einer Gewerkschaft!

Aber damals war ich einfach froh, dass ich diese Arbeit hatte. Ich klammerte mich daran, ich hatte ja nichts, und damit konnte ich mein Leben verdienen. Ich war früher genug von einer Stelle zur andern gewandert, als ich auf der schwarzen Liste war, aber nun war ich alt. Diese Existenzangst erlebte ich zum ersten Mal.

Ich arbeitete zu Hause. Sie hatten keinen Arbeitsplatz für mich unten im SMUV-Büro, das damals noch im Monbijou war. Man brachte mir immer hundert Krankenscheine. Aber weil ich daheim arbeitete, sass ich jeden Tag bis zu sechzehn Stunden am Schreibtisch. Ich nahm die Krankenscheine und die Bücher sogar ans Bett, und noch in der Nacht, wenn ich erwachte, studierte ich an der Arbeit herum.

Aber ich hatte mich selber überschätzt. Eines schönen Tages brach ich zusammen und landete im Engeriedspital. Ich lag dort im Bett, meinte, ich sei auf einer Schaukel und war vollständig abwesend. Ich hatte einen Nervenzusammenbruch und anschliessend einen Herzinfarkt. Erst nach drei Monaten konnte ich die Arbeit wieder aufnehmen. Beim SMUV wusste niemand, warum ich im Spital gewesen war. Ich sagte nichts, ich wollte die Arbeit unbedingt behalten. Und auf einmal hiess es von oben: «Wie kommt es, dass Frau Klawa so viel mehr Krankenscheine bearbeitet als die Leute im Büro?» Da kam heraus, dass ich fast für drei gearbeitet hatte.

Nach einem Jahr wurde ich im Monatslohn angestellt. Aber ich arbeitete immer noch viel zuviel, das sehe ich heute. Ich setzte mich eben auch deshalb so ein, weil ich für eine Gewerkschaft arbeitete.

In ihrem von der Berufsarbeit geprägten Alltag bringen Anny die Besuche von alten Freunden und Freundinnen aus ihrer Zürcher Zeit grosse Freude.

Einige Monate nach Janis' Tod sucht Julius Mimiola sie auf und verbringt einen Nachmittag mit ihr. Sie gehen im Bremgartnerwald zusammen spazieren und begegnen dabei einem von Annys Genossen. Kurze Zeit später wird sie gefragt: «Wann heiraten Sie wieder, Genossin Klawa?» Der Genosse hat überall erzählt, sie sei Arm in Arm mit einem

Mann herumspaziert. Das ist das zweite Mal, dass man ihr eine Liebschaft mit Mimiola andichtet.

Aber Anny kann die Freundschaft mit Mimiola nicht mehr lange geniessen. Wenige Jahre darauf, 1961, stirbt er.

Auch mit einem anderen Jugendgenossen, mit Edy Meyer, hat Anny regen Kontakt. Er schreibt ihr lange Briefe in seiner gestochen schönen Schrift. Er forscht in der Vergangenheit der Jungsozialisten, die nun schon Geschichte ist, und bittet Anny um ihre Mithilfe. Anny hilft ihm beim Identifizieren von Personen auf Fotos und teilt ihm ihre Erinnerungen an Lenin mit. Edy Meyer sichtet den Nachlass von Mimiola und übergibt ihn, wie später auch seinen eigenen, dem Sozialarchiv in Zürich. Auch Anny hat ihre Dokumente aus der Zeit der Jugendbewegung sorgfältig aufbewahrt und lässt sie nun ebenfalls dem Sozialarchiv zukommen.

Auch von Edy Meyer muss sie bald Abschied nehmen. Er stirbt 1967.

Schon 1947, als Janis noch lebte, war Angelika Balabanoff zum ersten Mal seit 1917 wieder in die Schweiz gekommen:

Eines Tages rief mich Jenny Grimm an, ich solle zu ihnen kommen, sie habe Besuch. Sie wollte mir aber nicht sagen, wer da war, und ich hätte nicht im Traum gedacht, dass ich dort Angelika Balabanoff, mit der ich im Ersten Weltkrieg in Zürich so oft zusammen gewesen war, treffen würde.

Sie war 1917 ausgewiesen worden und nach Russland gefahren. Zum Glück verliess sie das Land aber rechtzeitig wieder, sonst hätte sie das gleiche Schicksal gehabt wie die andern aus der «Eintracht», die dort umkamen. Auch wenn man sie nachher rehabilitiert, kann man sie nicht mehr lebendig machen.

Die Balabanoff lebte in Italien. Nach dem Zweiten Weltkrieg wollte sie wieder einmal die Schweiz besuchen. Bundesrat Ernst Nobs hatte für sie ein gutes Wort einlegen müssen, dass sie einreisen konnte, denn sie hatte immer noch Landesverweis. Die Regierung hatte eine Ausnahmewilligung erteilt. Nobs hatte die Genossin Fafri, Präsidentin der SP-Frauengruppe Bern, angestellt, um die Balabanoff zu betreuen. Er hatte halt ein bisschen Angst, sie könnte

politisch etwas anstellen. Genossin Fafri begleitete Balabanoff zu Robert Grimm. Auch er hatte die Balabanoff gut gekannt, sie hatten sich aber aus politischen Gründen miteinander überworfen.

Ich kam also zu den Grimms an den Engeriedweg. Und da stand nun die Balabanoff, die ich dreissig Jahre lang nicht mehr gesehen hatte. Wir fielen uns in die Arme und küssten uns. Genossin Grimm war sprachlos, denn sie wusste ja nicht, dass wir uns kannten. Auch die Fafri war erstaunt, dass wir einander duzten und so herzlich begrüsst. Kurz danach kam Robert heim. Er war völlig überrascht und umarmte Balabanoff herzlich. Sie hatten miteinander gekämpft, und auch wenn es manchmal etwas strub zugegangen war, waren sie doch Genossen geblieben.

Wir tauschten alte Erinnerungen aus und hatten uns auch sonst eine Menge zu erzählen.

Balabanoff sagte zu mir: «Du bist verheiratet mit einem Klawa? Weisst du, ich habe mit einem Klawa in Leipzig an der Universität studiert.»

«Ja», lachte ich, «das ist Janis, er hat es mir auch erzählt!»

Plötzlich sagte Frau Fafri: «Genossin Balabanoff, ich bringe Sie jetzt wieder ins Hotel zurück.» Wir brachen auf und gingen zum Tram, aber auf einmal sagte Balabanoff unvermittelt: «Also, alles Gute, Frau Fafri, ich will jetzt den Janis noch sehen», gab ihr die Hand und liess sie stehen. Sie sagte das so bestimmt, dass die gute Frau Fafri ganz verdattert war. Dann gingen wir zu mir nach Hause, und Janis hatte grosse Freude, seine alte Studienkollegin wieder zu sehen.

Es war das letzte Mal, dass ich ihr begegnete.

Endlich meldet sich auch ein Freund, der mehr als zehn Jahre verschollen war, und den alle äusser Anny totgesagt hatten:

Kurz nach Janis' Tod läutete es eines Nachts an meiner Türe.

«Wer ist da?» rief ich hinunter.

«Ich bin's!»

«Ja, da kann noch mancher sagen, ich bin's!»

«Aber bitte, Anny...», und er fing an zu reden, und da war es Gabriel Ersler, mein polnischer Freund, den ich zuletzt im Lager Gurs gesehen hatte. Nach seiner Befreiung aus dem Lager hatte er

die Spanierin Conchita geheiratet, war aber noch während des Kriegs von Frankreich nach Polen zurückgegangen, und seither hatte ich keine Nachricht mehr von ihm. Es gab Leute, die sagten, er lebe nicht mehr, aber ich glaubte das nicht. Ich war überzeugt, dass er noch lebte und einfach nicht schreiben konnte.

Nun erzählte er mir, wie es ihm ergangen war. Während all der Jahre hatte er in Moskau im Gefängnis gesessen und war nun freigelassen und mit vielen andern nach Polen zurückgeschickt worden.

Er hatte ein Auto und war damit aus Polen in die Schweiz gekommen, weil er nach Genf an eine Konferenz musste. Von seiner Frau hatte er nie etwas gehört. Nun nahm er sofort Kontakt auf zum Roten Kreuz, die suchten nach Conchita und fanden sie tatsächlich. Das gemeinsame Kind war leider schon vor Jahren gestorben. Er ging wieder zurück nach Polen, und Conchita reiste ihm schon nach wenigen Tagen nach.

Gabriel besuchte mich von nun an regelmässig. Ich musste jeweils bei der Fremdenpolizei bescheinigen, dass ich für ihn aufkommen würde im Fall von Krankheit. Er kam immer mit seiner Frau Conchita, die leider 1979 starb. Sie war ein prächtiger Mensch.

Gabriels medizinische Bücher reisten in der ganzen Welt herum. Als er in Polen war, konnte er sie dort nicht kaufen. Ich liess sie von Deutschland kommen und schickte sie nach Warschau. Als Gabriel Polen verlassen wollte, schickte er die Bücher wieder an mich zurück, paketweise, immer von andern Orten in Polen, damit es nicht auffiel. Einmal sagte der Paketbriefträger zu mir: «Aber Frau Klawa, das können Sie doch nicht alles lesen!» Das Packpapier war aufgerissen, weil man schauen wollte, ob eine Bombe darin sei... In den sechziger Jahren wanderte Gabriel nach Israel aus, und ich schickte ihm die Bücher dorthin. Als er nach einigen Jahren nach Deutschland zurückkehrte, weil er sich in Israel nicht zurechtgefunden hatte, reisten die Bücher wieder nach Bern und von dort aus nach Deutschland.

Gabriel ist für mich wie ein Sohn. Ich freue mich immer sehr über seine Besuche.

Nach einigen Jahren Berufstätigkeit hat sich Anny in die Arbeit eingelebt und sogar etwas sparen können. Und nun tut sich für sie eine neue Welt auf: sie beginnt zu reisen.

Früher beschränkten sich ihre Ferien auf Kinderlager im Tessin, und zwanzig Jahre lang war sie jeden Herbst mit Janis im Jura. Nun aber sieht sie noch etwas von der übrigen Schweiz, fährt auf das Jungfraujoch, steigt bei Zermatt auf die Berge, wandert durch das Engadin. Im wilden Val Sinestra logiert sie im düsteren alten Kurhaus, trinkt das bittere Mineralwasser und nimmt Bäder gegen das Rheuma.

Und sie bleibt nicht in der Schweiz. Seit 1921 war sie nie mehr im Ausland, aber nun will sie noch etwas von der Welt sehen. Kreuzfahrten führen sie durch das Mittelmeer von Italien nach Griechenland, Spanien und in die Türkei. Sie sieht das zauberhafte Venedig, die Ruinen der griechischen Antike und die maurischen Arabesken in der Alhambra von Granada. Oft aber zieht es sie in abseits der grossen Touristenströme gelegene Gassen. Sie will wissen, wie das einfache Volk lebt. In Rhodos steigt sie in einen Keller und findet Kinder, die Teppiche weben und Tonkrüge formen. Die Kinderarbeit erinnert sie an ihre eigene Jugend.

Anfangs der siebziger Jahre besucht sie ihren Freund Gabriel Ersler in Israel. Zum ersten Mal besteigt sie ein Flugzeug. Sie hat keine Spur von Angst – sie war nie eine ängstliche Person -, bewundert das Alpenpanorama beim Aufstieg und geniesst es, bedient zu werden. Gabriel führt sie durch Israel. Die Schönheit des orientalischen Landes beeindruckt sie. Sie besucht einen Kibbuz und notiert sich genau, wie er funktioniert. Sie ist fasziniert. Eine Idee ihrer Jugend – die frühsozialistische Kommune – findet sie hier verwirklicht und fragt sich, in welcher Richtung sich das Modell weiter entwickelt. Auf ihren Ausflügen wird sie auch konfrontiert mit den grossen Problemen des Landes, in dem zwei verschiedene Völker mehr schlecht als recht Zusammenleben.

Im Alter zieht es Anny zu den Schauplätzen ihrer Jugend. 1973 reist sie nach München und Augsburg. Von der Schillingstrasse in München, wo sie damals wohnte, geht sie nochmals den Weg, auf dem sie mit Friedrich Barthel am 1. Mai 1919 geflüchtet ist. Sie fährt mit der Bahn auf der gleichen Strecke wie damals nach Dachau. Der Dorfkern

sieht aus wie früher. Das Gasthaus, in dem sie wohnte, steht noch, ebenso wie die Treppe zum damaligen Gemeindehaus, wo Toller den Soldaten, die zwei Frauen missbraucht hatten, die Leviten las. Sie fährt auf das Gelände des «Grossen Moors» in Dachau, wo zurzeit der Revolution die Armee stationiert war und jetzt das ehemalige Konzentrationslager aus dem Dritten Reich steht. An der Wand fällt ihr ein Spruch auf: «Die sich des Vergangenen nicht erinnern, sind dazu verurteilt, es nochmals zu erleben.» Sie denkt daran, dass Friedrich Barthel durch eine furchtbare Ironie der Geschichte wieder nach Dachau zurückkam, um dort zu sterben.

Noch ein Abschied steht ihr bevor. Seit 1933 wohnt sie an der Neufeldstrasse 36 und hat nicht gedacht, dass sie nochmals die Wohnung wechseln müsste. Das Haus wird dreimal verkauft. Der letzte Eigentümer schenkt das Haus seiner Tochter als Einfamilienhaus, und den drei Bewohnerinnen wird gekündigt. Weil die Kündigung nicht fristgerecht ist, geht Anny vor Mietgericht und bekommt recht. Der neue Besitzer wirft ihr vor, die Hochzeit seiner Tochter zu verzögern, bemüht sich jedoch, ihr so schnell wie möglich eine andere Wohnung anzubieten. Anny schaut mehrere Wohnungen ausserhalb Berns an, aber sie will unbedingt in der Stadt bleiben. Schliesslich findet sie die Wohnung am Vereinsweg 10a, wo sie heute noch wohnt. Sie ist froh, dass sie nicht nur in Bern, sondern sogar in der Länggasse bleiben kann. Es ist aber sehr schwer für sie, von der Neufeldstrasse fortzugehen. Vierzig Jahre hat sie dort gewohnt und soviel erlebt.

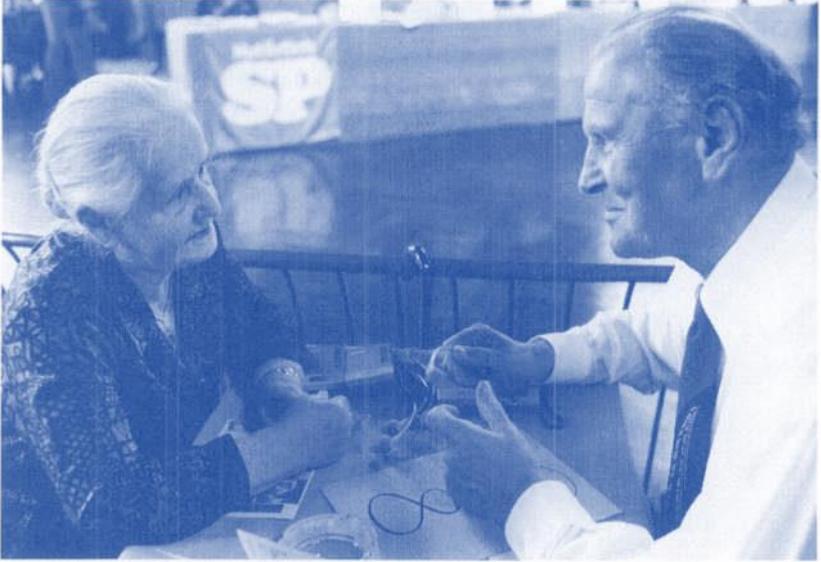
Mit fünfundachtzig hört Anny endlich auf zu arbeiten. Sie geniesst es, wieder mehr Zeit zu haben und geht an Versammlungen von Partei und Kinderfreunden. An den schweizerischen Parteitagen gehört die weisshaarige Frau, die aussieht wie eine Grossmutter aus dem Märchenbuch, zum gewohnten Bild. Viele Genossinnen und Genossen kannte sie schon als Kinder, zum Beispiel den verstorbenen Bundesrat Willy Ritschard. Sie sitzt zuvorderst an einem Ehrenplatz und hört aufmerksam zu, meldet sich aber nie

zu Wort. Die Jungen sind jetzt an der Reihe. Über Politik diskutiert sie lieber im privaten Kreis, aber ab und zu hilft sie selber noch etwas. Kurz vor ihrem fünfundneunzigsten Geburtstag hat sie noch Unterschriften gesammelt gegen geplante Parkplätze auf dem Pausenplatz eines Schulhauses. Das ganze Haus hat unterschrieben.

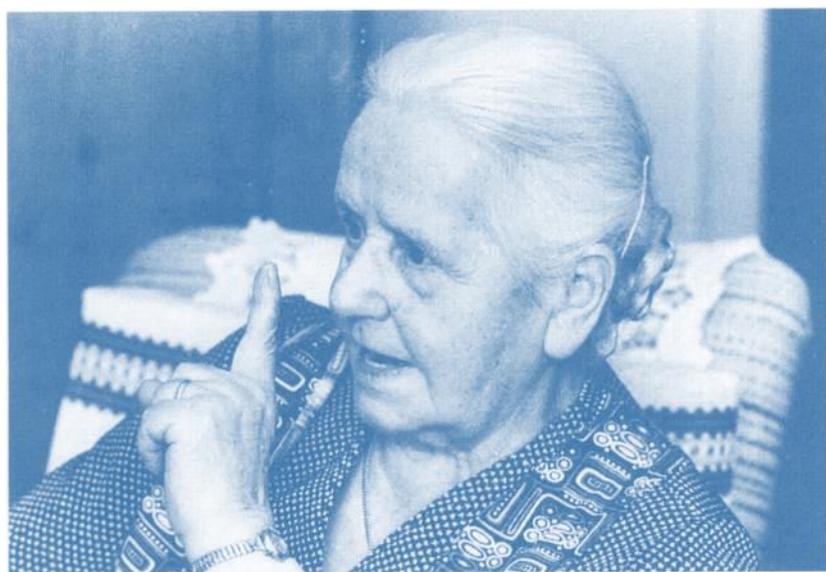
Irgendwann beginnen sich die Medien für sie zu interessieren. Sie kann gut erzählen, hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und ihre Erinnerungen sind spannend und reichen weit zurück. Das interessiert die Leute. Anny erzählt über den Generalstreik, über die Jugendbewegung, über die Arbeiterinnenbewegung, über die Friedensdemonstration im Basler Münster oder ganz einfach über ihr Leben. Deutsche Journalisten interessieren sich für ihre Erinnerungen an Willi Münzenberg und ihre Erlebnisse in der Münchner Räterepublik, russische Journalisten befragen sie über ihre Erinnerungen an Lenin. Zeitungsartikel erscheinen, Radiointerviews werden ausgestrahlt, und das Schweizer Fernsehen dreht einen Film über sie.

Nach dem Film, der am 21. April 1982 ausgestrahlt wird, erhält Anny eine Unmenge Reaktionen. Schon am nächsten Tag liegen dreizehn Briefe im Briefkasten, die noch nachts nach der Sendung eingeworfen worden sind. Sie verbringt den ganzen Nachmittag und Abend bis zehn Uhr am Telefon. Aus der ganzen Schweiz melden sich die Menschen. Die meisten sind begeistert. Aber es gibt auch negative Reaktionen. Der ehemalige SPS-Präsident Fritz Grütter findet, der Film sei zu sehr Frauensache, und sagt: «So verschleudert man beim Fernsehen das Geld.»

Immer wieder wird Anny angefragt für Referate und Vorträge. Sie erzählt bei SP-Frauengruppen, in Gewerkschaften, in Schulen. Oft wird gleichzeitig der Film über sie gezeigt. Anny gibt so im hohen Alter immer noch ihre Erfahrungen weiter und versteht es, die Zuhörer zu packen. Sie steht auf zum Erzählen, und da bricht noch immer das alte Rednertalent durch. Mit der Zeit wird es aber zu beschwerlich, und nach einem Vortrag in Luzern im September 1989 beschliesst sie, das sei das letzte Mal gewesen.



Ancy Klawa und Willy Ritschard, SPS-Parteitag in Lugano, 1982



In den letzten Jahren hat sich ihre Gesundheit zusehends verschlechtert, und sie geht kaum mehr aus. Wer etwas von ihr will, muss nun zu ihr gehen. Das Leben wird immer schwieriger für sie, aber sie lässt sich nicht unterkriegen. Das Bewusstsein, etwas getan zu haben, das nicht umsonst war, gibt ihr das Gefühl, ein gutes Leben gelebt zu haben.

Wenn ich denke, was ich alles für Krankheiten hatte, wundere ich mich wirklich, dass ich so alt geworden bin. Aber auch meine Mutter und meine Schwester Emmy wurden über achtzig, und Rösy ist zwar acht Jahre jünger als ich, aber auch schon sehr alt, und ich bin nun schon bald hundert Jahre! Wir haben wahrscheinlich eine zähe Natur.

Das Altwerden ist nicht lustig. Jeden Tag stelle ich fest, dass ich gewisse Bewegungen, die ich früher automatisch und ohne zu überlegen gemacht habe, fast nicht mehr zustande bringe. Wenn ich heute eine Nadel in die Hand nehme, um etwas zu flicken, ist sie schwer wie Blei. Zum Glück ist mein Kopf noch in Ordnung. Aber umso schwerer ist es, wenn man von gewissen Leuten behandelt wird wie ein kleines Kind. Das ist bitter. Ich spüre das oft, wenn Leute mit mir reden oder ich mit Behörden verhandeln muss, dass man denkt, ich sei so ein altes Frauei, das nicht mehr recht im Kopf ist. Dann sage ich mir, auch die werden einmal alt...

Es gibt noch andere Enttäuschungen, die mir zu schaffen machen.

Als ich letzthin an einer Beerdigung war, ging ich zu unserem Familiengrab. Dort sind Susy, meine Mutter und Janis begraben, und auch ich werde eines Tages dort liegen. Da sah ich, dass der untere Teil des Grabsteins zusammengeschlagen war. Die Stücke lagen noch herum. Ich setzte mich auf einem Stein, und die Tränen liefen mir hinunter. Zu einer Frau, die vorbeikam, sagte ich: «Nicht einmal auf dem Friedhof hat man Ruhe!» Sie schaute sich das an, und auch sie bestätigte, dass man dazu Werkzeug mitbringen musste. Die Steine waren ziemlich frisch vom Sockel abgeschlagen.

Ich hob ein Stück auf, brachte es zum Büro und sagte: «Das ist sicher eine politische Angelegenheit!» Der Beamte meinte, es passiere ab und zu mal etwas. Er fuhr mit dem Velo hin und schaute nach.

Als er zurückkam, sagte er: «Wie kommen denn diese Disteln auf das Grab?» Ich sagte: «Nein, das müssen Rosen sein.» Es waren aber Disteln, und die haben sehr lange Wurzeln, man bringt sie fast nicht mehr heraus. Wer wohl diese Disteln gesetzt hat?

Diese Begebenheit hat mir sehr zu schaffen gemacht, und ich habe lange überlegt, wer etwas gegen Janis oder gegen mich haben könnte.

Ich arbeitete bis fünfundachtzig. Mein Arzt sagte mir einmal, in meinem Alter könne man nicht solchen Raubbau betreiben. Aber ich musste arbeiten. Ich konnte in dieser Zeit die Rente sparen, und damit lebe ich jetzt, zahle den Arzt und die Medikamente. Ich mache ja so viel wie möglich selber, obwohl ich gar nicht mehr gut gehen kann und kaum noch allein ausgehe. Ich habe viel Besuch von Bekannten und Genossen. Mit meiner Familie habe ich wenig Kontakt, aber das war bei uns eigentlich immer so. Wir haben den Familienzusammenhalt nie gepflegt.

Nachbarinnen helfen mir beim Putzen und Waschen, gegen Bezahlung, das will ich so haben. Vom kleinen Laden in der Nähe lasse ich die Sachen kommen. Eine Bekannte begleitet mich mit dem Auto zum Doktor, andere bringen mir manchmal etwas aus der Stadt mit. All das ermöglicht mir, selbständig zu bleiben. Ich möchte einfach nicht in ein Heim.

Kürzlich sah ich den Film «Die plötzliche Einsamkeit des Konrad Steiner» mit dem Schauspieler Sigfrid Steiner, den ich übrigens sehr gern kennengelernt hätte. In einer Szene macht er in der Küche den Kaffee, und man legt ihm nahe, in ein Altersheim zu gehen, aber er sagt, das komme gar nicht in Frage. Ich dachte, er rede von mir, denn auch ich will unter keinen Umständen in ein Altersheim. Dieser Film hat mich sehr berührt. Ich habe mich mit dem alten Mann völlig identifiziert.

Im Alter wird die Vergangenheit immer wichtiger. Oft, wenn ich tagsüber auf meiner Ottomane liege, laufen vor meinen Augen Bilder von früher vorüber, und die eine oder andere Begebenheit kommt mir wieder in den Sinn. Vor kurzem hat mich die Vergangenheit buchstäblich eingeholt. Eine Frau aus Solothurn schickte mir ein Paket alte Ansichtskarten, die sie aus einem Nachlass be-

kommen hatte. Sie waren an Anny Morf in Wipkingen gerichtet und stammten von Genossen aus der «Eintracht», die sie mir von ihren Reisen geschrieben hatten. Als ich 1919 nach München fuhr, legte ich die Karten zusammen mit anderen Dokumenten in eine Schachtel und liess diese in der Obhut meiner Schwester Emmy. Als ich von München zurückkam, war die Schachtel nicht mehr da, Emmy hatte sie fortgeworfen. Wie diese Karten nach Solothurn gekommen sind und siebzig Jahre überdauert haben, ist mir schleierhaft.

Wenn ich heute auf mein Leben zurückschauen, sehe ich, dass sich durch unsere politische Arbeit doch einiges zum Guten verändert hat. Auch wenn es immer wieder Enttäuschungen gibt, weil man meint, es müsse ein bisschen schneller vorwärts gehen!

Heute würde ich nochmals bei der Erziehung anfangen, bei den Kindern. Denn die Kindheitsjahre sind am wichtigsten für die spätere Einstellung. Es ist schwierig, aus erwachsenen Menschen echte Sozialisten zu machen. Dass die Partei das nicht erkannte, konnte ich nie verstehen.

Ich wäre selbstverständlich auch in der Frauenbewegung. Die Frauen müssen sich zusammenschliessen, sie haben eigene Probleme, die sie für sich lösen müssen. Es gibt noch vieles zu verändern, auch wenn die Situation heute viel besser ist als früher. Wir haben das Frauenstimmrecht und können in den Behörden mitarbeiten, und das wollten wir eigentlich erreichen. Dass wir anerkannt werden als Frau.

Die Frau sollte darum kämpfen, dass sie freier wird. Sie ist ja zu Hause oft die Sklavin des Mannes. Die Ideen von einst sind heute noch in den Köpfen drin, und das ändert sich nur langsam. Seit zwanzig Jahren haben wir das Frauenstimmrecht, seit zehn Jahren die Gleichberechtigung, und ich hoffe, dass die Jungen dort weiterarbeiten, wo wir angefangen haben, und das, was wir bis jetzt erreicht haben, vervollkommen. Ich hoffe auch, dass die Männer, besonders die jungen, selbständiger werden. Mit der Selbständigkeit des Mannes *und* der Frau werden auch die Verhältnisse geändert, aber das geht nicht von heute auf morgen. Es wird noch Jahrzehnte dauern, bis einmal der Gedanke der Gleichberechtigung Wirklichkeit wird. Dazu braucht es viel Kleinarbeit, aber diese Kleinarbeit lohnt sich.

Die Bilder in diesem Buch stammen aus dem Besitz von Anny Klawa-Morf.
Ausser den Fotografien auf den Seiten 223: Susannah Küng, 234: Eduard
Rieben und 235: Hansueli Trachsel.